

# Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

/vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2004



Jahrg. 16, Heft 2, August 2004



ISSN 0947-7233

**Titelbild:** Nofretetes Büste und Schädel erstmals vereint; s. ab S. 462  
[Foto M. Hoffmann].

**Impressum:**

**Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin**

(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig  
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06  
Fax: / 87 139 139  
mantisillig@gmx.de

**ISSN 0947-7233**

**Edition und Redaktion:** Dr. phil. Heribert Illig

**Contributing Editor:** Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung  
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

**Home-page**, eingerichtet von Günter Lelarge [www.mantis-verlag.de](http://www.mantis-verlag.de)  
dort auch das **Autorenregister** der *Zeitensprünge*

**Stichwortverzeichnis:** [www.chrono-rekonstruktion.de](http://www.chrono-rekonstruktion.de) eingerichtet  
von Andreas Otte

**Druckerei:** Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

**Bezugsbedingungen:**

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2004 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990-1991 je 20,- ; 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 = 32,50; 1999-2000 = 35,- ; 2001-2002 = 37,50 ; 2003 = 32,- . Porto im Preis enthalten.

**Copyright ©:** Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

**Konto:** Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

# Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 16, Heft 2  
August 2004

## Editorial

Merkst du, wie die Zeit vergeht? Wer hat an der Uhr gedreht? Ist es wirklich schon so spät? Die Fragen klingen bekannt, doch die heutige Antwort überrascht mich selbst: Es ist jetzt 20 Jahre her, dass ich mir den berühmten Ruck gegeben und das erste GRMNG-Bulletin für die *Gesellschaft zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte e.V.* geschrieben habe, das dann – noch ohne Datumsangabe – im Mai 1984 verschickt worden ist. Den vier Schreibmaschinenseiten – der erste Computer kam erst 1985 zum Einsatz – samt vierzehn Beilageseiten des ersten Rundbriefs folgten 18 weitere Ausgaben, bevor 1989 die abonmierbare Zeitschrift *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* entstand, die wiederum 1995 zu den *Zeitensprüngen* mutierte.

Andreas Otte wusste das wohl nicht, als er pünktlich zu diesem Jubiläum die Stichwortverzeichnisse dieser drei wesensverwandten Periodika ins Internet stellte (s. S. 252), gefolgt von denen der Bücher aus dem Mantis Verlag. Insofern hat nunmehr jede/r die Möglichkeit, auch in ganz alten Papieren zu blättern. Erfreulicherweise ist die Halbwertszeit dieser Texte deutlich länger als etwa bei naturwissenschaftlichen Periodika, deren Urheber auch noch stolz darauf sind, wie schnell ihre schönsten Geistesblüten verwelken

Andreas Otte ist einer jener vielen Helfer und natürlich auch Helferinnen, die für die Leserschaft meist anonym bleiben, obwohl sie die Redaktion dankenswerterweise auf Neuerscheinungen, aktuelle Zeitschriften- und Zeitungsartikel auch aus Regionalblättern, auf Internet-Debatten und vieles mehr hinweisen oder 'Hand- und Spanndienste' leisten. Nur dank dieser steten Unterstützung bleibt dieses Bulletin farbig und facettenreich.

Nicht anonym, aber doch eher als "noms de plume" treten unsere Autorinnen und Autorin auf. Aus einem unbekanntem Grund gelingt es ihnen immer wieder, rechtzeitig vor Redaktionsschluss ausreichend viele Artikel einzusenden, während der Herausgeber des öfteren von dem Gedanken angekränkelt wird, es werde diesmal ganz sicher nur eine Kümmerausgabe erscheinen können – doch das gehört wohl unter die Rubrik Phantomschmerzen. Gerade dieses aktuelle Heft bringt eine ganze Reihe von bahnbrechenden Arbeiten, die weit über unseren Kreis hinausstrahlen sollten.

Interessante Lektüre wünscht

*H. A. Otte*  
5. 8. 04

# http://www.chrono-rekonstruktion.de

## Ein Statusbericht

Andreas Otte

*Im Folgenden möchte ich kurz den aktuellen Stand der Website sowie die bisher vorhandenen Möglichkeiten und Funktionen beschreiben. Danach wird die Chronologie-Datenbank detaillierter dargestellt.*

### Allgemeines

Die Website teilt sich in zwei Bereiche. Da ist zum einen der für einen zufälligen Besucher sichtbare Teil, welcher das Anliegen der Chronologie-Rekonstruktion beschreibt und eine Einführung in das Thema geben soll.

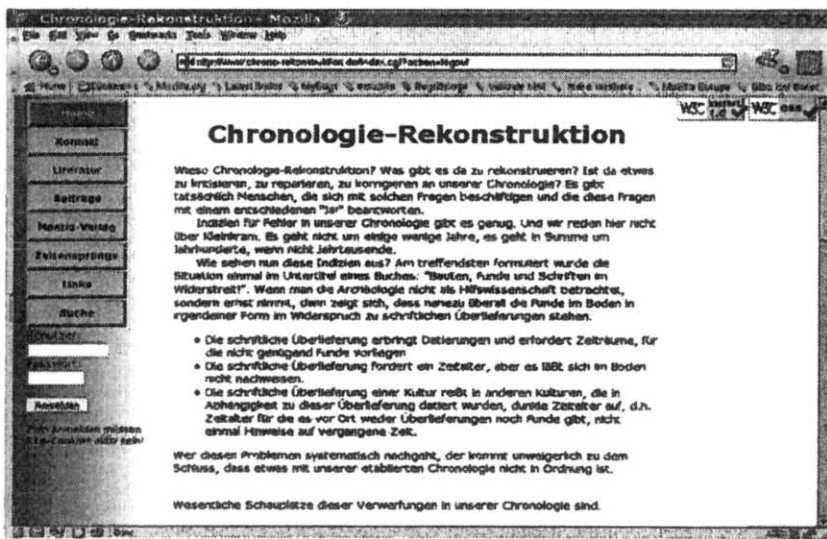


Abb. 1 Startseite

Der zweite Teil wird erst dann sichtbar, wenn man sich mit Benutzerkennung und Passwort auf der Startseite anmeldet. Dann stehen weitere Funktionen zur Verfügung, die im folgenden beschrieben werden sollen.

## Die allgemein verfügbaren Seiten

Der Text der Startseite beschreibt das Warum und Wieso einer Chronologie-Rekonstruktion und soll in erster Linie neugierig auf das Thema machen. Auf der linken Seite finden sich einige Schaltflächen (s. Abb. 1), die auf weitere Bereiche der Webseiten verweisen und deshalb nun erläutert werden.

### Aktuelles

„Aktuelles“ verweist auf eine Seite, auf der z.B. aktuelle Funde in der Tagespresse dargestellt werden sollen. Diese Seite lebt von aktiver Mithilfe; jeder registrierte Benutzer kann hier von ihm gefundene Informationen einstellen und damit anderen zur Verfügung stellen. Gibt es keine aktuellen Informationen, ist die Schaltfläche nicht sichtbar.

### Kontakt

„Kontakt“ enthält das obligatorische Impressum der Website mit Adressangaben.

### Literatur

„Literatur“ stellt den Versuch eines thematisch geordneten Literaturverzeichnisses zur Chronologie-Rekonstruktion dar, welches aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Weitere Vorschläge zur Aufnahme von Büchern sind sehr willkommen. Unten auf der Seite findet sich ein Link für weitere Literatur, die ebenfalls zum Thema beiträgt.

### Beiträge

Hier finden sich kleine, einfach geschriebene Beiträge zu diversen Aspekten der Chronologie-Rekonstruktion.

Gemeint sind Texte, die Ursachen der Chronologie-Kritik aufzeigen oder Ziele der Chronologie-Rekonstruktion beschreiben oder typische Gegenargumente (C14, Dendrochronologie, Astronomische Datierung etc.) gegen eine Modifikation der Chronologie zurückweisen.

Zielgruppe dieser Texte sind Besucher dieser Webseiten, die von der Chronologie-Kritik/Rekonstruktion vielleicht bereits gehört haben, oder über eine Suchmaschine den Weg hierhin gefunden haben. Ziel ist es, den Besucher soweit zu interessieren, dass er mehr wissen möchte und damit potenzieller Leser der Bücher und/oder der *Zeitensprünge* wird. Wer solche Texte beisteuern will, der melde sich bitte bei mir.

### Mantis Verlag

Diese Seite beschreibt das aktuelle Verlags-Programm des Mantis-Verlags, sowie angekündigte neue Bücher/Materialien.

## *Zeitensprünge*

Hier werden die Ziele der Zeitschrift beschrieben. Letztlich ist dieses aber die Einsprungmöglichkeit für Online-Abfragen über Titel, Autoren und Stichworte der Beiträge in den *Zeitensprüngen*. In einer Datenbank sind sämtliche Beiträge mit Autor, Titel, Jahrgang, Heft, usw. gespeichert. Zusätzlich sind sämtliche Stichwortregister von 1989 bis aktuell Ende 2003 enthalten, mit den entsprechenden Beiträgen verknüpft. Sie erlauben so eine Suche in den Beiträgen über die vorgegebenen Stichworte.

### Links

Die „Links“-Seite enthält Verweise auf andere interessante Seiten im Web mit ähnlichen Themen. Auch hier sind weitere Vorschläge willkommen.

### Suche

Mit der „Suchen“-Funktion kann im öffentlich zugänglichen Teil der Website nach Begriffen gesucht werden. Diese Suche umfasst nicht das Register der *Zeitensprünge*, sondern die normalen Webseiten, also z.B. die Beiträge.

### **Die Seiten mit Benutzerberechtigung**

Unter den eben besprochenen Schaltflächen findet sich zusätzlich die Möglichkeit, sich auf der Webseite anzumelden. Dafür benötigt man ein Benutzerkennung und ein Passwort. Dieses muss bei mir beantragt werden und wird nach Absprache mit Heribert Illig zumeist gewährt.

Nachdem man sich angemeldet hat, ändert sich das Layout der Webseite geringfügig; es erscheinen zusätzliche Schaltflächen, und eventuell blendet sich ein Fenster mit aktuellen Neuigkeiten (z.B. Vorträge, Besichtigungen, Treffen, etc.) ein. Im Gegensatz zu „Aktuelles“ können diese Neuigkeiten nur von Administratoren (zur Zeit H. Illig und ich) gepflegt werden und sind auch nur für angemeldete Benutzer sichtbar. Weiterhin wird in Links unterhalb der Schaltfläche die Möglichkeit geboten, die persönlichen Angaben (z.B. das Passwort) abzuändern, sich wieder abzumelden sowie „Aktuelles“ zu pflegen.

### Datenbank

Diese ist die Startseite zur eigentlichen Chronologie-Datenbank. Sie dient dem Ziel, die Widersprüche in unserer Chronologie aufzudecken, aber auch mögliche Lösungen aufzuzeigen. Dazu sollen Ereignisse, d.h. Funde, Personen, Bauten, Kunstwerke, Stratigraphien, usw. gespeichert werden, sowie ihre zeitliche Beziehung zueinander (vorher - nachher, zugleich). Ziel ist es, aus diesen Daten konsistente, widerspruchsfreie Teilchronologien zu erzeugen, die zu einer neuen Gesamtchronologie führen sollen. Dazu später mehr.

Die Applikationsauswahl ist die Startseite in die Datenbank. Drei Applikationen zur Nutzung der Datenbank stehen bereit, weitere werden folgen. Hier wird auch das Datenmodell und die Benutzung der Datenbank erklärt.

### Projekte

Projekte beschreiben Aufgaben im Rahmen der Rekonstruktion, die jemand (oder eine Gruppe von Benutzern) übernommen hat oder übernehmen will oder auf die jemand zur Erledigung hinweisen möchte.

Die Projektübersicht zeigt die Beschreibung und den Status der einzelnen Projekte. Gedanke dieser Projektverwaltung ist es, transparenter zu machen, wer gerade an welchem Thema arbeitet, um auf diese Weise doppelte Arbeit zu vermeiden und gegebenenfalls Mitstreiter zu finden. Jeder registrierte Benutzer kann Projekte ansehen, neu erstellen oder gegebenenfalls adoptieren.

### Download

Unter „Download“ findet sich ein Bereich, der weiteres Material (z.B. Karten, Textauszüge der Datenbank, Hilfstexte, Formatvorlagen für *Zeitensprünge*-artikel, usw.) enthalten kann. Die bereitgestellten Dateien können heruntergeladen werden. Ebenso kann jeder registrierte Benutzer eigenes Material zur Verfügung stellen.

### Forum

Hinter dem Bereich „Forum“ verbirgt sich ein geschlossenes, themenorientiertes Diskussionsforum zum Ideen- und Meinungsaustausch in zwei Ausprägungen.

Eine Version dieses Diskussionsforums sind so genannte Mailinglisten, die man abonnieren kann. Eine Nachricht an eine solche Liste wird automatisch an alle Listenmitglieder verteilt. Geantwortet wird wieder an die Liste und damit auch an alle anderen Teilnehmer. Den Zugang zu einer Mailingliste muss man beantragen, dazu sucht man die Anmeldeseite der Mailingliste auf der „Forum“-Seite auf und folgt den Anweisungen. Die Einrichtung weiterer Mailinglisten zu diversen Themen ist ohne Probleme möglich.

Eine andere Version ist ein so genanntes Bulletin-Board, in dem Mitglieder zu definierten Kategorien in Foren Beiträge schreiben und Meinungen austauschen. Entweder man diskutiert in einem laufenden Thema mit oder man eröffnet ein neues und hofft auf weitere Teilnehmer.

### Hilfe

Diese Seite beschreibt in knapper Form die verfügbaren Funktionen dieser Website.

## Die Chronologie-Datenbank

Nachdem nun alle Hauptseiten der Website angesprochen wurden, soll erneut die Datenbank unser Thema sein. Eine wesentliche und bereits jetzt nutzbare Komponente der Datenbank ist das Publikationsverzeichnis. Es ist uns bereits früher in Form der allgemein verfügbaren Abfrage der *Zeitensprünge*-Titel begegnet.

Für registrierte Benutzer stehen alle bisher erfassten Publikationen und Stichworte zur Verfügung. Nicht nur die Register der *Zeitensprünge* sind erfasst, sondern auch die Register vieler weiterer Bücher aus dem Mantis-Verlag, sowie das Register und die Titel der *GRMNG-Bulletin*-Beiträge (1984-1988). Bereits in diesem embryonalen Zustand ist die Datenbank damit ein wertvolles Hilfsmittel bei der Suche nach Veröffentlichungen zu einem Thema. Die restlichen Mantis-Register und vielleicht noch einige weitere werden hoffentlich bald folgen.

Zusätzlich zu Publikationen, Stichworten und Registereinträgen sollen noch weitere Daten erfasst werden:

|                    |  |
|--------------------|--|
| Regionen           | Liste von Regionen, hierarchisch verknüpft über eine Oberregion.   |
| Ereignisarten      | Liste von möglichen Ereignisarten (Fund, Zeitalter, Person, Quelle, ...).                                  |
| Ereignisse         | Liste von geschichtlichen Ereignissen, evtl. eingeordnet nach Region und Art.                              |
| Beziehungen        | Liste von Verknüpfungen (liegt vor, liegt zeitgleich mit) zwischen zwei Ereignissen.                       |
| Ereignisverweise   | Liste von Verknüpfungen zwischen Ereignissen und Publikationen, wenn möglich mit Zitat- und Seitenangaben. |
| Beziehungsverweise | Liste von Verknüpfungen zwischen Beziehungen und Publikationen, wenn möglich mit Zitat- und Seitenangaben. |

Wozu diese Daten? Es soll ein chronologisches Grundgerüst erstellt werden. Dieses Gerüst besteht aus Ereignissen und deren zeitlichen Beziehungen zueinander. „Ereignis“ kann dabei alles mögliche sein, ein bewusst sehr weit gefasster Begriff. Diese zeitlichen Beziehungen sind zunächst rein relativ, also etwa von der Art „A liegt vor B“ oder „A liegt zeitgleich mit B“, oder „A liegt in B“ (z.B. bei Ausgrabungsfunden in Schichten) wobei „A“ und „B“ eben Ereignisse sind. Die Ereignisse sowie deren zeitlichen Beziehungen untereinander sollten durch Publikationsverweise abgesichert sein, möglichst mit Zitaten und Seitenangaben.

Hauptsächliche Datenbasis sollen (im klaren Gegensatz zu Fomenkos



Arbeit) archäologische Funde sein. Es geht also zunächst darum, die Fundorte mit ihren Schichtfolgen und den darin aufgefundenen Artefakten zu erfassen. Eine natürliche zeitliche Reihenfolge liefert die Schichtenabfolge. Als Publikationsreferenz gelten Bücher, in denen die Schichtenfolgen und Funde veröffentlicht wurden. So entsteht eine zunächst vollständig relative Chronologie.

Aber auch Geschichtsbücher können im Prinzip eine Datenbasis sein, einerseits als Quelle von Ereignissen und Beziehungen, andererseits aber auch als Ereignis selbst.

Ziel ist es, wie bereits erwähnt, aus diesen Daten konsistente, widerspruchsfreie Teil-Chronologien zu erzeugen, die letztlich zu einer neuen Gesamt-Chronologie führen sollen.

### Abschluss

Diese Datenbank mit ihren Funktionalitäten und die sie umgebende Website entsprechen der Vorstellung, die ich mir von einer möglichen Unterstützung der Rekonstruktion mit Hilfe von „Neuen Medien“ gemacht habe. „Aktuelles“, „News“, „Projekte“ und „Forum“ sollen dabei die interne Kommunikation in der Gruppe unterstützen.

Mit Sicherheit habe ich wichtige Dinge nicht beachtet, Dinge zu umständlich angelegt usw. Das beschriebene System, auch wenn es bereits existiert, ist daher nur als ein erster Vorschlag zu sehen, der modifiziert werden kann und sicherlich auch muss.

Ich möchte mit dieser Präsentation die Diskussion zum Thema einleiten und gleichzeitig alle bitten, sofern es ihnen möglich ist, mitzuarbeiten. Ideen dazu sollen die „Projekte“ liefern. Auch die chronologischen Daten gelangen nicht automatisch in die Datenbank, sondern sind das Ergebnis harter Eingabearbeit.

Eine Benutzererkennung mit Passwort kann man einfach per Email bei mir (in Abstimmung mit H. Illig) beantragen.

Besonderer Dank gilt Andreas Birken, Allan Latham und Fabian Fritzsche, die mit guten Ideen und Beiträgen den aktuellen Stand der Website mit geformt haben, sowie natürlich Heribert Illig für die mühevollen Suche und Bereitstellung der alten Registerdaten.

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54a,  
Andreas.otte@chrono-rekonstruktion

# Die Tyrannei des Trivialen Zum Mittelalterdiskurs Heribert Illig

Diesmal teilt sich der Bericht in zwei Teile. Zum einen hat Hans-Ulrich Niemitz in Berlin den Vortrag von Volker Hoffmann gehört und protokolliert (s. S. 272), zum anderen beschäftigen uns neben diesen wichtigen bauhistorischen Analysen auch theoretische Aspekte, die von den Mediävisten bei ihrer Arbeit berücksichtigt sein wollen. Zur Einstimmung betrachten wir zunächst einige materielle Befunde, auf denen sich dann Theorie entfalten kann.

## Aachen

Ist es endlich entdeckt? Hat Karl sein Grab wieder? Fast hätte man es meinen können. Denn Hans Karl Siebigs [2004], der ehemalige Dombaumeister von Aachen, stellt in seinem neuesten Buch über Bautechnik und Baugeschichte der Pfalzkapelle eine Kammer vor, die es vielleicht hätte sein können. Es handelt sich um ein Gelass an der Nahtstelle von Oktagon und gotischem Hochchor, aber nicht mittig, sondern seitlich hinterm Ambo. Einst führte eine Wendeltreppe hinab; ein Tonnengewölbe spannt sich in 2,50 m Höhe über einem Grundriss von bescheidenen 1,70 x 0,70 Meter [Hoog; Sel.]. Hier war natürlich kein Sarg unterzubringen, schon gar nicht der Proserpina-Sarkophag. Hätte es sich etwa um ein kaiserliches Hockergrab gehandelt? Insofern tut Siebigs – anders als die Presse – gut daran, nur von einer Nische zu sprechen, in der zeitweilig die sterblichen Überreste des Überkaisers aufbewahrt worden sein könnten, gewissermaßen ein temporäres Ossuarium, die Wikingereinfälle antizipierend beim Kirchenbau für den in Sitzhaltung einbalsamierten Kaiser vorbereitet. Insofern muss weiter nach dem Grab gesucht werden. Verwundern darf, wieso Siebigs, der doch seit 1997 nicht mehr Dombaumeister ist, erst jetzt den Fund der Öffentlichkeit vorstellt. Derweil hat Aachens Oberbürgermeister Jürgen Lindig aus Anlass einer weiteren Buchvorstellung eingeräumt:

“Wir haben als Stadt unsere Hausaufgaben zur archäologischen Bestands-erhebung noch nicht gemacht” [tka].

Die Bretter aus dem Thronstiz der Pfalzkapelle muss der Devotionalienfreund nun andernorts suchen. Weil sie an Ort und Stelle wenig beachtet worden sind – wer wagte sich schon die Stufen hinauf, um jene Bretter zu bestaunen, die dem Aachener und dem Mediävisten die Welt bedeuten –, darf sich nunmehr das *Rheinische Landesmuseum* Bonn mit ihnen schmücken [Bittmann].

## Münster

Münster rüstet für seine 1200-Jahr-Feier im kommenden Jahr. Um den Hl. Liudger als ersten Bischof von Münster gebührend zu feiern, räumt das Stadtmuseum von Münster "praktisch alle Etagen leer, um die Anfänge des Bistums Münster um 800 zu zeigen" [Loy].

"Die Stadt kann dem Hl. Liudger dankbar sein. Denn dieser gründete gewissermaßen in einer Bauerschaft an der Aa ein Bistum, was für die karolingische Zeit, die für ein solches Unterfangen eine in sich geschlossene Siedlung, eine 'civitas' vorschrieb, ungewöhnlich war."

Es war "ein ziemlich tristes Kaff im Sumpf", so Gabriele Isenberg als Leiterin des *Westfälischen Museums für Archäologie* [Loy], das zum Bischofssitz erhoben worden wäre – und außerhalb von Münster wird gegrübelt, wie man sich eine Kathedrale 'mitten im Busch' vorzustellen habe. Das ist das Resultat, wenn richtige archäologische Befunde mit falschen Urkunden zur Deckung gebracht werden. Das Emblem für die Ausstellungen dürfte auch schon ausserkoren sein: eine kreuzförmige Gewandspange als ältestes bekanntes christliches Zeichen aus Münster, der Zeit um 800 zugeschrieben. Es handelt sich dabei um eine zentralsymmetrische Fibel, die mitnichten einem christlichen Kreuz ähnelt.

Werner Thiel ärgerte die Münsteraner, indem er mitsamt der Phantomzeitthese in dem Trendblatt *Ultimo* von Carsten Krystofink vorgestellt wurde. Der zog, bestens informiert, kräftig vom Leder:

"Eine Clique von Hooligans unter den Historikern ist schon lange überzeugt, einer Weltverschwörung bei der Zeitrechnung auf der Spur zu sein. Das Internet ist ein wahrer Sumpf solcher Verschwörungstheoretiker. Ihr Guru ist Heribert Illig. [...] Man braucht kaum zu erwähnen, dass sich Illig mit anderen namhaften Historikern seit etlichen Jahren einen erbitterten Stellungskrieg liefert, der in Fachzeitschriften ausgetragen wird und wegen der brillant formulierten Häme, mit denen die Gegner ihre Angriffe würzen, Unterhaltung auf höchstem Niveau bietet."

Na also, immerhin ein Quentchen Lob – steht doch immer zu befürchten, dass die Auseinandersetzung vom geneigten Publikum als gar zu trocken-staubig empfunden wird. Thiel hat nun die These auf Münster übertragen, was leicht möglich war, da eine bislang vermutete sächsische Siedlung auf dem Domplatz zur fraglichen Zeit eindeutig nicht existiert hat und demnach der Bischof im oder am Moor gehaust haben müsste. Das rief neuerlich Isenberg auf den Plan, die hier seit 30 Jahren gräbt und deshalb weiß, wo sie zustimmen muss [Krystofink]:

"Anhand der Jahresringe ausgegrabener Pfahlbauten können wir deren Alter genau bestimmen. Die angebliche Sachsensiedlung, die in den 50er

Jahren auf dem Domplatz gefunden wurde, ist in Wirklichkeit 100 Jahre jünger, aber das war mit den damaligen Messmethoden nicht feststellbar. In der Karlszeit standen nur ein paar einzelne Häuser auf Überwasser.”

Es muss also beim basilikal überhöhten Kaff im Sumpf bleiben. Insoweit wäre weder Thiel noch die Phantomzeitthese widerlegt. Aber die Spezialistin hat weitere Pfeile im Köcher:

“Wir haben karolingische Keramiken und Münzen von Ausgrabungen am Domplatz, die sind jedenfalls *nicht* gefälscht. Unter dem Prinzipalmarkt, dem Drubbel und dem Dom liegt noch viel mehr, aber leider können wir ja nicht alles auf den Kopf stellen – ich warte halt darauf, dass im Domkeller mal eine Rohrleitung erneuert werden muss, harhar!”[Krystofink]

Erneut das Prinzip Hoffnung als schärfste Waffe. So findet Isenberg zu einem klaren Urteil: “Diese Geschichte mit dem erfundenen Mittelalter ist [...] absurder Käse!” [ebd.] Bei dieser Qualifizierung darf man sich nicht wundern, dass dieses schlichte Lebensmittel den Spezialisten derart schwer im Magen liegt.

Manche verirren sich unter solcher Heimsuchung sogar in die Psychopathologie und äußern wie der Kirchengeschichtler Prof. Karlheinz Blaschke [2004] eine harte Diagnose: “irrsinnige These”, die sich durch den “Bazillus dieser ‘Phantomzeit’” verbreitet und nun auch die Kirchengeschichte erfasst hat. Wie es sich für einen konservativen Vertreter gehört, reagiert er acht Jahre nach den Mediävisten, aber mit demselben immer paraten Wortschatz, der prompt die “Scharlatanerien neunmalkluger Laien” und das “Sensationsbedürfnis der Masse” freigibt, als wären wir noch im Jahr 1996.

### Odilienberg

Die Heidenmauer am Odilienberg (Mont Sainte-Odile im Elsass), die uns Andreas Birken gezeigt hat [ZS 3/2003, 529], erlebt neue Evolutionen, die 2003 noch nicht zu erkennen waren. Bei

“der Hohenburg handelt es um eine bedeutende keltische Festungsanlage, die von einer heute noch gut erhalten Mauer umgeben ist, der Heidenmauer. Sie ist 10,5 km lang, umschließt ein Gebiet von über 100 ha, ist 1,7 m dick und heute noch an einigen Stellen bis zu 3 m hoch”[Birken, 530].

Dagegen monierte Prof. Heiko Steuer das *F.A.Z.-Reiseblatt* vom 13.5.2004 in einem Leserbrief vom 5. Juni:

“Es gibt keinerlei Hinweise für ein keltisches Heiligtum auf dem Berg, und auch die elf Kilometer lange ‘Heidenmauer’ ist nicht in keltischer, also nicht in vorchristlicher Zeit errichtet worden. Diese These ist schon lange überholt, und zuletzt vermutete man eine spätrömische Befestigungsanlage aus dem vierten Jahrhundert nach Christus. Doch jüngst wiederentdeckte und über die Dendrochronologie datierte Hölzer, mit denen

einst die großen Quader miteinander verzapft waren, weisen den Bau der Mauer in die Zeit um 680 bis 700 nach Christus, als Herzog Eticho, der Vater der heiligen Odilie, und sein Sohn regierten. Für die neue Datierung des Bauwerks fehlt noch die Erklärung, welchen Zweck die Befestigung gehabt hätte.”

Steuer übersah, dass die F.A.Z. in derselben Nummer vom 13.5. ausführlich über die Holzdatierung der Heidenmauer berichtet hatte; das Reiseblatt war wohl schon früher abgeschlossen worden.

Man versuche zu begreifen, was da geschehen ist: Die Phantomzeit hat ihr vielleicht größtes Zeugnis erhalten – einen Steinwall mit einem Volumen von allemal 90.000 Kubikmetern, der aussieht wie ein Bollwerk aus dem Megalithikum und konsequenterweise noch 1986 der Bronzezeit zugerechnet worden ist [Fischer-Hachette, 569]. Und jetzt ein Merowingerwall aus dem einzigen Grund, dass vor fast 100 Jahren Enthusiasten hölzerne Verbindungsteile gesammelt und dann vergessen haben, die jetzt aber wieder aufgetaucht sind, in ihrer Echtheit bestätigt und datiert werden konnten.

So stiften Dendrochronologen und damit die physikalischen Absolutdatierer wieder einmal ganz neue Sinnzusammenhänge. Bislang erkannte man Römermauern daran, dass sie aus großen, rechtwinklig zubeihauenen Quadern bester Qualität bestanden. Das lässt sich wunderschön an der Stadtmauer von Tarragona beobachten, da dort die regelmäßigen Steine auf einer älteren, megalithischen Mauer fußen. Doch jetzt sähe man die Römer des 4. Jhs. oder auch die merowingischen Franken des 7. Jhs. Megalithmauern errichten, die mit römischer Mauertechnik nichts, aber auch gar nichts mehr gemein hätten. Vor Dendrochronologen mag nichts unmöglich sein – aber dass in herrschender Lehre nur 100 Jahre vor dem wohlgefügtten Bau der Aachener Pfalzkapelle die nunmehr christianisierte Heidenmauer errichtet worden wäre, das bleibt als Behauptung ein starkes Stück. Wer möchte da noch auf die Dendrochronologie wetten?

### **Die Tyrannei der Schriftquellen**

Aachen hat uns gezeigt, dass alles, was geschrieben worden ist, auch seine materielle Bestätigung erfahren muss, wenn wenigstens einmal ein leidlich passendes Gemäuer erhalten ist. Münster hat bewiesen, dass der Archäologe auf keinen Fall den Schriftquellen widersprechen wird, sondern lieber einen Bischof ins Moor jagt. Am Odilienberg wurde deutlich, dass auch eine Umdatierung um 1.000 oder noch mehr Jahre möglich ist, so lange sie nicht von außen vorgeschlagen wird.

Insofern bewegen wir uns nicht im luftleeren Raum. Bei der Feststellung *Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit* [1994; Untertitel] konnte ich mir

nicht vorstellen, dass derartige Widersprüche der herrschenden Lehre einfach entgehen. Aber Barbara Scholkmann hat – den dankenswerten Hinweis verdanke ich Werner Loh, Paderborn – darüber berichtet, wie sich die Mediävisten mit ihrer Magd, der Archäologie quälen. Erstere hat aus erkenntnistheoretischer Sicht ein Grundproblem der einschlägigen Forschung beleuchtet:

“Die Interaktion zwischen materieller und schriftlicher bzw. bildlicher Überlieferung im Rahmen der Interpretationsebenen archäologischer Befunde und Funde [...] ist für die Archäologie des Mittelalters eine Problematik von grundlegender Bedeutung” [Scholkmann 239].

Diese Problematik ist von den Quellenkennern lange nicht begriffen worden. Scholkmann resümiert zunächst den Stand vor 1970:

“Bis in die 60er Jahre basierte die Erforschung des Mittelalters in Mitteleuropa weitestgehend ausschließlich auf der schriftlichen Überlieferung. Gegenständliche Zeugnisse, etwa Burgen oder Kirchenbauten, wurden nur unter thematisch eingeschränkten Fragestellungen, wie solchen der Bau- und Kunstgeschichte, miteinbezogen” [Scholkmann 239].

Die Archäologen haben damals noch gar nicht unter dieser Hintansetzung gelitten. So sah der DDR-Mittelalterarchäologe Paul Grimm 1966 sein Arbeitsfeld begrenzt auf jenen Zeitraum,

“in dem die von anderen Quellen [gemeint sind die schriftlichen; Anm. B.Sch.] erarbeiteten Grundlagen noch nicht ausreichen, um ein abgerundetes, alle Seiten des Geschehens umfassendes Geschichtsbild zu liefern” [Grimm 1966, 39f; n. Scholkmann 242].

Scholkmann interpretiert das eindeutig:

“Dies bedeutet, daß die materielle Überlieferung nur in jenen Zeiträumen und zu jenen Forschungsproblemen relevant ist, wo die Schriftquellenforschung allein dieses umfassende Geschichtsbild nicht erarbeiten kann und der Ergänzung durch die Archäologie bedarf. Der inhaltliche Rahmen wird von der Schriftquellenforschung vorgegeben. Die Archäologie ist ‘gebunden an das feste, allgemeine historische Bild’” [Scholkmann 242; Binnenzitat Grimm 1966, 74].

1973 zog mit Herbert Jankuhn ein bekannter Archäologie den Kreidekreis um seine Disziplin, noch dazu zur grundsätzlichen Standortbestimmung im ersten Heft der *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters*:

“Die im Boden und obertäglich erhaltenen gegenständlichen, d. h. materiellen Quellen dienen auch für ihn der Erforschung des Mittelalters nur insoweit, als nicht genügend schriftliche Quellen vorhanden sind, denn »... die Ablösung archäologischer Arbeitsweisen durch historische [gemeint sind solche der Schriftquellenforschung; Anm. B.Sch.] ist primär eine Frage der Quellenlage ...« (ebd. 9)” [Scholkmann 243; Binnenzitat Jankuhn, 9].

Die Problematik scheint schlicht und einfach daher zu rühren, dass die Archäologen zu lange die Vorgeschichtsforschung "als Geschichtsschreibung mit [...] archäologischen Mitteln" [Veit 1998, 33; n. Scholkmann 243] verstanden, sich hier als wahre Historiker begriffen und deshalb den Übergang zu Zeiten mit schriftlichen Quellen gar nicht wirklich mitvollziehen wollen.

Erst 1986 hielt Timothy Champion auf dem *World Archaeological Congress* in Southampton einen rebellischen Vortrag, der 1990 unter dem Titel *Medieval archaeology and the tyranny of the historical record* erschienen ist. Diese Tyrannei beschreibt er so:

"...das Programm für die Archäologie der historischen Perioden Europas [wird] von der Geschichtsforschung und deren Vorstellung von der Vergangenheit definiert ... Nicht nur werden die auf archäologischen Quellen basierenden Forschungen in der Regel gegenüber den auf schriftlicher Überlieferung beruhenden als *zweitrangig* angesehen, sondern auch *der gesamte konzeptionelle Rahmen von Fragestellungen und Ergebnissen wird begrenzt durch die Interessen der Historiker*" [nach Scholkmann 240; Hvhg. HI].

Champions Feststellung: Es ist weder der klassischen noch der mittelalterlichen Archäologie bisher gelungen, dem Aussagepotential ihrer Quellen gegenüber der schriftlichen Überlieferung Geltung zu verschaffen – deshalb bestehe die Notwendigkeit, sich von den "Fesseln der historischen Überlieferung" zu befreien [ebd.]. Der Archäologe D. Austin sekundierte 1990:

"Tatsache ist, daß wir uns von den Vorgaben der Historiker so weit haben in die Falle locken und von dem ganzen *Krempel* der mittelalterlichen Geschichte so haben *zu Boden drücken* lassen, daß wir kaum noch fähig sind, unsere Quellen auf der Grundlage moderner archäologischer Forschung zu analysieren und zu interpretieren. Und wenn wir es tun, werfen uns die Historiker bestenfalls vor, unsere Ergebnisse seien *irrelevant* oder *nicht wissenschaftlich*, schlimmstenfalls, wir würden nur *völlig unverständliches Zeug* von uns geben" [nach Scholkmann, 240f, Fn. 3; Hvhg. HI].

1997 stieß Heiko Steuer noch immer ins gleiche Horn:

"...aus Sicht der Mittelalterhistoriker, die sich mit Schrift- und Bildquellen befassen, scheint der immense Quellenbestand der Mittelalterarchäologie, der durch die Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten zutage gekommen ist, noch gar nicht zu existieren" [Steuer 1997/98, 37; nach Scholkmann, 241].

Steuer ist aber auch heute noch bereit (s.o. zum Odilienberg), sofort seine Fachkenntnis fremden Datierungsmethoden zuliebe zurückzustellen, so besonders die Konsequenzen auch sein mögen.

Insofern konnten Ansätze nicht fruchten, die der Archäologie Harald von Petrikovits schon 1962 im Katalog einer Bonner Ausstellung geäußert hat.

2003 liest Scholkmann aus ihnen das richtige Verhältnis zwischen Schriftquellenkunde und Archäologie heraus:

“Sie kann nur in enger Zusammenarbeit mit der Auswertung schriftlicher und bildlicher Quellen erfolgreich tätig sein. Für die Relevanz der Aussagemöglichkeiten der materiellen Quellen erscheint das Kriterium des Vorhandenseins einer schriftlichen Überlieferung ebenso wie deren Quantität unerheblich. Materielle und schriftliche Überlieferung, so ist daraus zu folgern, haben ein gleichwertiges Aussagepotential und tragen gemeinsam zur Erforschung einer Geschichte bei, die als »Gesamtgeschichte« im Sinne der *histoire totale* verstanden wird. Daß dabei die Interaktion zwischen archäologischen Quellen und schriftlicher Überlieferung auf der Interpretationsebene im Sinn eines hermeneutischen Verstehens gedacht war, ergibt sich unter anderem daraus, daß, neben anderen Teilgebieten mediävistischer Forschung, auch Fragen der Religions- und Ideengeschichte als Themen benannt sind, zu deren Verständnis die Archäologie beitragen könne” [Scholkmann, 244].

Derartige Ansätze sind rasch wieder bis zu ihrer Wertlosigkeit relativiert worden. Reinhard Wenskus hat dann in dem Sammelband *Geschichtswissenschaft und Archäologie* [1979] hervorgehoben, dass die Archäologie das Gewordene interpretieren kann, dass sie Zustände vergleichen muss, um sie in Analogieschlüssen bestimmten historischen Prozessen zuzuordnen. Das bringt Scholkmann [246] zu einer harten Wertung:

“Damit wird erstmals die Möglichkeit des analogischen Deutens zur Interpretation der archäologischen Quellen in die Diskussion des Verhältnisses von materieller und schriftlicher Überlieferung eingebracht und zugleich darauf verwiesen, daß zur Analogiebildung die schriftliche Überlieferung herangezogen werden kann. Die Tatsache, daß dieser erkenntnistheoretische Ansatz in der deutschsprachigen archäologischen Mittelalterforschung keinerlei Resonanz fand, erstaunt nicht. Außer in einer allgemein für das Fach zu konstatierenden Theorieabstinenz liegt dies in der Prägung durch die oben dargelegten Vorstellungen von Grimm oder Jankuhn begründet, aber auch darin, daß die auf die Erforschung von Strukturen und Prozessen orientierte Richtung der Geschichtswissenschaft in der deutschsprachigen Mediävistik bis heute nur begrenzt rezipiert worden ist (Oexle 1997) und damit entsprechend orientierte Schriftquellenhistoriker als Partner für die Archäologie des Mittelalters nicht zur Verfügung standen” [Scholkmann 246].

Die Theorieabstinenz als Erklärung wollen wir im Auge behalten. Die marxistisch orientierte Mittelalterarchäologie hätte allerdings ohne großen theoretischen Überbau eine klare Sicht gehabt:



“Ein umfassendes Geschichtsbild kann nur durch eine Erfassung und Interpretation beider Quellengattungen erstellt werden. Aus den materiellen Quellen lassen sich archäologische Fakten als »materialisierte Lebensäußerung des Menschen« gewinnen. Ihr historischer Inhalt muß dekodiert, d. h. die archäologischen Fakten müssen in »historische Fakten transferiert« werden, denn erst dann können ihnen Aussagen über geschichtliche Prozesse abgewonnen werden” [Scholkmann 247].

Das wäre denn doch zu einfach gewesen. So wurde 1985 durch Siegfried de Laet klargestellt, dass man vor einer Beschreibung der wechselseitigen Erkenntnispotenziale von »Artefakten und Texten« erst einmal das gemeinsame Forschungsziel »Geschichte« definieren müsse. Da wären die Vorarbeiten des marxistisch geprägten Denkmodell genau so ungenügend wie der Ansatz der *New Archaeology*, der aus der Geschichtswissenschaft hinausführe [Scholkmann, 250]. Hier versteht jeder Lebenskundige, dass die philosophische Abgrenzung eines Begriffes wie dem der “Geschichte” alle Intelligenz auf Jahre binden wird. Nach vielleicht manch einschlägiger Debatte kam dann die postmoderne theoretische Mittelalterarchäologie zu einer erhellenden Zielsetzung:

“Die Interpretation der Artefakte als Bedeutungsträger wie Wort und Schrift führt zu einem Verständnis der archäologischen Quellen als materielle Texte, die aus ihrem archäologischen Kontext heraus zu lesen sind. Wenn sie einen nonverbalen Diskurs überliefern, ist zu fragen, wie dieser sich zum verbalen Diskurs, der in den Schriftquellen überliefert ist, verhält” [Scholkmann, 251].

Wer ein Artefakt als Text ansieht, kann natürlich auch Texte, sprich Urkunden als Artefakte ansehen. Infolgedessen betrachtet insbesondere die skandinavische Mittelalterarchäologie auch Schriftquellen als Bestandteil der materiellen Kultur, untersucht sie also wie Artefakte. Weiter entstanden Symbolische und Strukturelle Archäologie, schließlich die contextual archaeology mit den Ansätzen correspondance, association und contrast. Schließlich gibt es mittlerweile auch die historical archaeology, die contemporary analogies nachgeht [Scholkmann 250 ff].

Da scheint also das Theoriedefizit einigermaßen behoben zu sein. Ob das weiter bringt, bleibe dahingestellt. Wer eine Riesenmauer, von deren Bau keine Schriftquelle berichtet, abwechselnd als Werk der Bronzezeit, der Kelten, der späten Römer oder der merowingischen Franken bezeichnen kann, hat offenbar sein bauhistorisches Handwerkszeug noch nicht beisammen. Der kennt dann auch keine vergleichbare Anlagen, etwa die von Segni südöstlich von Rom, die noch heute viel größer ist als der umschlossene Ort und auf Bergeshöhen errichtet ist wie die Heidenmauer auf dem Odilienberg.

Richtig ist sicher, dass die Schriftquellenkundler, also die 'richtigen Historiker' beträchtlich mehr Theorie vorweisen konnten und können. So erklärt sich die pointierte Häme des Wikingerkenners Peter H. Sawyer: "Archäologie ist ein teurer Weg, uns zu berichten, was wir bereits wissen" [nach De Laet 1985, 172; ebd.; Übersetz. HI].

Ist aber die größte Herausforderung für die Frühmittelalterforschung durch neues theoretisches Verständnis angebahnt worden? Und wurde in der Diskussion um die hier anzusprechende Phantomzeitthese mit Gewinn theoretisches Rüstzeug verwendet? Tatsächlich sind weder Historiker noch Archäologen auf die schlichte, pragmatische Idee gekommen, einen Abgleich zwischen Schriftquellen und Artefakten durchzuführen – sonst wäre die Fakultät selbst und viel früher auf ihr größtes Rätsel gestoßen.

Die Schwäche der Archäologen, die es nicht wagen, auf ihren eigenen Beinen zu stehen, rächt sich in Zeiten leerer Kassen. Hier in Bayern, dessen Ministerpräsident gerne Kulturausgaben streicht, sieht es mehr als düster aus. Die Denkmalämter, die 1990 noch 22 Mio. umgerechnete Euro ausgegeben haben, bekamen 2003 noch 7 Mio.; für 2004 ist eine 40-prozentige Kürzung auf 4,4 Mio. Euro im Nachtragshaushalt vorgesehen.

"Die Archäologen trifft die erneute 40-prozentige Kürzung nicht mehr. Bei ihnen gibt es nämlich nichts mehr zu holen. Nicht einmal Wissenschaftsminister Thomas Goppel konnte den Archäologen vor kurzem den Sinn solch rigorosen Sparens erläutern. Bei seinem Amtsantritt seien alle Pläne bereits auf dem Schreibtisch gelegen, sagte er. Nun aber folgt die Quittung: Die Luftbild-Archäologie wird eingestellt, viele Denkmäler und historische Häuser werden verfallen, der von Siedlungsbrei und Landschaftsfraß eh schon ramponierte Freistaat wird optisch weiter verkommen. Architekten, Restauratoren, Kirchenmaler und Steinmetze verlieren Kompetenzen und Aufträge, ebenso das hoch qualifizierte Handwerk. Das Tollste aber: Aktionen wie die Auflösung von vier Außenstellen der Bodendenkmalpflege fördern nicht das Sparen, sondern die Verschwendung. Wegen der Ämter-Fusion müssen Räume angemietet werden, die Umzüge verschlingen Geld, und die Fahrtkosten erhöhen sich deutlich. Vor 30 Jahren hätte man es umgekehrt gemacht" [Kreuzer 2004].

### **Johannes Fried und Wolf Singer**

Seitens der Historiker hat sich Johannes Fried am meisten um theoretische Fundierung seines Fachs, der Mediävistik bemüht. Wir begleiten ihn seit fast neun Jahren auf seinem Weg, erst der positiven Phantasie eine Bresche zu schlagen, wobei ich das gute Beispiel für destruktive, illusionäre und gefährli-

che Phantasie bilden durfte [Fried 1996]. Dieser Ansatz scheiterte schlicht daran, dass Fried bis heute kein sinnvolles Entscheidungskriterium nennen kann.

Er hat dann den Weg der Mediävistik ins dritte Jahrtausend gezeichnet – “eine schreckliche Vision” – und dabei vor lauter Urkundenprüfung bezeichnenderweise vergessen, der Archäologie überhaupt einen Platz anzuweisen [Fried 1996; vgl. Illig 1997].

Seit mindestens vier Jahren ist er nun dabei, die Hirnforschung für die Geschichtswissenschaften im allgemeinen und für die Mediävistik im Besonderen nutzbar zu machen. Zur neuronal begründeten Verformung unseres Gedächtnisinhaltes im Hinblick auf mittelalterliche Quellen ist eine weitere Publikation von ihm erschienen: *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*. Er kleidet sein Anliegen in den für ihn typischen Katarakt rhetorischer Fragen:

“Müssen wir vergangenes Handeln neu bewerten, weil es sich dem Willen der Handelnden entzog und statt dessen dem von genetischer Kondition, elektrochemischen Aktivitäten und kulturellen Inputs geregelten Spiel der Neuronen unterlag; weil alles, was der Mensch hervorgebracht, seine kollektiven und individuellen Lebensweisen, sein Können, seine Werke und deren Wirkungen, alle Kognition und Intention, die Religion und selbst die Philosophie, weil seine ganze Existenz sich kontingenz-induzierten Interaktionen von Neuronen mit soziokulturellen Mächten, mithin einem neurokulturellen Geschehen verdankte, das mehr Natur und Gesellschaft als der Träger des Hirns, der sich als Ich erfahren[d]e individuelle Mensch, zu verantworten haben?” [Fried 2004, nach Geyer]

Wie groß ist der mögliche Zugewinn, nachdem die hier auch zuständigen Philosophen unverändert ihre Probleme mit dem freien/unfreien Willen oder mit der Sinnfrage haben, besser bekannt als “Sinnfalle”? Sicher ist nur, dass die Relativierung des Wertes historischer Schriftquellen nichts Neues ist, sondern durch das Aufdecken immer weiterer Fälschungen seit 150 Jahren von der Fakultät betrieben wird. Ich will hier meine über die Jahre hinweg geäußerte Kritik nicht wiederholen und zitiere lieber einen für die frühe Neuzeit zuständiger Historiker, Markus Völkel. Als Professor für Europäische Kulturgeschichte und historische Methodologie trat er dem Kenner des Mittelalters mit einem Leserbrief in der F.A.Z. entgegen. Er betont, dass es bei dem Gehirndiskurs, für die Historiker angestoßen durch Frieds Einladung des Neurobiologen Wolf Singer zu ihrer Fachtagung 2000,

“um Öffentlichkeitswirkung, um Forschungsgelder und das langfristige Prestige von Forschern [geht]. Die Historiker haben diesen Diskurs nicht begonnen, aber es ist nicht verwunderlich, dass sie am Diskurs teilhaben wollen, schon um von seinen positiven Folgen zu profitieren. In histori-

scher Perspektive ist der neuronale Ansatz, jedenfalls so, wie ihn Johannes Fried für möglich hält, eine Neuauflage der Determinismusthese. Wir hatten sie schon in vielen Auflagen. [z.B. die Sterne, Gott, das Milieu, der Diskurs; ...] Indem man den bestimmenden »Mächten« Natur und Gesellschaft das »neuronale Geschehen« hinzufügt, erweitert man die Reichweite der Determinismusthese um wirklich gar nichts, was sich noch in historische Erklärung oder Erzählung umsetzen läßt. Es mag ja sein, daß wir in Reiz-Reaktions-Schemata geschaltet sind und in Feedback-Wellen schwimmen, aber was leistet diese Erkenntnis im historischen Bereich? Für die liebevoll neuronal ausgemalte Verformung der Erinnerung haben wir jede Menge von erklärenden Thesen von der Lernpsychologie bis zur gegenwärtig modischen Geschichtspolitik. Ein Neuronensturm verdoppelt nur die Fragwürdigkeit des Fragwürdigen, ohne etwas zu[r] Erklärung beitragen zu können. Bloß verdoppelnde Fragen sollte man ohne Scheu trivial nennen." [Völkel]

Die F.A.Z., seit 1996 Bühne für Frieds Neuro-Aufschwünge hin zur positiven Phantasie, hat den jüngsten Auftritt von Wolf Singer in der erlauchten Öffentlichkeit in einer Weise kommentiert, die diesem Bulletin völlig fremd ist, aber aus Gründen dokumentarischer Redlichkeit nicht verschwiegen werden kann.

"Der berühmte Gelehrte, dem Frau Merkel vor all ihren Kollegen und Stellvertretern im Vorsitz den Vortritt gewährt hatte, richtete »an die Adresse der Menschen, die dieses Land zu lenken versuchen«, ein politisches Statement«. Es erstaunte durch eine Banalität, die an die Bauernregeln von Mr. Chance denken ließ, dem reinen Tor, der in Hal Ashbys Film durch Zufall Präsidentenberater wird. Der von Peter Sellers gespielte Gärtner, der alles deuten kann, weil er nichts weiß und die Welt nur aus dem Fernsehen kennt, wird als eine Art Heiliger dargestellt. Der selige Franz Josef Strauß, den Frau Schavan zum Kirchenvater erhob, indem sie seine berüchtigte Definition rehabilitierte, konservativ heiße, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren, hätte der Singerschen *simplicitas* gewiß das Attribut *sancta* nicht verwehrt. Zwischen Form und Inhalt des von Singer Gebotenen klappte ein Abgrund, den nur der Rekurs auf die reine Absicht des Redners überbrücken kann. Singer glaubt an seine Sendung. [...] So stellte Singer an den Anfang ein »epistemisches Caveat« – eine Wendung, die Westerwelle mit urtrüglichem [sic] Gespür aufspießen sollte. Vorsicht sei geboten, weil *explanans* und *explanandum* identisch seien. Das Gehirn wolle sich selbst begreifen. [...] Erst die modernste Naturwissenschaft hat, glaubt man Singer, beim Blick in den Laborspiegel Gründe für die Selbstbegrenzung des menschlichen Könnensbewußtseins entdeckt – die die christliche Demokratie doch, wie ihr Name sagt, seit zwei Jahrhunderten in der Überlieferung jener Religion gefunden hat, die Sin-

ger zu den »religiösen Systemen« rechnet, die in unseren Zeiten »zusammenbrechen«, da sie »den Lenker« der menschlichen Handlungen »nach außen verlagert« haben, wo er ebensowenig zu finden ist wie innerhalb des Gehirns. Daß sich die Vorsitzende der CDU zu ihrem Geburtstag als Festredner einen Forscher wünschte, der das Christentum zu einer wissenschaftlich überholten Denkform erklärt, ist ein historisches Datum. [...] Welche Absicht Frau Merkel mit der Einladung Singers verfolgte, muß einstweilen dahinstehen. Die historische Forschung wird sich dieser Frage beizeiten zuwenden, wobei sie sich wohl auf ihre konventionellen Methoden unter Einschluß der *oral history* beschränken müssen wird. Selbst wenn Frau Merkels von Frau Schavan gerühmte Neugier auf das Neueste aus der Forschung so weit gehen sollte, daß sie einem Doktoranden Johannes Frieds gestatten würde, die Einrichtung ihres Hirnkastens zu studieren, so wäre doch nicht zu rekonstruieren, welche Neuronenfeuer da zusammenschossen, als sie Singers Namen auf ihren Wunschzettel schrieb. Denn nun ist ihre Neugier auf Singer ja befriedigt, dessen triviale Empfehlungen für einen »Kompromiß zwischen horizontalen und vertikalen Strukturen« sie in harmonischer Übereinstimmung mit ihren Koalitionspartnern in spe der optimalen Verwertung zuführte: als Rohmaterial für Witze. [...] Die einzige Frau in der Laudatorenschar hat den [Intelligenz-]Test bestanden. Frau Schavan kannte Singers Schriften und wußte, was er sagen würde – was kein Kunststück ist, da er sich fast so häufig wiederholt wie ein Politiker und sein Berliner Vortrag sich fast Wort für Wort schon in einem Suhrkamp-Bändchen aus dem vorigen Jahr findet. Kunstvoll aber, wie Frau Schavan Frau Merkel in die Reihe der großen Physiker stellte, die alle auch große Metaphysiker gewesen seien – der Singerschen Fabel von der wissenschaftlichen Blindheit der philosophischen Tradition zum Trotz. Singer schloß mit dem Appell, »die Einsicht in die Begrenzung auszuhalten«. Für solche existentialistischen Exerzitien war im christdemokratischen Milieu früher Kardinal Lehmann zuständig” [Bahners].

Solches ausgerechnet in der F.A.Z. zu lesen, war nicht leicht zu verdauen; das Fehlen von Mitgliedern der SPD oder der Grünen lag wohl weniger an der F.A.Z. denn an Merkels Einladungsliste. Uns interessiert hier, wie auch Forschung nach Brot geht und beim Zusammenspiel zwischen Hirnforschung und der Mediävistik bizarre Wassertriebe zeitigt. Ein theoretischer Überbau ist für ein geisteswissenschaftliches Fach unverzichtbar, doch er muss vor Auswüchsen geschützt werden: Weder darf arbeitshemmend l’art pour l’art getrieben, noch dürfen vor lauter Begeisterung wieder einmal des Kaisers neue Kleider phantasievoll imaginiert werden.

## Literatur

- Austin, D. / Alcock, I. (Hg.): *From the Baltic to the Black Sea: Studies in Medieval Archaeology*; London · New York
- Bahners, Patrick (2004): Der Intelligenztest. Zum Geburtstag viel Hirn: Wolf Singer gratuliert Angela Merkel; in: F.A.Z. vom 21.7.04
- Bittmann, Hanns (2004): Odyssee von Aachen über Paris nach Bonn. Vom seltsamen Weg einer Säule aus dem Dom: Napoleon war schuld. Auch das Holz des Karlsthrons ist jetzt im Landesmuseum; in: *Aachener Zeitung*, vom 5.2.04
- Blaschke, Karlheinz (2004): Über Wahrheit und Spekulationen; Leserbrief in: *Der Sonntag*, vom 18.4.2004
- Bloch, Marc (1974): *Apologie der Geschichte oder der Beruf des Historikers*. Anm. u. Argumente Hist. u. Politischen Bildung 9; Stuttgart
- Champion, Timothy (1990): *Medieval Archaeology and the Tyranny of the Historical Record*; in: Austin/Alcock, 79-95
- De Laet, Siegfried (Hg., 1985): *Archéologie et histoire*; in: *Comité international des sciences historiques*; Stuttgart
- Fischer-Hachette Reiseführer Frankreich (1986); Frankfurt am Main (Guide Hachette France)
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- (1996b): Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster; in: Otto Gerhard Oexle: *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen, 47-72a)
  - (1996a): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; in: *Historische Zeitschrift CCLXIII (2) 291-316*
- Geyer, Christian (2004): *Frieds Brainstorming*. Jetzt ist auch die Geschichtswissenschaft aufs Gehirn gekommen; in: F.A.Z., Frankfurt, vom 5.7.04
- Grimm, Paul (1966): *Der Beitrag der Archäologie für die Erforschung des Mittelalters*; in: Knorr, H. (Hg): *Probleme des frühen Mittelalters in archäologischer und historischer Sicht*; Berlin, 39-74
- Hoog, Eckhard (2004): *Viele Rätsel bleiben ungelöst. Neues Buch über den Aachener Dom von Hans Karl Siebigs erschienen*; in: *Aachener Zeitung*, vom 16.7.04
- Illig, Heribert (1997): *Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalterdebatte wird umfassend*; in: *Zeitensprünge 9 (2) 260-284*
- (1994): *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit: Gräfelting*
- Jankuhn, Herbert (1973): *Umriss einer Archäologie des Mittelalters*; in: *Arch. Mittelalter I/1973, 9-19*
- Jankuhn, Herbert / Wenskus, Reinhard (Hg., 1979): *Geschichtswissenschaft und Archäologie. Untersuchungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte. Vorträge und Forsch. 22, Sigmaringen*
- Kratzer, Hans (2004): *Das Ende des Denkmalschutzes*; in: *Süddeutsche Zeitung*, München, vom 1.4.04
- Krystofink, Carsten (2004): *Argh! Der Münster-Fake. 1200 Jahre Münster: Eine Fälschung? Eine Verschwörung? Werner Thiel ist den Schurken auf der Spur!*; in: *Ulti-*

- mo. Münsters Stadtilustrierte, Ausgabe vor dem 25.6., S. 8f
- Loy, Johannes (2004): Auf den Spuren des ersten Bischofs von Münster. "Kultur-Dreiklang" zum Bistumsjubiläum 2005; in: Westfälische Zeitung vom 21.7.04
- Marlies, Heinz / Eggert, Manfred / Veit, Ulrich (2003): Zwischen Erklären und Verstehen? Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation; Münster u.a., 239-358 (Tübinger Arch. Taschenbücher, Band 2)
- Petrikovits, Harald von (1962): Vorwort; in: Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes. Kunst und Altertum am Rhein. Führer Rhein. Landesmus. Bonn
- Scholkmann, Barbara (2003): Die Tyrannei der Schriftquellen? Überlegungen zum Verhältnis materieller und schriftlicher Überlieferung in der Mittelalterarchäologie; in: Marlies u. a. (Hg.), S. 239-258
- Sel. (2004): Mysteriöses Gelaß. Neue Entdeckung im Aachener Dom; in: F.A.Z., Frankfurt, vom 24.7.04
- Siebig, Hans Karl (2004): Der Zentralbau des Domes zu Aachen. Unerforschtes und Ungewisses; Worms
- Steuer, Heiko (2004): Nicht aus keltischer Zeit [Leserbrief zur Heidenmauer auf dem Odilienberg]; in: F.A.Z., Frankfurt, vom 5.6.2004
- (1997/98): Entstehung und Entwicklung der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Mitteleuropa - Auf dem Weg zu einer eigenständigen Mittelalterkunde; in: Zeitschr. Arch. Mittelalter 25/26, 1997/98, 19-38
- tka (2004): Wichtiges Werk auch für die Stadtentwicklung. Neues Buch über Archäologische Forschungen; in: Aachener Zeitung, vom 16.7.04
- Veit, U. (1998): Zwischen Tradition und Revolution: Theoretische Ansätze in der britischen Archäologie; in: Eggert, M.K. / Veit, U. (Hg.): Theorie in der Archäologie. Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Arch. Taschenbücher 1; Münster u. a., 15-65
- Völkel, Markus (2004): Gehirn und Geschichtswissenschaft; Leserbrief in: F.A.Z., vom 17. 7. 2004
- Wenskus, Reinhard (1979): Randbemerkungen zum Verhältnis von Historie und Archäologie, insbesondere mittelalterlicher Geschichte und Mittelalterarchäologie; in: Jankuhn/Wenskus, 637-657

## Fortsetzung der Mittelalterdebatte

- 18.4. *Der Sonntag* Nr. 16 – Über Wahrheit und Spekulationen. Zu dem von Jürgen v. Strauwitz verfassten Leserbrief 'Zweifelhafte Geschichtsschreibung' zwei Zuschriften: von Prof. Dr. Karlheinz Blaschke, Friedewald, und Torsten Wagner, Neustadt
- 7.5. Kunstgeschichtliche Gesellschaft zu Berlin – Vortrag von Volker Hoffmann: Die Pfalzkapelle in Aachen - Plädoyer für eine fiktive Kunstgeschichte
- Juni. *Ultimo* – Carsten Krystofink: Argh! Der Münster-Fake. 1.200 Jahre Münster: Eine Fälschung? Eine Verschwörung? Werner Thiel ist den Schurken auf der Spur
- Juni. *Der blaue Reiter. Journal für Philosophie*: Erinnern – HI: Chronologie (S. 80-83) •

# Aachen: alt, ganz alt oder noch älter ?

## Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann

Hans-Ulrich Niemitz · Heribert Illig

Was kaum noch zu erwarten war, ist jetzt eingetreten. Mit Prof. Dr. Volker Hoffmann von der Universität Bern hat ein Architekturhistoriker die Aachener Pfalzkapelle unvoreingenommen betrachtet, kritisch geprüft und ihre Lehrbuchdatierung angezweifelt. Dies geschah am 7. Mai dieses Jahres, als Hoffmann seinen Vortrag vor der *Kunstgeschichtlichen Gesellschaft zu Berlin*, im Vortragssaal des Kunstgewerbemuseums gehalten hat.

Der Referent hat sich in seinem Forscherleben eingehend mit Kuppeln beschäftigt, ob in Aachen, Florenz oder in Istanbul mit jener der Hagia Sophia, und er hat über die Lateransbasilika gearbeitet, womit er spätantike Bauten genau so kennt wie die mittelalterlichen. Insofern durfte man gespannt sein, wie er über die Aachener Pfalzkapelle richten würde. Gespannt sein durfte man um so mehr, als er eine Lanze für eine fiktive Kunstgeschichte brechen wollte. Aachen und Fiktionen – das klang verheißungsvoll. Schließlich hatte er schon 1989 über den St. Galler Klosterplan gesprochen und ihn als ersten fingierten Bauplan und das ihm zu Grunde liegende Denkmuster als dasjenige einer Fiktion bezeichnet.

“Zum Wesen der Fiktion gehört es, daß sie voller Absicht mit falschen, der Wirklichkeit nicht entsprechenden Annahmen operiert. Insofern stellen die Widersprüche, die Ungereimtheiten und die Absurditäten des Klosterplans keine wirklichen ‘Fehler’ dar, sondern entsprechen dem ihm zugrundeliegenden Denkmuster” [Hoffmann 1995, 175].

Bei dem jetzigen Ansatz zu Aachen besteht die kunstgeschichtliche Fiktion darin, so zu tun, als gäbe es keine Schriftquellen. Damit lässt sich zumindest zeitweilig jener Freiraum gewinnen, der unerlässlich ist, um einem Bauwerk unvoreingenommen zu begegnen, das wegen Einhards *Vita caroli magni* in fast allen Köpfen untrennbar mit Karl d. Gr. und seiner Zeit verbunden ist.

Dass dies nicht zwangsläufig ist, hat Hoffmann in *Hat Karl der Große je gelebt?* [1994] gelesen, diese Wurzel genannt, betont, der Inhalt verdiene ernst genommen zu werden und seinen Urheber gelobt, weil der ihn aus einer Art Dornröschenschlaf gerissen habe. Deshalb hat er sich eingehend mit den 24 Punkten beschäftigt, die beim Aachener Dom anachronistisch wirken, und ist von diesen begründeten Zweifeln weitergehend zu einem anderen Schluss gekommen, der für uns nicht aus dem heiteren Himmel fällt. Der einzige Architekturhistoriker, der sich bislang schriftlich mit diesen Thesen auseinan-



dergesetzt hat, war Jan van der Meulen, der 1997 trotz aller geharnischten Abwehr neuer Ideen klar und eindeutig sagte:

“Ob das Mauerwerk und die Kuppel von Gallo-Römern, oder das Mauerwerk von Karolingern und die Kuppel von Ottonen sind, bleibt offen bis archäologische Kriterien gebracht werden” [Meulen 495].

Hoffmann hat nun weniger archäologische als architekturhistorische Kriterien vorgetragen, nach denen Aachen keineswegs aus der Zeit kurz vor 800 stamme, sondern aus der Zeit um oder kurz nach 500. Es ging ihm weiter darum, für diesen Bau oströmische, also byzantinische Architekten und Vorarbeiter nachzuweisen. Wir geben seine Argumente wieder, ohne sie mit seinen Dias illustrieren zu können. Einschübe in runden Klammern entstammen nicht dem Vortrag von Volker Hoffmann.

Der Referent zeigte als erstes eine Verbindung zur *Landmauer von Konstantinopel*, wie sie in einer einschlägigen Monographie hergestellt worden ist: Aachens Westportal ist in eine großen Nische eingelassen (was heutigen Betrachtern wegen des barocken Vorbaus nicht mehr so ins Auge springt). Ebenso besitzt die Landmauer von 412 mindestens eine derartige Nische für ein Stadttor.

Ein weiteres Verbindungsglied ließ sich bei so genannten *Überfangbögen* zeigen: zum einen bei einem Aachener Überfangbogen, dann bei entsprechenden Bögen der östlichen Spätantike des 3., 4. und 5. Jh.

Bei *Aachens Kuppel* betonte Hoffmann, dass sie einfach gekonnt gemauert ist. (Damit wird kein Geheimnis verraten, das Sven Schütte nicht hätte kennen können [vgl. Illig 2004, 90]). Das ist den Photos der Restauration aus der Zeit um 1900 zu entnehmen, die bei Freilegung der Kuppelinnenseite gemacht worden sind. Eine Besonderheit: Die Kuppel wurde nicht mit einem exakt geformten Schlussstein geschlossen, sondern die finale Öffnung ist zunächst von unten verschalt und dann mit Steinbrocken und Mörtel gefüllt worden. Dieselbe Technik ist in einem byzantinischen Audienzsaal gegen 570 angewendet worden.

Die Kuppel ist aus Hausteinen mit einem Ziegelkleinmörtel gemauert, wobei die Steine zum Teil ineinander verhakt gelegt sind. Im Umgang des Erdgeschosses greifen die Gratsteine dieses wabenförmigen Kreuzgratgewölbes wie ein präzis gearbeiteter Reißverschluss ineinander. Diese Technik ist auch an den Gewölbeanfängen im Oktogon zu studieren. Als Vergleichsstück wurde allerdings kein Haustein-, sondern ein Ziegelgewölbe gezeigt, das unter Justinian am Euphrat gebaut worden ist. Ein weiterer Vergleichsbau ist das berühmte Grabmal des Theoderich in Ravenna, bei dem diese Verhakung beim Gewölbe des unteren Raumes auftritt. Dieses Mausoleum ist zu Lebzei-

ten Theoderichs, also vor 526 fertig geworden und sicher ebenfalls von byzantinischer Seite aus beeinflusst worden.

Die überaus exakte Ausführung der Aachener Kuppel hat Hoffmann mit einem Laserscanner nachgemessen. Sie ist genau genommen ein Klostergewölbe, besitzt also keinen Kreis als Grundform, sondern ein Achteck, über dem acht Kappen zum gegossenen Schlussstein geführt worden sind. Über den acht Eckbasispunkten laufen die Grate in sauberen Halbkreisen, über den Kappenmitten ergeben sich halbe Ellipsen. Insgesamt ist hier äußerst präzise gebaut worden.

Die *steigenden Gewölbe* im Emporengeschoss haben ein Gegenstück aus dem Theater von Side in Pamphilien, das allerdings deutlich älter ist (naheliegender wäre hier ein derartiges Gewölbe aus dem 11. Jh.: St Philibert in Tournus).

Die eisernen, zum Teil mit Blei umgossenen *Ringanker* sind für alle Seiten ein ungelöstes Problem. Denn es gibt sie in keinem vergleichbaren Bauwerk vor der Gotik. Und in der Antike? Für Westrom gibt es gar kein Pendant, in Konstantinopels Hagia Sophia liefen eiserne Zuganker offen zwischen den Pfeilern (wie später in den venezianischen Kirchen der Gotik). Aber sie sind nicht mit Ringankern zu vergleichen. Nicht zuletzt bleibt auch das Schmieden der bis zu 10 m lange Stangen ein technologisches Rätsel für eine bauarme Zeit.

Ein weiteres Rätsel ist der *Bautypus* und seine Funktion. Wenn alle Welt von einer Kirche spricht, dann müsste sich auch alle Welt wundern, dass die Kirche in ihrer ursprünglichen Form, also vor Anbau des gotischen Hochchors, ein geradezu kümmerliches Sanktuarium hatte, in dem nur ein einziger Priester zelebrieren konnte: einen Raum von 5 m Breite und 3 m Tiefe. Die Vergleiche mit Byzanz zeigen, dass dort Oktogone nicht mit einer bestimmten Bauaufgabe verbunden waren. Als Kirchen wurden nur Exemplare in Antiochia, Ravenna (mit großem Presbyterium) und in Konstantinopel genannt. In dieser Stadt gab es noch zwei kaiserliche Audienzsäle, die erst später zu Kirchen umgewidmet worden sind. Wer eine ursprünglich profane Nutzung des Aachener Oktogons für unvorstellbar hält, sollte wissen, dass selbst das gewaltige Rund von S. Stefano Rotondo in Rom schon als ursprüngliche Audienzhalle gesehen worden ist. Insofern gab Hoffmann zu bedenken, dass der Aachener Bau eigentlich als Audienzhalle oder als Mausoleum geplant worden sein könnte. Immerhin wäre das Sanktuarium für einen Sarkophag groß genug.

Schließlich zeigt die Konstruktion des Bauwerks, dass mit dem *byzantinischen Fußmaß* von 30,89 cm gearbeitet worden ist. Dieses Maß ist kein Postulat oder Desiderat, sondern an einem Aquädukt in Israel ablesbar. Mit diesem Maß ergeben sich zwei Quadrate von 100 bzw. 106 Fuß Seitenlänge,

aus denen alle übrigen Maße gewonnen worden sind. (Dieselbe Planungsgrundlage von 100 : 106 fanden Hoffmann und sein Mitarbeiter Nikolas Theocharis in Konstantinopels Hauptkirche. Sie kamen zu dem Schluss, dass

“in der Hagia Sophia wohl keine bauplanrelevanten Punkte und Linien zu finden sein dürften, die sich nicht mit geometrischer Logik aus diesem Mutterriss ableiten liessen” [dpa].

“Vereinfacht könnte man sagen: würde der Mutterriss mit Pflöcken und Schnüren auf dem Bauplatz abgesteckt, dann bräuchte der Baumeister lediglich das Doppelquadrat einzumessen und schon liessen sich alle anderen Punkte (Pflöcke) und Linien (Schnüre bzw. Visierlinien) der gesamten Hagia-Sophia-Architekturelemente sehr genau übertragen” [BAZ 2004].

Auch hier brachte ein Laserscanner jene neuen Erkenntnisse, die ein ganz altes Wissen darstellen: ein Projektionsverfahren, bei dem sich Quadrat und Kreis umfassen sowie dreidimensional als Würfel und Kugel durchdringen – Vitruvs Analemma.)

Damit ging Hoffmann auf die Bronzearbeiten von Aachen über. Erheblichen Handlungsbedarf gäbe es bei den berühmten **Bronzegittern**. Hoffmann gehörte einer Forschungsgruppe an, die diese Kunstwerke sauber vermessen, fotografieren und im Detail untersuchen wollte. Weil die *Deutsche Forschungsgesellschaft* hier überhaupt keinen Forschungsbedarf mehr erkannte, wurde zwei Anläufe für das bescheidene Vorhaben gestoppt. Dabei hat sich noch niemand im Detail mit den verschiedenen Motiven beschäftigt.

Und niemand hat sich bislang mit den erkennbaren *Reparaturen* beschäftigt. Wenn beim Guss solch großer Teile einige Luftblasen die Außenhaut durchschlagen, dann müssen die entstandenen Löcher kaschiert werden. Die in Aachen durchgeführten Reparaturen sind perfekt in antiker Manier ausgeführt. Die entsprechend zugeschnittenen, eingesetzten und festgehämmerten Bronzestücke sind kaum erkennbar. Vergleiche am kolossalen Bronzekopf Kaiser Konstantins oder an einer Bronzearbeit aus der Hagia Sophia zeigen ähnliche Nachbesserungen.

Nebenbei gab der Referent zu bedenken, dass Gussstücke dieser Dimensionen eine Technik und eine Tradition voraussetzen, wie sie um 800 keinesfalls gegeben waren, wohl aber am Ende der Antike.

Die Alterseinschätzung der Aachener Pfalzkapelle hat Hoffmann wie folgt getroffen. Ihn leitete das **Prinzip der übergreifenden Form**, das sich am leichtesten anhand einer Arkade zeigen lässt. Über zwei Ringarkaden wird eine weitere Ringarkade gelegt, über zwei dieser größeren Ringarkaden dann vielleicht noch ein Jochbogen. Dieses Prinzip wird in San Vitale, Ravenna, um 540 beobachtet. Eine weitere Kirche mit diesem Formprinzip ist um 530

in Konstantinopel gebaut worden: Sergios und Bakchos. Die Arkadenstellungen im Aachener Oktogon zeigen gemäß Hoffmann dieses Prinzip erst ansatzweise; ergo muss dieser Bau der älteste der drei sein. Damit korrespondiert ein wichtiger Umstand: Aachen zeigt nichts von der neuartigen Bauornamentik von San Vitale oder von der anschließenden justinianischen Zeit, also z.B. keines der bekannten Korbkapitelle, so dass es bislang auch nie als byzantinischer Bau angesprochen worden ist.

Ein grundsätzliches Problem hat Hoffmann beschäftigt. Wer hätte um 520 in Aachen ein Mausoleum, eine Audienzhalle oder eine derartig großartige Kirche bauen sollen? Eine Antwort wird möglich, wenn wir von keinem absoluten Machtvakuum im Westen ausgehen. War auch Westrom untergegangen, so suchte Byzanz nach 476 (oder genauer 480) seine Macht im Westen zu behaupten. Es lag also aus politischen Gründen nahe, den westlichen Emporkömmling, also den mittlerweile getauften Chlodwig in das Machtsystem des Reiches einzubinden. Indem das Reich sich nach Osten ausdehnte, könnten byzantinische Architekten und Handwerker im damaligen Badeort Aquae Grani eine Residenz oder ähnliches für den neuen Machthaber errichtet haben. Für eine derartige Politik spräche, dass auch der ostgotische Theoderich im Jahre 494 zum römischen Konsul ernannt worden ist. Aus dem gleichen Grund habe Kaiser Anastasius 508 an Chlodwig eine *Sedes curulis*, einen Konsularstuhl geschickt, um ihn ebenfalls zum Konsul zu ernennen. Das Untergestell ist noch erhalten, jedoch bislang fälschlicherweise unter der Bezeichnung "Dagobertsthron" bekannt. (Dieser Faltstuhl aus Metall rückt – das war Thema eines kurz zuvor von Hoffmann in Paris an der *Bibliothèque nationale* gehaltenen Vortrages – als byzantinische Arbeit deshalb aus dem 7. ins frühe 6. Jh.)

An der anschließenden Diskussion beteiligten sich u.a. zwei Spezialisten aus Aachen. Der erste Gegenredner fand es wichtig, statt Pfalzkapelle die seit einigen Jahren bevorzugte Benennung Marienkirche für den Aachener Bau zu reklamieren – als ob der Begriff Pfalz mittlerweile in die Irre führen würde. Gewichtiger war der Einwand, dass sich Bauelemente nicht gut zur Datierung eignen, weil sie auch viel später imitiert werden können, so lange sie nicht durch andere Elemente übertroffen worden sind. Doch das könnte natürlich auch von uns, denen Renaissance geläufig sind, als Denkmuster eingebracht werden. Zur Sprache kam auch die architekturlose Zeit in Konstantinopel, die ab 600 bis weit ins 9. Jh. hinein reicht und dann die kleine und mittlere Kreuzkuppelkirche präferiert. (Wäre Prof. Rudolf Schieffer im Raum gewesen, hätte er selbstverständlich gegen die zeitliche Umordnung, die Aachen erstmals zum Vorgängerbau von San Vitale macht, gewettert. Wie zur Neudatierung des Aachener Oktogons hätte er bemängelt, dass die

“angestellten stilistisch-baugeschichtlichen Vergleiche mit anderen, jüngeren Kirchen, die immer wieder darauf hinauslaufen, tunlichst auf den Kopf zu stellen, was bislang als Wirkungsgeschichte des Aachener Musterbaus betrachtet wird” [Schieffer 1997, 515],

nun auch auf San Vitale übergreifen – ein Urteil, das aus dem Munde eines reinen Urkundenkenners besonders nachdenklich stimmt.)

So wurde denn auch gleich die kunstgeschichtliche Fiktion einer schriftquellenlosen Vergangenheit beendet und die Standardfrage in den Raum gestellt: Was machen wir mit den Quellen? Hoffmann betonte, dass er als Kunsthistoriker in der Lage sei, forschungsmäßig eine Zeitlang in zwei Chronologien parallel zu denken, also Baugeschichte ohne ständigen Blick in die Quellen zu treiben. Denn die seien nun einmal fälschungsdurchsetzt, was kein Historiker bestreite. In die Diskussion wurde auch Constantins Faußners Befund, die *Vita caroli magni* sei erst von Wibald von Stablo im 12. Jh. verfasst worden, als Beispiel über die Uneinigkeit der Diplomatiker angesprochen.

Danach wurde die Frage ventiliert, wie bedeutend Aachen wohl um 520 gewesen sein möge. Dem stand allerdings die Gegenfrage entgegen, wie bedeutend es um 800 gewesen sein dürfte. Für keine der beiden Positionen wollte sich ein leidliches Bild zeichnen lassen. Klar war nur, dass in beiden Jahrhunderten die heißen Quellen flossen und einen Anreiz bildeten, dort zu siedeln. Aber ob es auch nur eine Hauptstraße gab, die nach Aachen führte, warum diese Ansiedlung ohne Fluss z.B. gegenüber Köln ausgezeichnet wurde, blieb unerklärt.

Weitere Einwände sind in dieser Zeitschrift schon behandelt worden: Da ging es etwa um die dendrochronologische Datierung eines hölzernen Ringankerrestes, die aufgegeben werden musste; die Dendro-Datierung der Thronbretter ist an diesem Abend gleich zur Seite gestellt worden. Es ging natürlich im Detail um die römischen Wurzeln und Traditionslinien. Zurückgewiesen wurde von Hoffmann energisch der falsche Hinweis auf die bestens untersuchte Ornamentik der Bronzegitter. Da hätte Katharina Pawelec [1990] eine Arbeit vorgelegt, die möglicherweise nur am Schreibtisch, ohne Begutachtung der Stücke vor Ort entstanden sei. Und wenn dann auf Grund der Ornamentik eine jahrgenaue Datierung auf 796 vertreten werde, dann sei eine derartige Pseudopräzision eigentlich nicht haltbar.

Als Protokollanten halten sich die beiden Autoren aus dieser Diskussion heraus, ist es doch von größerem Interesse, wie die herrschende Lehre mit dieser Kritik und Neudatierung aus ihren eigenen Reihen heraus umgehen wird, zumal eine Publikation durch Volker Hoffmann ansteht. Hier sollten die Spezialisten eine Diskussion führen, wie sie einer Fakultät ziemt. Wir wollen

hier nur auf ein einziges in Berlin gefallenes Wort speziell hinweisen: Die Phantomzeitthese erzeuge einen derartigen Angstreflex, dass zu dieser Thematik vor allem in Aachen niemand mehr Fragen stellen dürfe, dass man die Pfalzkapelle regelrecht einsarge und als Dogma tabuisiere.

Nun erinnert der Begriff der Einsargung bei einem Bauwerk doch sehr stark an das Kernkraftwerk Tschernobyl, das immer neue Betonsarkophage erhalten muss, um nicht weitere verheerende Schäden anzurichten. Da darf man gespannt sein, wie viele Papierwälle um den Aachener Dom respektive die Marienkirche oder Stiftskirche oder vulgo Pfalzkapelle errichtet, wie viele Retter geopfert und Kritiker mundtot gemacht werden müssen, damit nur ja niemand die Forschung vorantreibe. Aber ist bei Kunsthistorikern eine Explosion oder eine Kernschmelze völlig auszuschließen?

#### Literatur

- BAZ (2004) = Baumodul der Hagia Sophia entschlüsselt; in: Basler Zeitung Online, vom 14.7.2004
- dpa (2004): Berner Wissenschaftler entschlüsseln Baumodul der Hagia Sophia: Quadrat/Kreis-Doppelmodul war Entwurfsprinzip des "Achten Weltwunders" Internetmitteilung vom 14.7.2004
- Hoffmann, Volker (1989): Der St. Galler Klosterplan - einmal anders gesehen; Vortrag zum XXVIIe congrès international d'histoire de l'Art, Strasbourg 1-7 septembre 1989; gedruckt 1992 im Kongressbericht "L'Art et les révolutions", Strasbourg, neuerlich gedruckt in den *Zeitensprüngen* 7 (1) 168-180, Vorlage für die hier herangezogenen Zitate.
- (2004a): [Vortrag in Paris über den Dagobertsthron]
  - (2004b): Die Pfalzkapelle in Aachen - Plädoyer für eine fiktive Kunstgeschichte; Vortrag bei der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft zu Berlin; 7.5.2004
- Illig, Heribert (1994): Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerspruch; Gräfelting (seit 1996 unter dem Titel 'Das erfundene Mittelalter')
- (2004): Die Debatte der Schweigsamen. Zum "Schwachsinn des frühen Mittelalters"; in: ZS 16 (1) 85-101
- Meulen, Jan van der (1997): Die Grabeskultstätte Saint-Denis; in: *Ethik und Sozialwissenschaften* als eine von neun Stellungnahmen zu der Anfrage von H. Illig: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit?, Opladen, 8 (4) 493-506; Gesamthematik S. 481-520
- Pawelec, Katharina (1990): Aachener Bronzegitter. Studien zur Karolingischen Ornamentik um 800 (Bonner Beiträge zur Kunstwissenschaft, Bd. 12); Köln
- Schieffer, Rudolf (1997): Ein Mittelalter ohne Karl den Großen oder: Die Antworten sind jetzt einfach; in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, S. 611-617

# Der so genannte Karlsgraben

Werner Benecken

## Gegebenheiten

Auf der Höhe eines sattelförmigen Geländeeinschnittes zwischen Treuchtlingen und Weißenburg – circa 50 km südwestlich von Nürnberg – wurde 1984 [Keller, 12] ein Brunnen in das hochanstehende Grundwasser gegraben und mit einem denkmalartigen Aufsatz versehen. Wenn man den Schwengel der Pumpe bedient, kommt Wasser zu Tage, das in einem Becken so getrennt wird, dass der eine Teil über den Rhein der Nordsee und der andere über die Donau dem Schwarzen Meer zufließt.

Hier kommen sich die beiden Flusssysteme – Altmühl im Süden und schwäbische Rezat im Norden – mit circa 2.000 m so nahe, dass es sinnvoll erschien, mit einem Kanalbau die hier nur rund 12 m betragende Höhe der Wasserscheide zu überwinden.

Südlich hiervon haben sich Wälle von über sechs Meter Höhe, die beiderseits einen tiefen Graben begleiten, erhalten. Große Teile des Aushubs wurden für Bauzwecke und zum neuerlichen Verfüllen des Einschnitts beseitigt [Beck, 47f]. Bevor diese Maßnahmen und die Erosion ihm zusetzten, muss das heute noch beeindruckende Bodendenkmal einen erheblich großartigeren Eindruck gemacht haben. (Abb. 1) So ist verständlich, dass es Spuren in der Geschichtsschreibung hinterlassen hat. In den Landkarten steht hier „Karlsgraben“ oder „Fossa Carolina“.

Eine relativ detaillierte Beschreibung des Baugeschehens findet sich in den so genannten *Reichsannalen*, deren ältester Abschnitt bis 794, deren jüngster bis 829 reicht, die von mehreren, namentlich nicht bekannten Verfassern geschrieben worden sind.

Et cum ei persuasum esset a quibusdam, qui id sibi compertum esse dicebant, quod si inter radantiam et alomonam (= alcomonam) fluvius eiusmodi fossa duceretur, quae esset navium capax, posse per commode a danubio in rhenum navigari, quia horum fluviorum alter danubio, (alter) moeno miscetur. Confestim cum omni comitatu suo ad locum venit ac magna hominum multitudine congregata totum autumnus tempus in eo opere consumpsit. Ducta est itaque fossa inter praedictos fluvios duum milium passuum longitudine, latitudine trecentorum pedum; sed in cassum. Nam propter iuges pluvias et terram quae p(a)lustris erat, nimio (h)umore naturaliter infectam opus, quod fiebat, consistere non potuit; sed quantum interdiu terrae a fossoribus fuerat egestum, tantum noctibus humo iterum

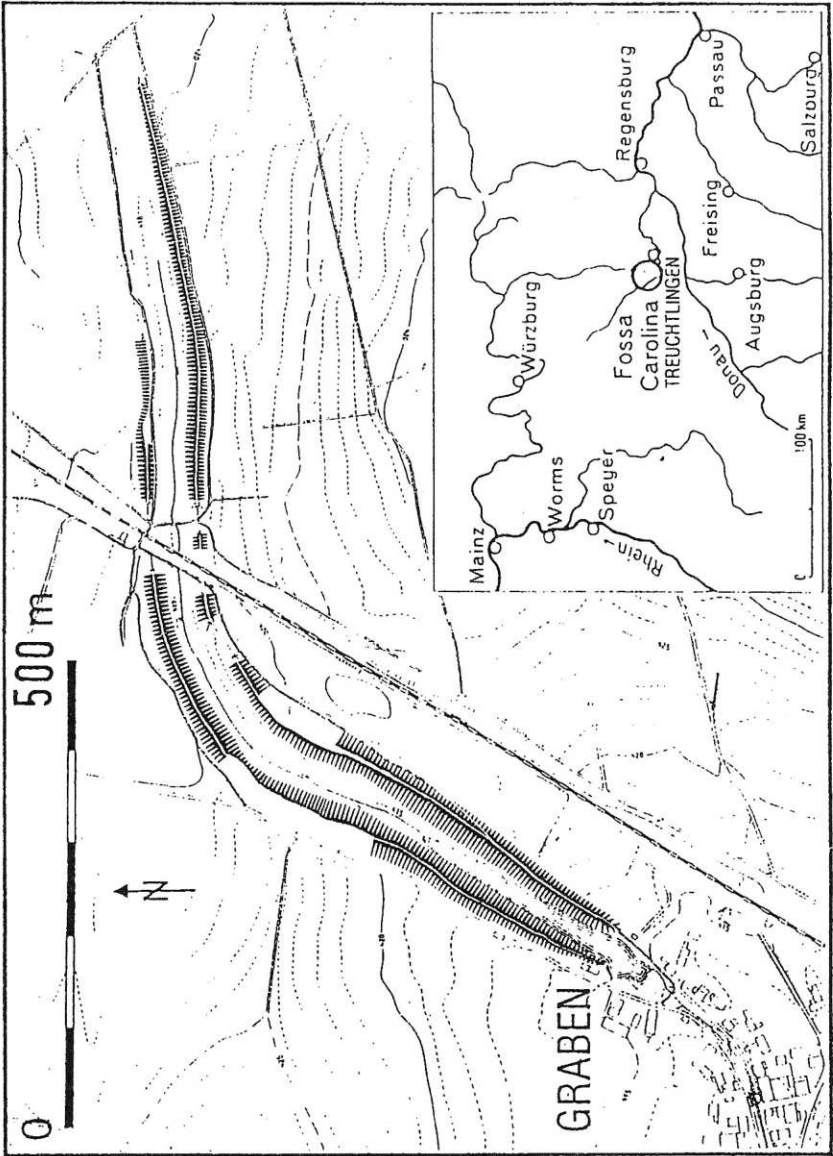


Abb. 1) Übersichtsplan (die Längenangabe "1000 m" wurde in "500 m" korrigiert) [Keller, 12]



in locum suum relabente subsidebat. In hoc opere occupato, duo valde displicentia de diversis terrarum partibus adlata sunt: unum erat saxonum omnimoda defectio, alterum quod sarraceni septimaniam ingressi proelioque cum illius limitis custodibus atque comitibus conserto multis francorum interfectis victores ad sua regressi sunt. Quibus rebus commotus in franciam reversus est celebravitque natalem domini apud sanctum chilianum iuxta moenum fluvium, pascha vero super eundem fluvium in villa franconovurd, in qua et hiemaverat.

“Als er (der König) überzeugt worden war – von Leuten, die sich für zuständig hielten –, man könne, wenn man zwischen Rednitz und Altmühl einen schiffbaren Graben zöge, bequem von der Donau in den Rhein gelangen, da der eine von den beiden Flüssen doch in die Donau, der andere in den Main münde, begab er sich sogleich mit seinem ganzen Gefolge an Ort und Stelle, warb eine große Zahl von Arbeitern an und verblieb den ganzen Herbst bei diesem Unternehmen. So wurde dann der Graben zwischen den genannten Flüssen in einer Länge von 2000 Schrittspannen (gut 3 km) und einer Breite von 300 Fuß (ca. 100 m) gezogen. Doch vergebens: Wegen anhaltender Regengüsse und der von Natur aus sumpfigen und feuchten Bodenbeschaffenheit konnte das, was geschaffen wurde, keinen Bestand haben. Was die Werksleute tagsüber an Erde aushoben, das fiel des Nachts wieder in sich zusammen, indem das Erdreich an seinen Platz zurückrutschte. Dieweil er (der König) sich mit diesem Werke befaßte, erreichten ihn zwei üble Botschaften aus verschiedenen Teilen des Reiches: einmal von dem völligen Abfall der Sachsen, zum anderen von einem Überfall der Sarazenen, die seine Grenzwatchen überfallen, sie in Kämpfe verwickelt und viele Franken getötet hatten und als Sieger heimgezogen waren. Durch diese Nachricht bewogen, kehrte er nach Franken zurück, wo er zu St. Kilian am Main (Würzburg) das Fest der Geburt des Herrn feierte, Ostern am gleichen Fluß im Königshof Frankfurt, wo er auch überwintert hatte.” [Keller, 18f]

In den *Lorscher Annalen* wird im Gegensatz hierzu nur von einem Aufenthalt des Königs am „fossatum magnum“, aber nicht von Bauarbeiten berichtet. Die *Annales Mosellani* erwähnen, dass König Karl am „aquäductum“ beginnen ließ und das Werk kurz vor Weihnachten 792 unvollendet abbrach. Es folgen dann noch Schriften, die paradoxerweise um so detaillierter werden, je größer der zeitliche Abstand ist. Auch werden die Orte Bubenheim, Graben und Weißenburg genannt. Die wesentliche Quelle für die Betrachtungen der Historiker sind die oben wörtlich zitierten, so genannten *Reichsannalen*. Den im Text genannten 3.000 m stehen in der Örtlichkeit ohne weiteres sichtbar nur 1.250 m gegenüber.

Wie die Geschichtsschreibung mit dieser Differenz umgeht, ist bemerkenswert. Der königliche Gymnasiallehrer Dr. Friedrich Beck setzte hierin mit seiner Veröffentlichung von 1911 Maßstäbe für Jahrzehnte (s.u.).

### Der Querschnitt

Die durch den Grabenaushub entstandenen Erdwälle, zwischen denen ein kleines Rinnsal nach Süden fließt, sind vollständig nur noch im Bereich direkt südlich der Wasserscheide – wenn auch durch jahrhundertelange Erosion reduziert – vorhanden. Obwohl erstaunlicherweise von kaum einem Autor problematisiert, ist die Form nicht selbstverständlich, denn die

„europäische Wasserscheide präsentiert sich hier als überaus flacher Sattel. Wer immer 6 Meter in die Tiefe graben wollte, hätte den Aushub ganz kommod in der flachen Umgebung verteilen können. Statt dessen wurden auf beiden Seiten bis zu 10 Meter hohe Wälle aufgetürmt, die nach innen wie nach außen steil abfallen.“ [Illig, 111]

Um das „Rätsel“ [ebd., 12] zu lösen, stellt sich die Frage nach der Aushubtechnik, wie sie für die Bauzeit anzunehmen ist. Erwogen werden in der Literatur der Transport mit Schubkarren [Birzer, 174], das Hochschaufeln mit (mindestens) sechsmaligem Umsetzen auf Bermen [Hofmann, 445] oder – indem das Hochschaufeln nach Hofmann als unzweckmäßig erklärt wird – das Hochtragen des Erdreichs durch zwei Mann mittels kleiner Körbe [Röder, 283]. Das Grundproblem aller Transportverfahren – insbesondere wenn ein erheblicher Höhenunterschied überwunden werden muss – ist ein möglichst günstiges *Verhältnis von Nutz- zu Gesamtlast* der bewegten Massen. Bei den Verfahren nach F. Birzer und J. Roeder kommt nur ein geringer Teil der aufgewendeten Energie dem Lastransport zu Gute. Das Eigengewicht der Arbeiter selbst ist keine Nutzlast.

Der Brunnenbau war damals eine schon seit Jahrtausenden geläufige Technik. Hier trägt der auf dem Grund Schachtende den Aushub nicht über die Leiter nach oben, sondern ein Helfer besorgt dies mit Seil und Kurbel. Dieses Verfahren – von der Senkrechten in die Schräge der Kanalböschung umgedacht – ist in Abb. 2 dargestellt. Hier wird der energieraubendste Teil der Arbeit – das Hochziehen des Erdreichs aus der Tiefe des Grabens – durch Zugtiere erledigt. Dabei ist wichtig, dass diese sich in der Horizontalen bewegen und nicht durch Transport des Eigengewichts in die Höhe zusätzlich belastet werden. Die zweite Seilumlenkrolle am Fuße der Außenböschung ist notwendig, um einmal die Zugkraft waagrecht auf das Geschirr des Pferdes oder Ochsen zu übertragen und zum anderen das Seil auf beiden Seiten in annähernd gleichem Winkel zur Senkrechten über die Rolle auf der Wallkrone laufen zu lassen, damit keine wesentlichen Horizontalkräfte in die im

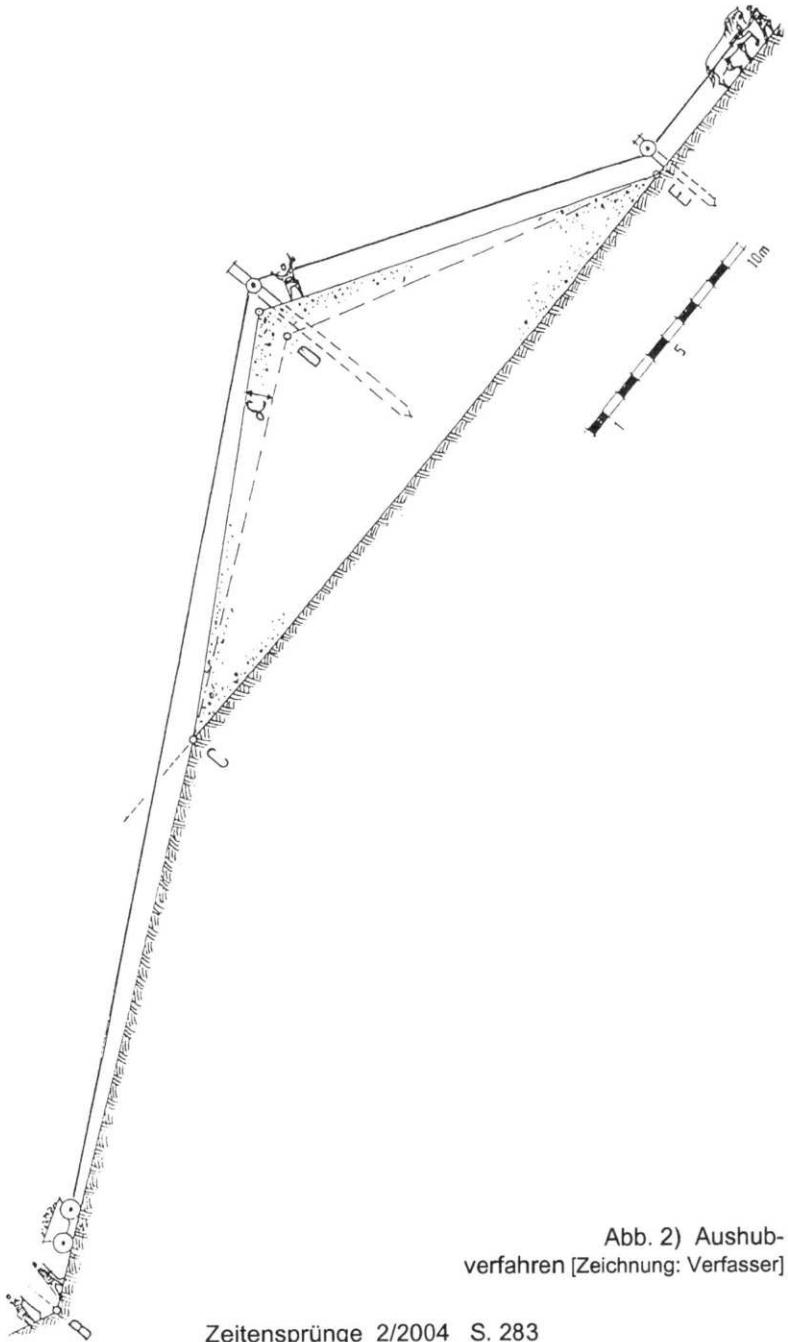


Abb. 2) Aushub-  
verfahren [Zeichnung: Verfasser]

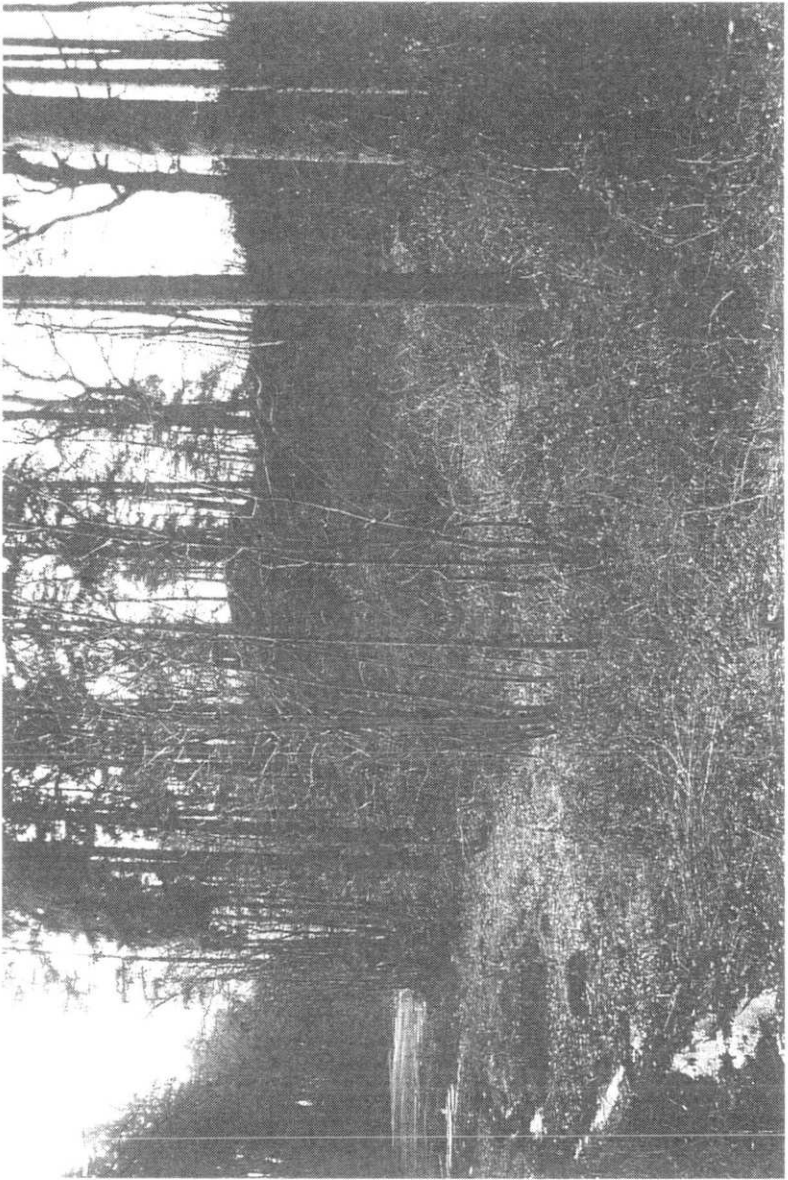


Abb. 3) Foto [Verfasser]

relativ lockeren – weil aufgeschütteten – Boden steckenden Pfähle eingeleitet werden. Diese – es sind zwei, die in der Darstellung hintereinander stehen – haben Einkerbungen zur Aufnahme der Achse, auf der die Rolle läuft. Sie sind in den Pfählen in Abständen übereinander angeordnet, damit die Höhenlage der Umlenkrolle dem Baufortschritt angepasst werden kann. Die Dreiecke ABC und CDE haben gleiche Flächengröße. Der Winkel  $a$  ist willkürlich gewählt. Seine Größe hängt von der Bodenklasse – Sand, Kies oder Ton, Lehm – und damit der Volumenvergrößerung des aufgelockerten Bodens (18 % – 28 %) ab.

Wer denkt, die Seil-Rollen-Konstruktion sei vermeidbar, wenn man Pferd und Wagen die Böschung hinauf triebe, der hätte es wieder mit der Birzer-Roeder-Problematik zu tun, die ein ungünstiges Verhältnis von Nutz- zu Gesamtlast ergibt. Dann hätte man aber auch keine Wälle aufgeschüttet, sondern sich an der Grabenkante in die Waagerechte begeben und in die Breite gehend abgeladen. Zu bezweifeln ist aber, dass die Tiere mit Wagen die Böschung bewältigt hätten. Hiermit ist erklärt, warum der an sich nicht erforderliche Energieaufwand zur Aufschüttung der Wälle sich aus der Verfahrenstechnik mit Einsatz tierischer Arbeitskraft ergibt. Die beschriebene Methode wird jedoch erst nach einer fortgeschrittenen Tiefe des Grabens aufgenommen worden sein. In der Anfangsphase ging es vielleicht nach der von Birzer vorgeschlagenen Methode, wenn die Schubkarren schon erfunden waren.

Da die ganze Konstruktion mit dem Einrammen der Pfähle einen gewissen Aufwand bedeutete, ist es in nicht geringen Abständen erfolgt, und das Abkippen des Aushubs an ihrem Fuß hatte zur Folge, dass die Wälle aus einer Aneinanderreihung sich überschneidender Schütkegel gebildet wurden. Wenn auch die Jahrhunderte mit ihrer Erosion darüber hinweg gegangen sind, ist im Restbestand diese Struktur noch erkennbar. Das Foto (Abb. 3) wurde im März 2002 im Format 24/36 mm, Brennweite 28 mm, neben der Holzbrücke stehend, die über das Rinnsal führt, nach Süden blickend aufgenommen. Deutlicher noch ist die Struktur auf den älteren Lichtbildern zu erkennen – auch wegen des noch nicht so dichten Bewuchses (Abb. 4 [Beck, 41] vor 1911 und Abb. 5 [Schwarz, Beilage] vor 1964). Beide Abbildungen sind mit den originalen Unterschriften wiedergegeben. Der Kommentar von K. Schwarz, dass wegen des unvollendeten Werkes Krone und Böschung noch „unruhig gestaltet“ sind, zeugt von Vertrauen auf die Überlieferung, aber nicht von Erkennen der Wirklichkeit. Abb. 7 ist die Ansicht eines Walles direkt nach der Fertigstellung.

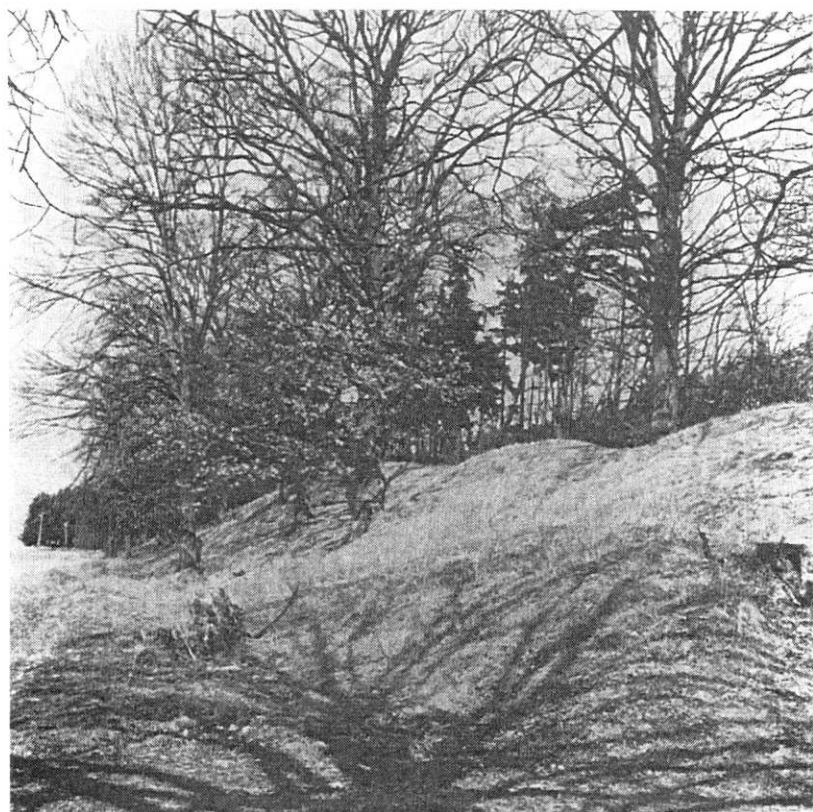
Abb. 6 zeigt als Ausschnitt des Holzheimer-Nivellements von 1956 den südlichen, am besten erhaltenen Teil der Wälle. Für die Verdeutlichung der



Abb. 6.

Die F. C. in ihrem südwestlichen Ende mit der höchsten Dammkronenerhebung  
und der schmalsten Sohlenbreite;  
im Hintergrunde der Weiher von Graben, darüber der Hahnenkamm.

Abb. 4) Foto [Beck, 41]



Der „Main-Donau-Kanal“ Karls des Großen.

Der westliche Randwall am Süden des Karlsgrabens von außen her gesehen. Krone und Böschung sind hier unruhig gestaltet und deuten an, daß die Bauarbeiten auch auf dieser am besten ausgebauten Strecke noch nicht abgeschlossen waren.

Abb. 5) Foto [Schwarz; Beilage]

Zeitensprünge 2/2004 S. 287

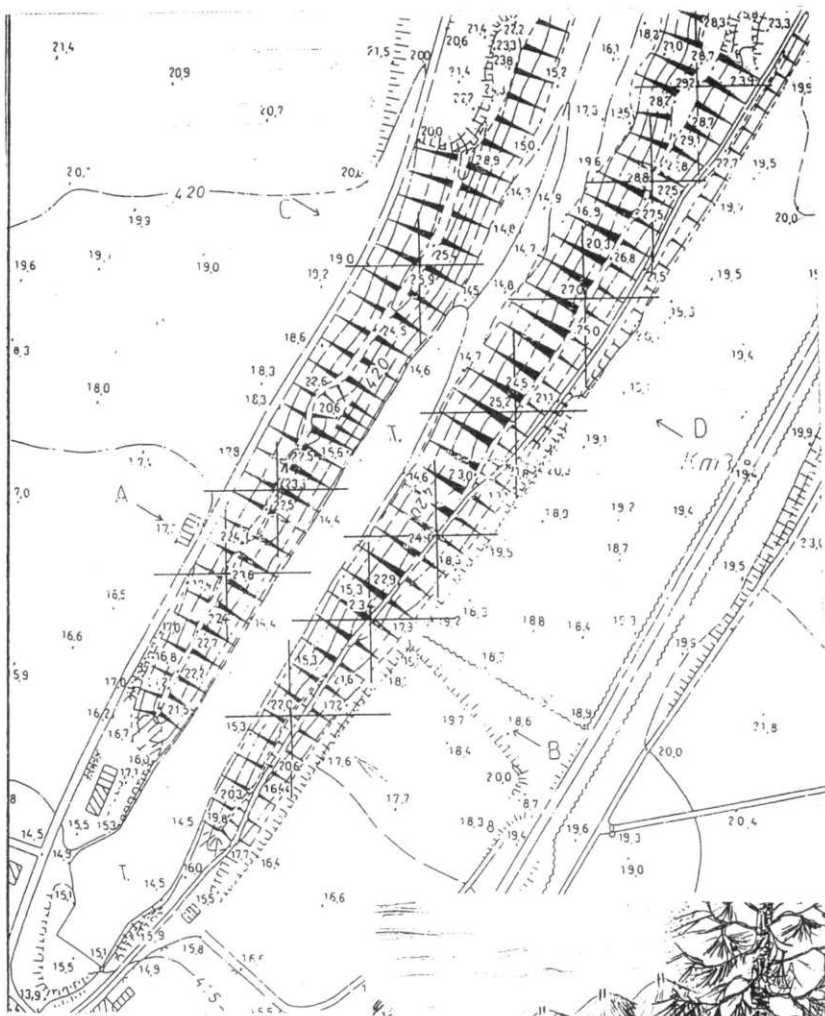


Abb. 6) Nivellement [Holzheimer; mit Eintragungen vom Verfasser]  
 Abb. 7) Wall nach Fertigstellung [Zeichnung: Verfasser]



Strukturen, wie sie auf den Fotos zu erkennen sind, ist das Raster noch zu grob. Zumal die Messpunkte nur auf den Kronen und den Fußpunkten der Wälle und wegen des dichten Unterholzes nicht an den Flanken genommen wurden. Die hier eingetragenen Höhenlinien sind zwischen gemessenen Höhen interpoliert und geben den genauen Geländeverlauf nicht wieder. Die von H. Kerscher bei der Neuvermessung des nördlichen Abschnitts 1992/93 angewandte Methode [Kerscher 1993, 11f] hätte hier ein exakteres Bild ergeben.

Die Kronenlinie der Wälle steigt wegen der größer werdenden Schachttiefe nach Norden hin an. An einigen markanten Punkten, die ich im Plan durchkreuzt habe, finden wir gegen den Trend einen Niveauabfall in dieser Richtung. Hier sind mit einiger Sicherheit die abgeflachten Spitzen der Schüttkegel zu vermuten. Zu hoffen ist, dass es den Bauleuten nicht gelang, alle hier eingebauten Pfähle für die Umlenkrollen wieder für weitere Verwendung herauszuziehen, und dass sich Reste erhalten haben. Dann würde eine sorgfältige Grabung hier Teile zu Tage fördern. Vielleicht ist dem Dirigenten der Hochziehaktionen, der hier gestanden haben muss, auch einmal ein Krug zerbrochen oder eine Münze verloren gegangen.

Eine geradezu abenteuerliche Erklärung für die steilen Wälle gibt W.D. Pecher. Er denkt, es wäre sogar noch zusätzliches Erdreich herangeschafft worden, um mit den Wallkronen die Höhe des Ortes Schambach, der von dem gleichnamigen Bach durchflossen wird, zu erreichen. Dieser sollte dann in den Kanal eingeleitet werden und – anders ist er nicht zu verstehen – ihn wohl nahezu bis zu den Wallkronen füllen [Pecher, 1993, 28f]. Dies scheint vollkommen unbegreiflich.

Am Rande noch folgendes: Hans H. Hofmann scheint von dem Gedanken beseelt, dass einem großen Herrscher auch eine angemessen umfangreiche Gefolgschaft zur Verfügung stehen muss. Er hat „allein für die Erdbewegung etwa 6000 Schanzarbeiter“ [Hofmann 1965, 446] veranschlagt; seine Rechnung ergibt 4.727 Arbeiter ([ebd., 446 u. Fn. 63], wobei das in seiner Rechnung genannte Zwischenergebnis von 480.000 für recte 780.000 steht, ein reiner Druckfehler).

Wie noch darzulegen sein wird, sind die von Hofmann angestellten Berechnungen vom Ansatz her unsinnig, weil die historische Quelle, die er zur Grundlage macht, kein Tatsachenbericht, sondern eine Propagandaschrift ohne Faktengrundlage ist. Kein kluger Planer lässt eine solche Arbeit am Ende des Sommers beginnen, um sie dann am Jahresende unvollendet aufzugeben. Mehr als 100 Männer mit vielleicht 25 Zugtieren werden auf dem von Hofmann betrachteten Abschnitt kaum im Einsatz gewesen sein. Die schwer arbeitenden Schachtarbeiter in der Tiefe werden sich mit dem „Dirigenten“ auf der Höhe und dem Pferdeführer im Laufe eines Arbeitstages abgewechselt haben.

## Längsschnitt

Der Längsschnitt mit den Erkundungsbohrungen von 1992 ist in Abb. 8 [Koch/Leininger, 13] dargestellt. Zu beachten ist, dass die Höhen gegenüber den Längen um das Achtzehnfache gesteigert dargestellt wurden. Was zwischen B3 und B15 als starkes Gefälle erscheint, ist in Wirklichkeit minimal: ca. 4,8 mm/m.

Beck lässt den Kanal bei der Kirche im Ort Graben, deren Vorläufer er als Gedächtnisbau für die Feier des ersten Spatenstichs ansieht, beginnen und denkt, dass man das Reststück bis zur Altmühl erst zum Abschluss der Arbeiten ausheben wollte [Beck, 53]. Die von J.A. Buchner beschriebenen Grabenspuren nördlich der Wasserscheide können seiner Meinung nach „bestenfalls [...] Schutzwehren gegen Überschwemmungen“ sein, weil ja auch „nach dem Bericht der Reichsannalen die Dämme nur auf einer Länge von 1500 m Länge aufgeworfen worden waren“ [Beck, 72f].

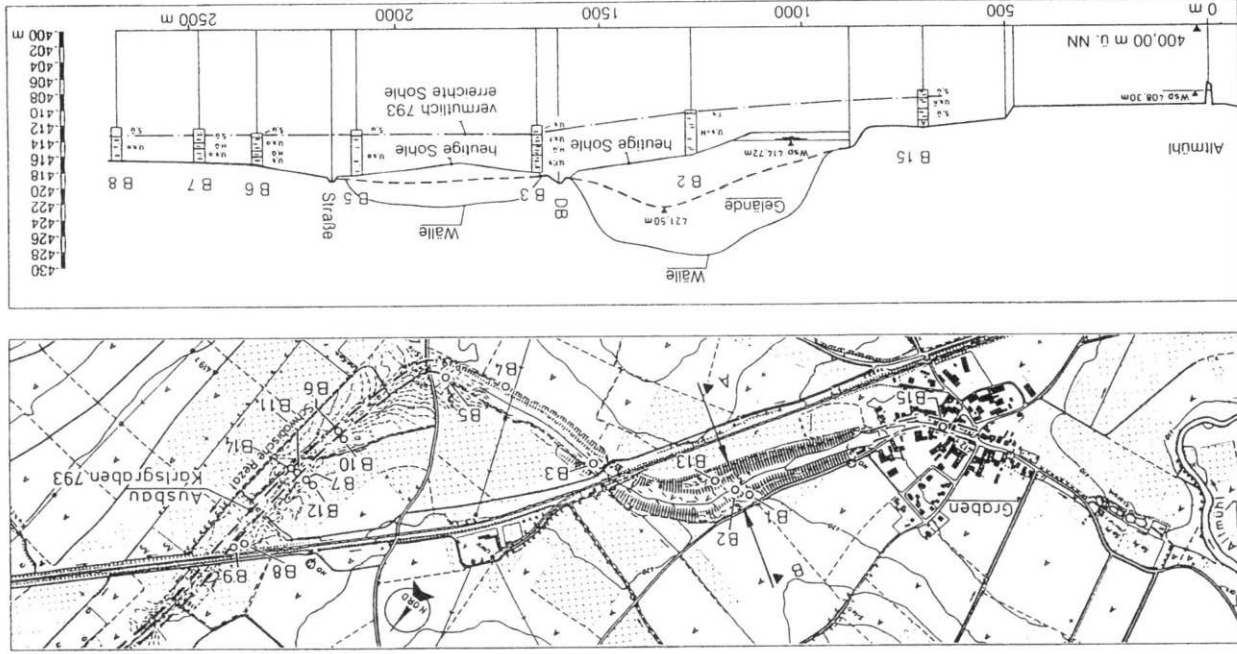
Um die angestrebte Deckungsgleichheit mit dem überlieferten Bericht herzustellen, bedarf es gleich des Übersehens von drei Tatsachen.

1. Um austretendes Grundwasser aus der Baugrube abfließen zu lassen, war ein Fortführen des Grabens von Anfang an bis zur Altmühl zwingend notwendig. Er konnte nicht an der Kirche enden.
2. Es gab eine Fortsetzung nach Norden, wie von Buchner vermutet.
3. Die so genannten *Reichsannalen* berichten von 3.000 m Grabenlänge und nicht von 1.500 m.

### Zu Punkt 1

Das Hineinschachten in grundwassergesättigtes Erdreich ist möglich. So werden in der Nähe des Binnensees Dümmer, südlich von Bremen, wo das Grundwasser rund einen halben Meter unter der Geländeoberfläche ansteht, Gartenteiche innerhalb weniger Stunden bis zu einer Tiefe von 2 m durch einen Schaufelbagger ausgehoben, ohne dass sich Wasseraustritt störend bemerkbar macht. Es dauert dann einige Wochen, bis der Spiegel des Teiches in die Nähe der Grundwassergrenze kommt, die er wegen der gegebenen Verdunstung nie erreicht.

Auch Beck konnte im Herbst 1910 Schürfgruben bis zu einer Tiefe von 2,30 m ausheben lassen, ohne von austretendem Wasser behindert zu werden. Erst „während der Mittagspause sammelte sich das Grundwasser zu reichlichen Mengen an“ [Beck, 82]. Die Höhe der Schürfgrubenoberkante habe ich mit 410,50 m ü. NN ermittelt. Friedrich Beck gibt den Spiegel der Altmühl mit 409,50 m ü. NN an. Da in der Nähe von Flüssen die Grundwassergrenze höher liegt als der Pegel des Gewässers, hat er mit der Grubentiefe von 2,30 m mehr als 1,30 m problemlos in grundwassergesättigtes Erdreich hineinschachten können.



bau intern

Abb. 8) Längsschnitt mit Grundriss [Koch/Leininger, 13]

Man hätte auch nach der Mittagspause weiterschachten können, wenn – und das ist von entscheidender Bedeutung für die vorliegende Betrachtung – das austretende Grundwasser ausreichend schnell abfließen konnte, was natürlich nur oberhalb des Wasserstandes der Altmühl möglich war. Hieraus ergibt sich, dass der Vortrieb vom Fluss aus – knapp oberhalb von dessen Wasserstand beginnend – in das ansteigende Gelände hinein mit Gefälle der Grabensohle zur Altmühl hin vorgenommen wurde. Um das mit Sicherheit annehmen zu können, ist keine Sondierungsbohrung südlich von B15 (s. Abb. 8) notwendig. Hier liegt die Grabensohle knapp 4 m unter Terrain. Ohne Abfluss hätte diese Tiefe, da die Taucherglocke ja noch nicht erfunden war, nicht erreicht werden können.

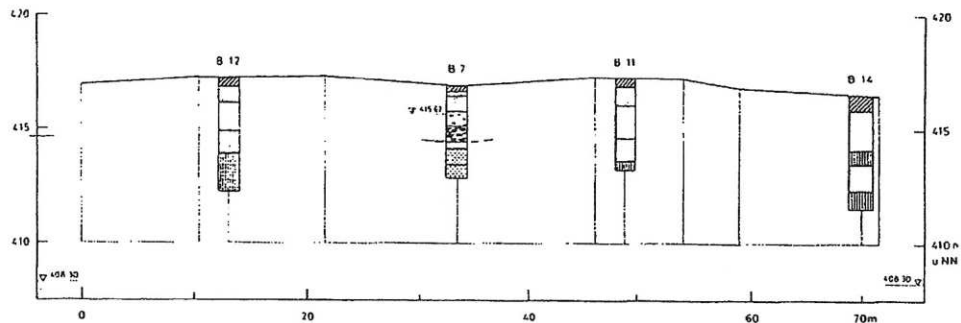
### Zu Punkt 2

Die Geländesituation von der Wasserscheide nach Norden ist gegenüber der zur Altmühl hin stark unterschiedlich. Beträgt nach Süden das Gefälle 9,8 mm/m, so sind es bis Weißenburg 3,3 mm/m, also nur rund ein Drittel. Die durch die Bohrungen von B3 bis B8 ermittelte Grabensohle zeigt nur noch ein winziges Gefälle nach Norden (Abb. 8). Der in dieser Abbildung dargestellte Längsschnitt, der auch die Sohle bei B7 mit ca. 3,5 m unter Terrain entnommen werden kann, wurde im Sonderdruck von *Bau intern 1200 Jahre Karlsgraben*, der Zeitschrift der Bayerischen Staatsbauverwaltung [13] veröffentlicht. In der ebenfalls 1993 erschienenen *Denkmalpflege Information* des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege ist dieser Längsschnitt nicht enthalten. Es findet sich aber ein Querschnitt dort auf Seite 21 (hier Abb. 9). Hierin ist die „vermutliche Sohle der Fahrrinne bei B7 durch eine gestrichelte Linie markiert“. Diese befindet sich ca. 10 m und *nicht* ca. 3,5 m wie im Längsschnitt unter Terrain. Auch „ist besonders im Nordabschnitt die Grenze zum ungestörten geologischen Untergrund nicht immer eindeutig zu bestimmen“ [Koch 1996, 8]. Die durch die am weitesten nördlich vorgenommenen Bohrprospektionen ermittelte Tiefe ist also unsicher bzw. widersprüchlich. Um die für die folgende Argumentation **ungünstigste** Ausgangslage anzunehmen, sei nicht von 10, sondern von 3,5 m Tiefe bei B7 ausgegangen.

Wie sich aus der beschriebenen Problematik des Hineinschachtens in grundwassergesättigtes Erdreich ergibt, ist von einer Existenz des Kanals so weit nach Norden auszugehen, bis die Sohle mit Gefälle dort die Geländeoberfläche erreicht. Er konnte nicht vorher enden, weil sonst keine Entwässerungsmöglichkeit gegeben war und sich stehendes Wasser in der Baugrube gebildet hätte. Der Vortrieb muss von Norden her in das ansteigende Gelände hinein erfolgt sein.

Es sei bei Berechnung der Länge von dem halben des nach Süden gegeb-

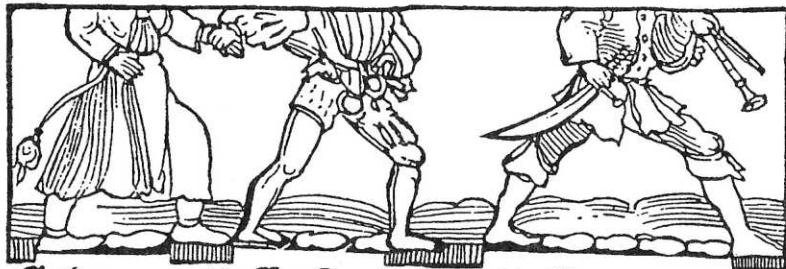
Profil 6



Legende

-  Humus
-  Sand (fein) umgesetzt
-  Sand (grob) umgesetzt
-  Ton umgesetzt
-  Torf
-  Sand (fein)
-  Sand (grob)
-  Ton

### Dimensio pedalis



Gradus.

Passus simplex.

Passus geometricus.

Abb. 9) Querschnitt [Koch, 21, Abb. 14]  
Abb. 10) Hand- und Schrittmaße [Apian 1524]

nen Gefällemaß, also von 1,7 mm/m, ausgegangen. Das Terrain nördlich des Bahndamms fällt der Rezat folgend auf einer Strecke von 2.850 m um 10 m.

$$10 \text{ m} : 2850 \text{ m} = 0,0035 \text{ m/m}$$

Das sind 3,5 mm/m. Reduziert um die Neigung der Sohle von 1,7 mm/m ergibt sich mit  $3,5 \text{ mm} - 1,7 \text{ mm} = 1,8 \text{ mm}$  als das Maß, um das sich mit hinreichender Genauigkeit der Kanalboden pro Meter der Erdoberfläche nähert. So errechnet sich die Länge als die Tiefe geteilt durch das Annäherungsmaß:

$$3,5 \text{ m} : 0,0018 \text{ m} = 1944 \text{ m}$$

Dieses Maß dürfen wir auch ohne weitere Sondierungsbohrung als gesichert annehmen. Die als *unbezweifelbar anzunehmenden Teilstücke des Kanals* sind also mit gerundeten Maßen:

|                   |                     |                |
|-------------------|---------------------|----------------|
| Altmühl           | – Kirche in Graben  | ca. 500 m      |
| Kirche            | – Knick nach Osten  | ca. 880 m      |
| Knick nach Osten  | – Knick nach Norden | ca. 800 m      |
| Knick nach Norden | – Bahnstrecke       | ca. 750 m      |
| Ab Bahn errechnet |                     | ca. 1.940 m    |
| Summe             |                     | <b>4.870 m</b> |

### Zu Punkt 3

Der erstaunlich polyglotte Beck, der diese Fähigkeit auch von seinen Lesern erwartet, da er bis auf eines seine vielen fremdsprachlichen Zitate unübersetzt lässt, scheint rätselhafterweise nicht zu wissen, dass der „passus“ der Römer die Distanz ausmacht, die beim Gehen zwischen den Berührungspunkten ein und desselben Fußes mit dem Boden liegt und damit das Doppelte dessen ausmacht, was wir als Schrittspanne bezeichnen. Dieses Mirakel setzt sich in den Jahrzehnten nach Becks Veröffentlichung im Schrifttum fort. Die Erklärung lässt sich nur darin finden, dass hier die Voreingenommenheit so groß war, dass der Glaube die Berge bzw. die Maßsysteme versetzte.

Erst 82 Jahre nach Becks Veröffentlichung – im Zusammenhang mit der Feier zum vermuteten zwölfhundertjährigen Bestehen des Bodendenkmals und den aus diesem Anlass unternommenen Probebohrungen und Vermessungen – erhält der lateinische „passus“ (Doppelschritt) seine angestammte Länge zurück. Dies erfolgt aber nicht so, dass die Irrtümer der Vergangenheit als solche benannt und korrigiert werden sondern – im Stile von Friedrich Beck – als ‘frohe Botschaft’, dass die Überlieferung recht hat. Nur, dass sich gegenüber 1911 die Länge von „passus“ verdoppelt hat.

„Festzuhalten ist somit, dass sich eine Gesamtlänge des Kanals von fast exakt 3000 m ergäbe, gerechnet vom südwestlichen Ostende von Graben

[gemeint ist das Dorf; W.B.]. Erstaunlicherweise entspricht dies der Längenangabe der »Reichsannalen« von 2000 Schritt (duum milium passuum) ziemlich genau, wenn man den passus geometricus (5 Fuß) statt des passus simplex (2,5 Fuß) zugrunde legt“ [Kerscher, 15].

Diese Übereinstimmung ist aber ebenso wie bei Beck *willkürlich konstruiert*. Ebenso wenig wie an der Kirche konnte der Graben erst am Ortsende beginnen, denn wie schon bemerkt, die Taucherglocke, mit der man mehrere Meter tief unter Wasser hätte arbeiten können, gab es ja noch nicht. Dankenswerterweise hat mir H. Kerscher die Herkunft des von ihm verwendeten Begriffes „passus geometricus“ mitgeteilt (Abb. 10). Was Peter Apian [1524] da zur Illustrierung dieser Maßeinheit in Holz hat schneiden lassen, widerspricht jeder anatomischen Realität. Der geneigte Leser möge einmal versuchen, einen solchen Schritt zu machen, dass zwischen Spitze des hinteren und Hacke des vorderen vier Fußlängen überspannt werden. Es geht nicht. Wenn er mehr als zweieinhalb schafft, ist er schon recht akrobatisch.

Peter Apian (1495 oder 1510–1552) war Zeitgenosse Martin Luthers, der die Bibel ins Deutsche übersetzte. Damals begannen die Nationalsprachen Eingang in die Wissenschaften zu nehmen, und Apian hat Rechenbücher in deutscher Sprache geschrieben. Dies mag ein Grund dafür sein, dass er das deutsche „Schritt“ in der Abmessung des lateinischen „passus“ – wenn auch widersinnig – darstellen ließ. Eine Rechtfertigung für die jahrzehntelangen Falschrechnungen ist dies aber nicht. Da hätte man schon – dieser Scherz sei einmal erlaubt – einen „passus carolinus“ entdecken müssen. Wenn man dann eines Tages an der Straße von Holzingen nach Weißenburg Relikte einer gewesenen Kanalanlage ausgraben würde, was ich nicht für ausgeschlossen halte, dann ließe sich das Maß der Grabenlänge seit Beck 1911 problemlos auf das Vierfache dehnen, und der Wahrheitsgehalt der Überlieferung wäre dennoch gerettet.

### Trassenführung

Generell entspricht die Linienführung dem Bestreben, sich den Höhenverhältnissen so anzupassen, dass möglichst wenig Aushub zu bewältigen ist – und dass der kürzeste Weg genommen werden kann. Eine auffällige Abweichung von diesem Prinzip gibt es im Bereich der Wasserscheide, wo die Trasse von Süden kommend eine scharfe Biegung nach Osten ausführt. Mit der Geländeform ist dies nicht zu begründen, denn die geradlinige Fortführung hätte ebenso die 420er Höhenlinie durchschnitten, wie es die abgeknickte tut. Nur das halbe Maß der Richtungsänderung hätte ein geringes Maß an Aushubverringerung gebracht. Da aber der Umweg rund 380 m Baustreckenverlängerung zur Folge hatte, muss es hierfür wichtige Gründe gegeben haben.

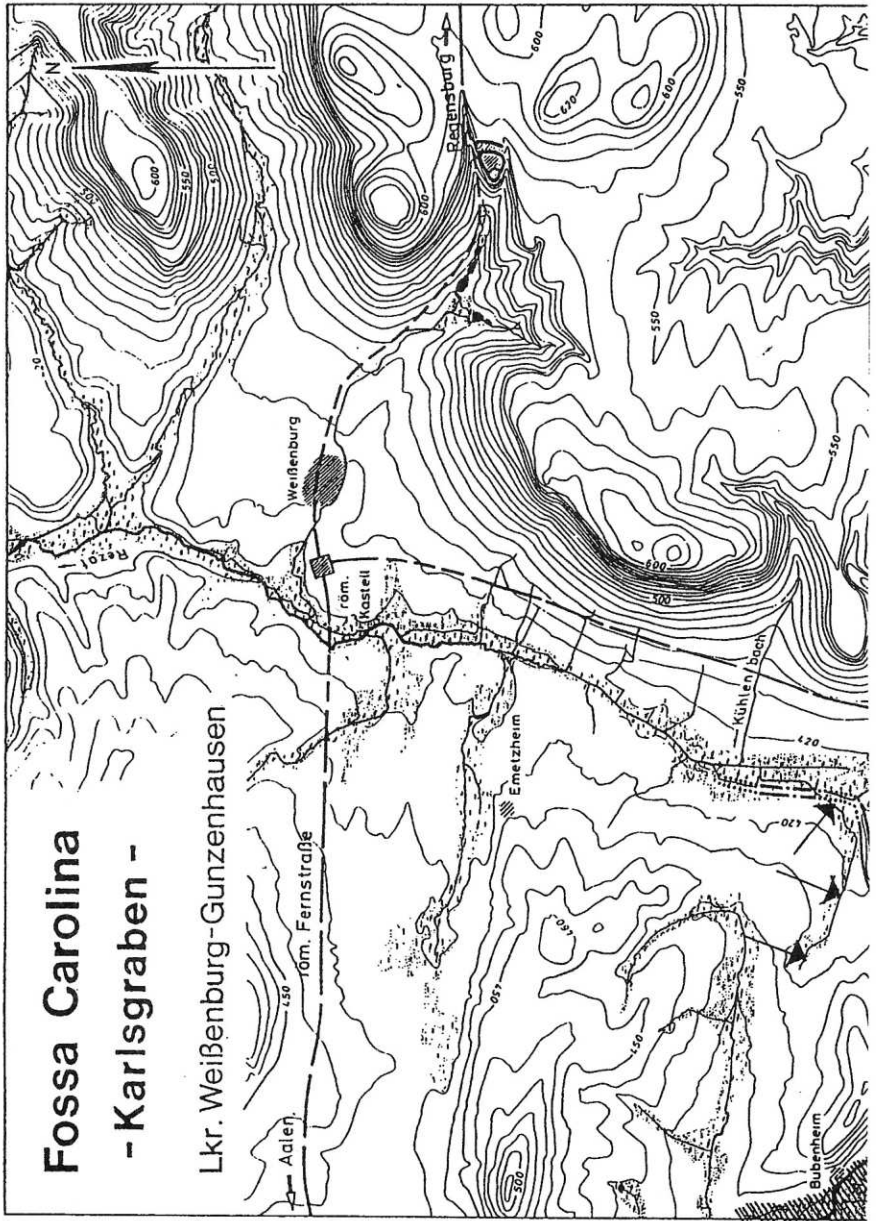
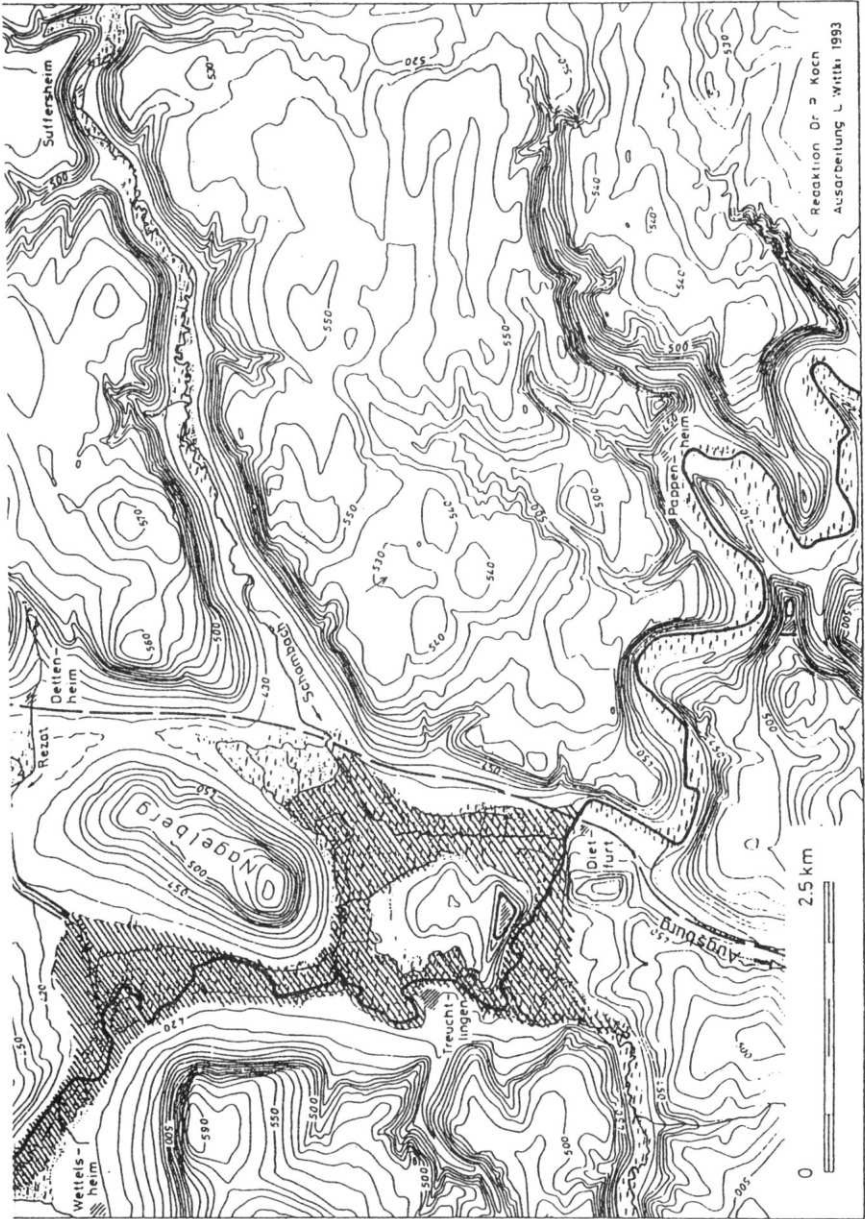


Abb. 11) Rekonstruktion der örtlichen Situation um 793  
 [Koch/Leininger, 12; mit Eintragungen vom Verfasser]





Die Wasserläufe und Riedflächen sind für 793 näherungsweise dem Urkatas-  
ter von 1833 entnommen, der Zeit vor den größeren Veränderungen.

Birzer meint, man habe aus der technisch schwierigen Tallage herauskommen wollen [Birzer, 177]. Das ist falsch, denn gerade und abgeknickte Trasse bleiben auf derselben Höhe ü. NN. Schwarz hält ohne glaubhafte Begründung die Schonung der Rezatquellen und günstigere Bodenverhältnisse für das Motiv [Schwarz, 326]. Ähnlich argumentiert R. Koch, der meint, man habe den sandigen Untergrund verlassen und sich auf tonigen begeben wollen [Koch 1996, 10]. Keiner weiß, welcher Boden bei einer geradlinigen Weiterführung angetroffen würde. Hier wurden keine Probebohrungen vorgenommen. Unerfindlich bleibt auch, warum Kanalbauer lieber in tonigen als in sandigen Boden hineinschachten sollten. Hier mag der Glaube an die Überlieferung eine verwirrende Rolle spielen. Schließlich ist davon die Rede, dass nachts wieder in sich zusammen fiel, was am Tage ausgehoben worden war [Keller, 16]. Beck berichtet von „unverkennbaren Anzeichen eines gewaltigen von Westen her erfolgten Dammrutsches“ [Beck, 55]. Wie ein Blick auf die Nivelements der Wälle zeigt, hat dies jedoch nur in seiner Phantasie stattgefunden. Seine Begründung für das Abknicken ist, dass man näher an den östlich verlaufenden Fahrweg heran wollte und dass der Kanal eine „dauerhafte Anlehnung“ an die Ausläufer des Nagelbergs haben sollte [Beck, 79]. Doch da ein in die Tiefe geschachteter Graben nicht umkippen kann, braucht er keine Anlehnung, und eine geringfügige Verkürzung des Landweges rechtfertigt nicht den erheblichen Mehraufwand.

All dies zeigt, wie wenig Aufmerksamkeit einem Grundproblem des Kanalbaus – der Wasserabführung während der Bauzeit – geschenkt wurde. Dies war ja auch schon bei der willkürlichen Annahme eines Beginns des Grabens entweder am Ende oder bei der Kirche des Dorfes festzustellen.

Der Grund für das Verschwenken der Kanaltrasse liegt allein darin, dass man *das Durchschneiden des von Westen zufließenden Quellbaches im oberen Bereich vermeiden wollte*. In Abb. 11 ist er durch Pfeile kenntlich gemacht. Nur so war es möglich, das Oberflächenwasser westlich an der Kanalbaustelle vorbei zu leiten, so wie man es östlich mit der Rezat gemacht haben wird. Bei geradliniger Weiterführung des Grabens wäre diese Umleitung in den aufsteigenden Hang hinein mit vertretbarem Aufwand nicht möglich gewesen.

### Rekonstruktionsversuch

R. Koch hält es für möglich, dass der Kanal „durchaus benutzbar gewesen sein kann“ [Koch 1996, 11]. Er hält eine Weierkette mit dazwischen liegenden Schleifstrecken, wo die Boote über das Land gezogen werden mussten, für die wahrscheinlichste Möglichkeit. Dem Wassermangel auf der Höhe der Wasserscheide wollte er, wie auch von anderen Autoren erwogen, durch

Umleiten der Schambach in den Kanal begegnen [Koch 1993, 20]. Dies wäre einfach durch einen Graben möglich gewesen. „Ein Herbeiführen der Schambach mittels eines Aquäduktes“ [Birzer, 177] wäre, wie ich in einem großmaßstäblichen Höhenlinienplan ermittelt habe, nicht notwendig gewesen.

K. Goldmann stellt zu Recht fest, dass bei den sichtbaren Wällen kein Zusammenfallen dessen, was vorher ausgehoben wurde, stattgefunden haben könne und vermutet dieses bei einem Damm, der bei Bubenheim die Altmühl auf 9 m Höhe aufstauen sollte, der aber zusammenbrach. Dass in den so genannten *Reichsannalen* von **wiederholten** Vorgängen bei starkem Regen die Rede ist, stört ihn nicht. Auch nimmt er sich die Freiheit „vallis“, also „Tal“, mit „Damm“ zu übersetzen. Er beruft sich auf die *Annales Mosellani*, wo von einem „aquaeductus“ die Rede ist, und auf Ekkehard von Altaich, der im 12. Jh. „pubnheim“ als Ausgangspunkt des „vallis“ nennt. Dass er sich in die nun schon Tradition gewordene falsche Übersetzung von „passus“ als Einzelschritt einfügt, darf nicht überraschen [Goldmann, 215f], auch nicht sein Hinweis auf zwei Mühlen in der Nachbarschaft des Dammes [Goldmann, 217]. Ihre Standortwahl verdanken sie nicht einem kurzfristig gewesenen Aufstau der Altmühl, sondern einem recht flott aus Wettelsheim herabstrudelnden Bächlein.

Die Fragwürdigkeit dieser Staudammtheorie zeigt ein Blick auf Nutzen und Aufwand des Projektes. Der Staudamm bei Bubenheim hätte eine Länge von ca. 850 m haben müssen, bei einer Zuleitungslänge des Aquäduktes zum Graben von 3 km. Ein Stau der Altmühl zwischen Treuchtlingen und dem Nagelberg wäre zwar bei gleicher Maximalhöhe knapp 20% länger gewesen, hätte aber auf die kilometerlange Überleitung verzichten können und wäre insgesamt sinnvoller gewesen.

Trotz der vom Aufwand her abwegigen Goldmann-Theorie steckt in ihr ein richtiger Kern. Das **Verhältnis** von Aushubvolumen zu Tiefe der Grabung ist nämlich bei gleichbleibendem Böschungswinkel **kein lineares, sondern ein quadratisches**, was bedeutet, dass bei Verdoppelung der Tiefe sich der Aushub vervierfacht, bei Verdreifachung der Aushub auf das Neunfache steigt und so weiter. Eine Kombination von Einschnitt und Damm lässt an die Stelle der Potenzierung die Addition treten und minimiert den Arbeitsaufwand. Trotz der zu registrierenden Ungenauigkeiten sind die von K. Goldmann geäußerten Gedanken fruchtbar.

Die Ortswahl für den Bau eines Staudammes müsste zwei Kriterien genügen: möglichst steil ansteigende Ufer und verkehrsgünstige bzw. den Verkehr begünstigende Lage, da der Damm auch die Funktion einer Brücke hätte. Als idealer Punkt bietet sich hierfür Dietfurt an. Die Ufer steigen vergleichsweise stark an, und hier kreuzt die alte Fernstraße nach Süden in Richtung Augsburg die Altmühl. Als Verkehrsknotenpunkt ist er auch deshalb geeignet, weil

beim Umschlag von Waren vom Land- zum Wassertransport oder umgekehrt hier für die Altmühl die beiden Möglichkeiten Ober- oder Unterlauf gegeben waren.

Weite Teile der nördlich gelegenen Landschaft werden – wie durch die Schraffur in Abb. 11 dargestellt – unter Wasser gesetzt. Es handelt sich aber nur um schon vorher sumpfiges Gelände, und es ist anzunehmen, dass der Nutzwert des Geländes nicht abnimmt. Vielleicht war der Damm – Goldmann folgend – eine Holz-Erde-Konstruktion. Möglicherweise waren es aber auch Steine aus den nahe gelegenen Brüchen, die dann noch heute *in den Gebäuden der Nachbarschaft entdeckt werden könnten*.

Um aber einen Vergleich hinsichtlich des Aufwandes mit den Erdarbeiten beim Kanalbau zu ermöglichen, ist in Abb. 12 ein Erddamm in den Abmessungen dargestellt, wie sie der Geländeform bei Dietfurt entsprechen. Die Kronenhöhe von 415 m ü. NN ergibt bei einem Wasserstau bis 414,50 m und 0,3‰ Gefälle der Altmühl [Koch/Leininger, 13] – knapp gerechnet – einen Wasserstand im Kanal von 415,50 m ü. NN, das heißt Spiegel über Grund von ca. 1,50 m. In dieser Höhe steckt noch ein gewisses Regulierungspotential, um Überschwemmungen zu begegnen.

#### Volumenberechnung

A: Flächensteigender, langer Dammteil

$$a_1 = (16\text{m} \times 8\text{m} \times 0,5 \times 385\text{m}) / 3 = 8213\text{m}^3$$

$$b_1 = (2\text{m} \times 8\text{m} \times 385\text{m}) / 2 = 3080\text{m}^3$$

B: Steil ansteigender, kurzer Dammteil

$$a_2 = (16\text{m} \times 8\text{m} \times 0,5 \times 25\text{m}) / 3 = 533\text{m}^3$$

$$b_2 = 2\text{m} \times 8\text{m} \times 25\text{m} = 200\text{m}^3$$

$$V = 2a_1 + b_1 + 2a_2 + b_2 = 2 \times 8213 + 3080 + 2 \times 533 + 200 = 20772\text{m}^3$$

Für den bisherigen Aushub des Kanals bzw. bei Koch/Leininger für den ausgebauten Stufenkanal gibt es verschiedene Berechnungen:

$$80.000 \text{ m}^3 \quad [\text{Birzer 1958, 173}]$$

$$60.000 \text{ m}^3 \quad [\text{Hofmann 1965, 446}]$$

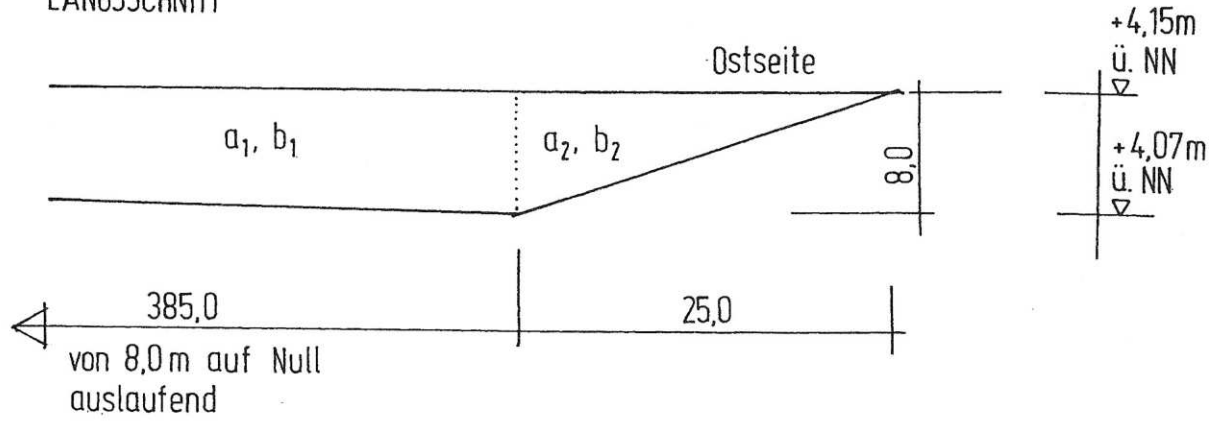
$$120.000 \text{ m}^3 \quad [\text{Roeder 1974, 283}]$$

$$170.000 \text{ m}^3 \quad [\text{Koch/Leininger 1993, 14}]$$

$$770.000 \text{ m}^3 = \text{Gesamtaushub eines höhengleichen Kanals} [\text{Koch/Leininger, 14}] .$$

Bei Abzug der schon geschafften  $120.000 \text{ m}^3$  nach Roeder blieben für den höhengleichen Kanal noch  $650.000 \text{ m}^3$  zu leisten. Die genannten  $20.772 \text{ m}^3$

# LÄNGSSCHNITT



# QUERSCHNITT

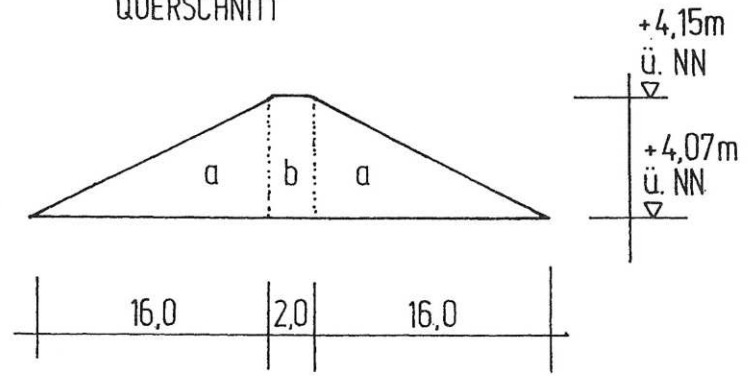


Abb. 12) Damm bei Dietfurt [Zeichnung: Verfasser]

für einen Staudamm bei Dietfurt sind weniger als 3,2% hiervon. Bei Gegenüberstellung der beiden Werte von Koch/Leininger: 720.000 und 170.000 m<sup>3</sup> ergäben die 20.772 m<sup>3</sup> = 3,5 % von 600.000 m<sup>3</sup>.

Dies dürfte wahrscheinlich machen, dass nie beabsichtigt war, einen höhengleichen Kanal zu bauen. Natürlich kann es unerkannte Gründe gegeben haben, den Damm an anderer Stelle zu bauen. Auf keinen Fall aber flussaufwärts von Graben mit umständlicher Wasserzuleitung über ein Aquädukt, nur weil in einem ehrfurchtgebietenden Pergament der Ort „Pubnhaim“ genannt ist.

Wenn der Kanal nicht höhengleich von einem Flusssystem zum anderen übergang, dann mussten die Boote von dem einen Niveau auf das andere mit Hilfe einer besonderen Technik befördert werden. Allgemein wird hier an Schleifstrecken gedacht. Hierbei werden die Boote über schräge Rampen mit Seilwinden oder Pferdekraft befördert. K. Schwarz verweist auf den Archäologen F.C. Moore, nach dessen Meinung die Erfindung der Kammerschleuse „mindestens bis in die römische Zeit zurückreicht“ [Schwarz 1962, 326]. Er selbst lässt offen, ob im gegebenen Zusammenhang hieran zu denken ist.

Aber was ist eine Kammerschleuse? Nicht mehr als zwei Abschottungen mit Schiebetoren in einem Wasserlauf in solch einem Abstand, dass ein Schiff dazwischen passt. Der Wasserstand außerhalb der Schotten ist nahezu konstant und zwischen ihnen variabel durch Öffnen und Schließen der Tore auf das obere oder untere Niveau zusammen mit dem zu schleusenden Schiff zu bringen. Tore gab es schon lange in den Häusern. Sie mussten nur in den Wasserbau übertragen werden. Die Erfindung von Pfeil und Bogen war von höherer Komplexität. Wenn Kammerschleusen denkbar sind, dann ist es für den Schiffsbetrieb reibungsloser, einmal einen Hub oder eine Absenkung von 8 m bei Dietfurt vorzunehmen, als ihn auf sechs Treppenstufen zwischen Altmühl und Scheitel [Ausstellungstext 1993] zu verteilen.

Erst recht gilt dies natürlich für Schleifstrecken mit zwölfmaligen Wechsel zwischen Wasser- und Landtransport. Offen bleibt, wie der Abstieg nach Norden erfolgte. Wie schon von anderer Seite erwogen, hat man hier wahrscheinlich mehr mit Aufstau als mit Abtragung gearbeitet.

Als einen Schwachpunkt der Staudammtheorie könnte man nennen, dass in der Flussaue beim Dorf Graben Ausschachtungen vorgenommen wurden, die zur Herstellung einer ausreichenden Wassertiefe für den Bootsverkehr gar nicht notwendig waren. Befindet sich doch am Süden des jetzt vorhandenen Teiches das durch die Bohrungen ermittelte Niveau der Grabensohle fast 4 m unter der durch den Stau zu überwindenden Höhe von rund 414 m ü. NN. Dies ergibt sich aber zwangsläufig durch das als notwendig erachtete Gefälle der Kanalsohle, um das austretende Sickerwasser während der Schachtarbeiten abfließen zu lassen.

Hieraus folgt jedoch die nahe liegende Frage: Warum hat man dann nicht das erforderliche Gefälle in Richtung Weißenburg nach Norden angelegt, wohin man ja ohnehin auf ein tieferes Niveau hinunter musste, und das Gelände direkt nördlich der Altmühl unberührt gelassen?

Hierfür gibt es zwei Gründe. Erstens die Höhenverhältnisse: Von der Höhe des Sattels 421,50 m ü. NN zur Altmühl ist der Unterschied 13,20 m und die Entfernung rund 1.350 m. Dies ergibt 9,8 mm/m Gefälle. Vom Sattel in Richtung Weißenburg ist die Höhendifferenz 21,50 m auf einer Strecke von 6.500 m bis zum Rezatufer bei dieser Stadt. Dies ergibt eine Geländeneigung von 3,3 mm/m, also nur rd. 1/3 des Gefälles auf der Gegenseite. Hinzu kommt – zweitens – die Gewässersituation. Im Norden finden wir neben den Rezatquellen eine Reihe von seitlichen Zuflüssen und demgegenüber in Richtung Altmühl ein relativ trockenes Tal. Ob vor dem Einschnitt das jetzt im Graben sichtbare Rinnsal überhaupt schon in Erscheinung trat, ist zweifelhaft. Die Alternative wäre gewesen, in Richtung auf die als geringste Einschnitttiefe von 414 m ü. NN ermittelte Höhe nur noch von Weißenburg aus zu graben. Die genannte Höhe im gewachsenen Boden findet sich direkt südlich des jetzt vorhandenen Weihers. Von dort bis Weißenburg sind es 6.500 m bei einer Höhendifferenz zum dortigen Rezatufer von 14 m. Die Kanalsohle hätte ein Gefälle von nur 2,2 mm/m gehabt, was weniger als die Hälfte der zwischen den Bohrpunkten B3 und B15 ermittelten Höhendifferenz ausmacht.

Zusammen mit der Vielzahl der seitlichen Rezatzuflüsse wird dies zu der Entscheidung geführt haben, die problemlosere Durchschneidung mit Gefälle auf die Altmühl vorzunehmen – entweder schon in der Planungsphase oder nach der Methode Versuch und Irrtum. H. Illig, der schon mit seiner Erkundigung nach der Ursache für die Steilheit der Wälle den Grund für das Kapitel “Querschnitt” gelegt hat, nennt einen weiteren Klärungsbedarf mit der Frage “warum der südwestlichste Teil [der Wälle in Richtung Altmühl] restlos fehlt, obwohl doch damals Wasser geführt worden ist, wie Bohrungen erwiesen haben” [Illig, 112].

Dies betrifft exakt den Geländeteil, der durch den Aufstau mit Wasser bedeckt wurde. Hier haben dann Strömung und Wellenschlag – wie sonst auch immer – im Lauf der Jahrzehnte im Verbund mit der Schwerkraft den locker geschichteten Aushub eingeebnet und das Bodenprofil verwischt. Somit ist das plötzliche Ende der Wälle beiderseits des Weihers nicht mehr rätselhaft (vgl. Abb. 11).

Denkbar ist, dass im Staubereich wegen der hier nur vorübergehenden Entwässerungsfunktion des Grabens mit steileren Böschungen oder Vorbau gearbeitet wurde. Wenn dies eine Querschnittsgrabung zu Tage brächte, könnte man es im Verbund mit den schon vorgetragenen Argumenten *als Beweis für die Staudamm-Theorie ansehen*.

Bei der Lauterbachermühle, ca. 5 km nördlich von Weißenburg, überquert der römische Limes die Rezat, und die Fundamente des hierfür realisierten Brückenbauwerks sollen 4 bis 5 m unterhalb der jetzigen Geländeoberfläche liegen. Birzer [177] schreibt, dass deshalb in historischer Zeit „mit einigen Metern junger Aufschüttung gerechnet werden kann“. Es ist jedoch anzunehmen, dass es sich nicht um „Aufschüttungen“, sondern um Hochwachsen durch Torfbildung handelt. Dies würde auch erklären, warum im Ried die Spuren des Bauwerks sich so schnell verwischten, dass dem Autor der so genannten *Reichsannalen* nur noch 3.000 m erkennbar waren. Könnte es zu einer grabungstechnischen Untersuchung in diesem Bereich, sollte auch der Frage nachgegangen werden, ob es einen Zusammenhang zwischen Kanalanlage und *Wasserversorgung der römischen Therme* in Weißenburg gab.

### Datierung

Nach herrschender Meinung ist dies keine Frage, weil in den so genannten *Reichsannalen* für das gescheiterte Bauvorhaben das Jahr 793 genannt ist. Um diesen Textbeleg naturwissenschaftlich abzusichern, wurden die 1992 erbohrten Erdproben des Nordabschnitts zur pollenanalytischen Untersuchung in das vegetationsgeschichtliche Labor des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Universität München gegeben. Hierzu erschien 1993 ein vorläufiger Bericht:

„Durch die Untersuchung von Torfschichten aus dem nördlichsten aus der Luft neu entdeckten Abschnitt des Karlsgrabens soll geprüft werden, ob in diesem - wie etwas weiter südlich - Pollenkörner vorhanden sind, die von einer mittelalterlichen Vegetation stammen. Träfe dies zu, müßte der im 8. Jahrhundert gebaute Graben auch im nördlichen Teil Wasser geführt haben und dann verlandet sein. Die gerade erst begonnenen Laborarbeiten zeigen aber, daß dem wohl nicht so ist, denn der recht hohe Anteil von Buchenpollen spricht für Torfe aus vormittelalterlicher Zeit. Sollte sich dieses Ergebnis durch weitere Analysen bestätigen, stünde fest, daß man hier den Bau eines Grabens zwar in Angriff genommen, aber nicht vollendet hat, weil die älteren Torfschichten nicht durchstoßen wurden“ [Küster, 19].

Wenn die Torfschichten im Mittelalter nicht durchstoßen wurden, dann war der Hohlraum, in dem sich der Torf gebildet hat, schon vorher vorhanden und mit Wasser gefüllt. Dort hat sich dann im anaeroben Milieu, das den mikrobiellen Abbau der Pflanzenreste hemmt, der Torf gebildet. Hieraus lässt sich folgern: Der wassergefüllte Hohlraum kann in vormittelalterlicher Zeit dem Bootsverkehr gedient haben und ist danach – hierfür nicht mehr benutzt – lange Zeit mit Wasser gefüllt geblieben und hat Torf entstehen lassen.



1996 sind die paläobotanischen Untersuchungen „noch im Gange“ [Koch 1996, 9]. Ende 2003 habe ich mit H. Küster gesprochen. Er hat mir mitgeteilt, dass trotz weiterer langandauernder eingehender Untersuchungen der Bohrproben kein anderes Ergebnis erzielt wurde als das, was er 1993 – hier zitiert – veröffentlicht hat. Die Arbeiten sind eingestellt; **eine weitere Publikation ist nicht beabsichtigt**. Mit der 1993 angekündigten „C14-Altersbestimmung“ [Koch/Leininger, 13] ist vermutlich auch nicht mehr zu rechnen.

1996 taucht der Verdacht auf, dass in dem Bericht der so genannten *Reichsannalen* durch

„die malerisch ausgeschmückte Beschreibung des Baugeschehens und des Mißerfolges [...] in diesem Text eine falsche Spur eingeflochten wurde, der über lange Zeit hinweg fast alle Leser und Benutzer diese Werkes bereitwillig gefolgt sind“ [Koch 1996, 2].

Dies ist weitgehend, aber nicht ganz richtig, denn das falsche Übersetzen von „passus“ ist nicht dem Autor der *Reichsannalen* anzulasten. Es lassen sich nun drei verschiedene Kanallängen gegenüberstellen:

|  |         |
|--|---------|
| Nachweis durch Auswertung der Bohrprospektionen:                   | 4.870 m |
| Der mittelalterliche Bericht in den so gen. <i>Reichsannalen</i> : | 3.000 m |
| Bei F. Beck und den ihm folgenden Autoren:                         | 1.500 m |

Die genannten 4.870 m lassen sich vermutlich durch grabungstechnische Untersuchung auf das volle Maß eines in Betrieb gewesenen Kanals ausdehnen. Bei den beschriebenen 3.000 m ist anzunehmen, dass es das war, was dem mittelalterlichen Auge noch zu sehen blieb, nachdem der Kanal einige Jahrhunderte nicht mehr benutzt worden ist und verfiel. Um aber das Objekt in der Propagandaschrift für den großen Herrscher nutzbar zu machen, musste der Verfasser der so genannten *Reichsannalen* die **Ruine als etwas Unvollendetes darstellen** und eine Rahmenhandlung dazu erfinden. Er hat es so ange stellt, dass dem großen Karl keine persönliche Verantwortung für das Scheitern trifft, weil die Berater nicht ganz kompetent und die weiteren Gründe unvorhersehbar waren. Ungeschickt war jedoch, dass er im wesentlichen Angriffe der Reichsfeinde für das plötzliche Verlassen der Baustelle verantwortlich macht, und dann den König über Monate am Main fernab von den Brennpunkten des Geschehens verweilen lässt. Dies soll doch sonst nicht die Art des großen Schlachtenlenkers gewesen sein.

Dass nach weiteren Jahrhunderten mit Abbau von Teilen der Wälle, Nutzung als Baumaterial, Erosion und dem durch biologische Vorgänge verursachten Geländeanstiegs im Ried die Spuren des Kanals sich weiter verwischten, ist selbstverständlich. So waren für Beck nur noch 1.250 m sichtbar. Um es der Überlieferung entsprechend passend zu machen, rechnet er im

Süden 250 m bis zur Kirche hinzu und übersetzt „passus“ falsch mit rund 0,75 m statt 1,50 m [Beck, 53].

Der mittelalterliche Autor gibt uns, indem er mit den 3.000 m nur von einem Teilstück des Nachweisbaren schreibt – sicher ungewollt – einen Hinweis auf die wirkliche Bauzeit, die lange zurück gelegen haben muss. Da kommen dem Lauf der Geschichte entsprechend nur die Römer in Frage.

An diese dachte auch E. Seyler, der Graben und Wälle für die Überbleibsel einer Trainingsanlage der römischen Kavallerie hielt, und der die *Fossa carolina* an anderer Stelle gefunden zu haben glaubte. Beck [70f] hat dies schlüssig widerlegt. W.D. Pecher hält wie schon K. Goldmann den Kanalbau für ein zweifach gescheitertes Unternehmen. Wälle und Graben schreibt er den Römern zu, weil dort kein Zusammenrutschen des vorher Hochgeschachteten zu sehen ist. Dieses sei dann Karls Bauleuten im Ried passiert. Die römischen Aktivitäten hält er nur in der Zeit von 90 – 213 für denkbar [Pecher, 22f, 31]. Dem steht laut Illig der nur wenige km nördlich verlaufende Limes entgegen.

„Die Römer hätten den Limes mit Sicherheit das kurze Stück bis zur Altmühl vorgeschoben, wenn sie an diesem Fließchen als Transportweg interessiert gewesen wären“ [Illig, 188].

Ab +84 wurde mit dem Bau des Limes begonnen. Da hatten die imperialen Expansionsbestrebungen schon an Schwung verloren. Die Träume von neuen nördlichen Provinzen standen aber noch in voller Blüte, als „nach seiner Rückkehr von Rhodos [...] Tiberius zwischen 4 und 5 n. Chr. die Germanen bis zur Elbe“ unterwarf [Pflaum, 328]. Da der kluge Stratege die Logistik vor den militärischen Unternehmungen klärt, müsste der Kanalbau am Anfang dieser Operationen gestanden haben.

Das zweimalige Überqueren der Altmühl durch den Limes kann man zu dessen Bauzeit als Einschränkung der Funktion dieser Wasserstraße und damit auch derjenigen des Kanals vermuten. Es muss aber auch gesehen werden, dass im Gegensatz zum Hadrianswall in Britannien die militärische Bedeutung nicht von Anfang an im Vordergrund stand. Er war zunächst nur ein Markierungstreifen mit Wachtürmen und Grenzweg. Wie sich schon nach der Varusniederlage +9 abzeichnete, hat der Kanal nie die ihm vermutlich zugedachte Bedeutung als Hauptverkehrsverbindung in einen römisch beherrschten Norden erhalten. Dies spricht aber nicht dagegen, dass er als solcher geplant und auch ausgeführt wurde. Für die Versorgung der römischen Garnison in Weißenburg wird er jedoch noch länger Bedeutung gehabt haben.

## Klio

Wenn auch das Unternehmen als gescheitert angesehen wurde, ist man doch des Lobes voll, obwohl von einer Seite wegen harter Arbeitsbedingungen mit 400 bis 800 Toten in 4 Monaten gerechnet wurde [Keller 1993, 44]. „So entsprang der Kanalbauversuch einem ‘genialen Gedanken’” [Birzer 1958, 178]. „An der Einmaligkeit und Großartigkeit dieses Werkes ändert sein negativer Ausgang aber nichts” [Schwarz 1962, 377]. „Seine immer noch eindrucksvollen Spuren zeugen von einem kühnen Unternehmen fränkischer Staatsbaukunst” [Hofmann 1965, 453]. Beck zitiert am Ende seiner Abhandlung den französischen Autor Capeligne [*Charlemagne*, Paris 1842, II.83f] jetzt ausnahmsweise in deutscher Übersetzung:

„Der Entschluß Karls galt einem gewaltigen riesenhaften Unternehmen, das, wäre es ausgeführt worden, vielleicht mit den schönsten Werken der Neuzeit gewetteifert hätte” [Beck 1911, 87].

Dies ist nur eine Blütenlese, macht aber deutlich, dass die Ehrfurcht hier den Blick auf die Tatsachen verstellt hat. Wie konnte sonst ein so einfacher Tatbestand, dass Wasser der Schwerkraft folgend sich in tiefliegenden Hohlräumen sammelt und ohne Abflussmöglichkeit auch dort bleibt, übersehen werden. Dass der eine oder andere – der lateinischen Sprache nicht ganz mächtig, obwohl die alten Sprachen beim Studium der Geschichtswissenschaften eine hohen Stellenwert haben – „passus” falsch übersetzt, mag noch angehen. Wenn sich dieser Fehler aber über Jahrzehnte hinzieht, muss man schon das Walten einer höheren Macht in Betracht ziehen. Hieß doch schon bei den alten Griechen die Muse der Geschichtsschreibung „die Rühmerin”, was übersetzt „Klio” ist.

Vielleicht war diese Macht aber doch irdischer Natur. 1910 hatte Deutschland einen Kaiser und Bayern einen Prinzregenten. In diesem Jahr ließ Beck in der südlichen Kanaltrasse Schürfgruben ausheben. Wäre er angesichts des hierin aufsteigenden Grundwassers aus seinem Traum von der Authentizität der Überlieferung erwacht, wäre dies seinem persönlichen Wohlergehen nicht zuträglich gewesen.

Das Ziel aller biologischen Systeme ist nicht die Wahrheit, sondern der Erfolg. In der Wissenschaft ist die Entdeckung der Wahrheit das Mittel zum Erfolg. Häufig kann es aber auch der Irrtum sein. Darzulegen, dass der Grund hierfür die hohe Effektivität der hierarchisch gegliederten, arbeitsteiligen Gesellschaft auf der einen, und auf der anderen Seite die der Menschheit fehlende Polymorphie der staatenbildenden Insekten ist, wäre ein Kapitel für sich.

Dipl.-Ing. Werner Benecken, 38302 Wolfenbüttel, Behringstr. 46 B

## Literaturverzeichnis

- Apian, Peter (1524): *Cosmographicus liber*, Landshut
- Beck, Friedrich (1911): *Der Karlsgraben*; Nürnberg
- Birzer, Friedrich (1958): *Der Kanalbauversuch Karls des Großen*; in: *Geologische Blätter für Nord/Ost-Bayern und angrenzende Gebiete*; Erlangen
- Goldmann, Klaus (1985): *Das Altmühl-Damm-Projekt: Die Fossa Carolina*; in: *Acta praehistorica et archaeologica*; Berlin
- Hofmann, Hans Hubert (1965): *Fossa Carolina*; Düsseldorf
- Holzheimer, H. (1956) *Topographisches Karlsgrabennivellement*, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Grabungsbüro Ingolstadt, Planarchiv (unveröffentlicht)
- Illig, Heribert (1997): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Keller, Walter E. (1993): *Der Karlsgraben - Fossa Carolina*; Treuchtlingen
- Kerscher, Hermann (1993): *Die Neuvermessung der Fossa Carolina*; in: *Denkmalpflege Informationen*; München
- Koch, Robert (1993): *Technisches Konzept und Trassenführung*; in: *Denkmalpflege Informationen*, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege; München
- (1996): *Neue Beobachtungen und Forschungen zum Karlsgraben*; Sonderdruck aus dem 97. Jahrbuch des historischen Vereins für Mittelfranken
- Koch, Robert / Leininger, Gerhard (1993): *Der Karlsgraben - Ergebnisse neuer Erkundungen*; in: *BAU INTERN*, Zeitschrift der Bayerischen Staatsbauverwaltung
- Küster, Hansjörg (1993): *Pollenanalytische Untersuchungen im Bereich des Karlsgrabens*; in: *Denkmalpflege Informationen*; München
- Pecher, Wolf D. (1993): *Der Karlsgraben*, Treuchtlingen
- Pflaum, Hans-Georg (1963): *Das römische Kaiserreich*; in: *Propyläen Weltgeschichte*, Bd. 4
- Roeder, Joseph (1974): *Sed in cassum - für die Katz*; in: *Kölner Römer-Illustrierte*, Römisch-Germanisches Museum, Köln
- Schwarz, Klaus (1962): *Main-Donau-Kanal Karls des Großen*; in: *Aus Bayerns Frühzeit: Friedrich Wagner zum 75. Geburtstag*; München

# Frankenausstellung in Forchheim

„... das Geschichtsbewusstsein zu fördern und zu pflegen“

Franz Siepe

*Edel und Frei. Franken im Mittelalter* (2004), Katalog zur Landesausstellung 2004, Pfalzmuseum Forchheim, **11. Mai bis 24. Oktober 2004**, hg. v. Wolfgang Jahn, Jutta Schumann und Evamaria Brockhoff, Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg (= Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 47/04), (zit. als EuF)

*Franken im Mittelalter. Francia orientalis, Franconia, Land zu Franken: Raum und Geschichte* (2004), wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung, hg. v. Johannes Merz und Robert Schuh, Kommission für Bayerische Landesgeschichte, München (Heft 3 zur Bayerischen Landesgeschichte; zit. als FiM).

Als ich die beiden zu besprechenden Bände zur Forchheimer Frankenausstellung durchsah und mir Gedanken über die Anlage der Besprechung machte, kam mir Freund Willi in den Sinn, ein Weinkenner ersten Ranges. Wer mit ihm ein Glas erhebt, erfährt lauter Wissenswertes über Anbaugebiete, Jahrgänge, Eichenfässer, Fruchtaromen, Öchsle usw. Aber als Willi wieder einmal zu önologisch wurde, meinte seine Gerda: „Willi, kannze nich einfach ma'n Glas Wein trinken?“

In dieser Willi-Lage befindet sich jeder Rezensent. Er kann nicht einfach mal ein Buch nehmen und lesen, sondern muss prüfen und urteilen. Wer aber für eine Zeitschrift mit bestimmter programmatischer Ausrichtung wie die *Zeitensprünge* rezensiert, übernimmt neben der Aufgabe, über Inhalt, Vorzüge und Mängel des ihm vorliegenden Produkts zu unterrichten, auch noch die, die spezifischen Erwartungen seiner Leserschaft mit zu bedenken, um sie nicht zu enttäuschen.

Wenn üblicherweise die Leitfragen lauten: „Was steht im Buch?“ und „Ist es zu empfehlen?“, so steht für den ZS-Rezensenten zusätzlich über allem die Frage: „In welchem Verhältnis steht das Gelesene zu der chronologiekritischen Position, die von dieser Zeitschrift vertreten wird?“

Die wissenschaftliche Mehrheitsmeinung tritt im Forchheimer Katalog und im Begleitband mit beeindruckender Mächtigkeit auf. Veranstaltet wird die Ausstellung nämlich vom *Haus der Bayerischen Geschichte*, einer Institution, die 1978 gegründet und 1998 dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst angegliedert wurde.

Die aktuelle Ausstellung ist seit 1984 („Glück und Glas“, zur Glasproduktion im Spessart) bereits die zehnte zur Geschichte Frankens. Das Grußwort verfasste Kultusminister Goppel als Schirmherr der Veranstaltung, und im Ausstellungsimpressum findet sich – unter dem Direktorium von Prof. Dr. Claus Grimm – eine reiche Fülle von Trägern akademischer Titel, die für Qualität und Seriosität des Unterfangens bürgen. Selbst die Felder von Öffentlichkeitsarbeit und Ausstellungspädagogik sind nicht etwa unpromovierten Köpfen überlassen worden. So hochgerüstet kommt die *Communis opinio* daher.

Laut § 2 der Verordnung für das *Haus der Bayerischen Geschichte* von 1985 hat diese Einrichtung u.a. die herkulische Aufgabe,

„das Geschichtsbewusstsein zu fördern und zu pflegen und dadurch das geschichtliche Erbe für die Zukunft des Freistaats Bayern im deutschen und europäischen Rahmen fruchtbar zu machen“ [Faltblatt].

Wie, so fragt es sich nun, kommt die *Edel und Frei*-Ausstellung von 2004 dieser Verpflichtung nach? Der unvorbelastete Rezensent, dem die beiden eingangs genannten Veröffentlichungen vorliegen, müsste eigentlich „à la bonne heure“ ausrufen. Denn aus fachlicher, didaktischer und ästhetischer Warte hätte er, interessierter Rezipient aus dem Norden und beileibe kein Frankenfachmann, rückhaltlos zu loben, wie gut es den Ausstellungsmachern gelungen ist, das diffizile Terrain der fränkischen Geschichte zwischen 500 und 1500 höchst ansprechend und informativ darzustellen, und dass das Verfahren, dem für die breitere Öffentlichkeit bestimmten Katalog einen Aufsatzband mit wissenschaftlichen Ansprüchen begleitend zur Seite zu stellen, eine ausgezeichnete Idee ist.

Als ZS-Rezensent wird man nun jedoch geschärften Auges dasjenige ins Visier nehmen, was Katalog und Begleitband zu den kritischen drei Jahrhunderten der „Phantomzeit“ zu sagen haben. Greifen wir daher zunächst aus den siebzehn wissenschaftlichen Beiträgen des Sammelwerks zwei Sachverhalte heraus, die exemplarisch die prekäre Forschungssituation der Mediävistik des Frühmittelalters dokumentieren.

Da ist erstens etwa das Thema der politischen und geographischen Struktur des Gebiets, das schließlich als „Franken“ aus der – karolingisch so genannten – *Francia orientalis* hervorging. Gerhard Lubich widmet sich diesem Thema und muss am Ende einräumen, dass die Genese Frankens bis ca. 1050 überhaupt nur ziemlich vage rekonstruierbar ist, und stellt fest:

„Es ist nicht zuletzt der schlechten Quellenlage geschuldet, dass die Entwicklung in der *Francia orientalis* bis etwa zur Hälfte des 11. Jahrhunderts nur recht grobflächig zu erfassen ist. Erst mit der Zeit des so genannten ‚Investiturstreits‘ lassen sich auch stärker ins Detail gehende Forschungen

vornehmen und kleinräumige Untersuchungen anstellen, was an dieser Stelle jedoch nicht erfolgen kann.“ [FiM, 76]

Eine „Diskrepanz zwischen schriftlicher Überlieferung und archäologischem Befund“ [FiM, 16] hat Jochen Haberstroh in seinem Aufsatz über siedlungsgeschichtliche Entwicklungen im frühmittelalterlichen Franken aus archäologischer Sicht zu konstatieren. Konkret dreht es sich dabei um die Schlussfolgerungen von „Namenkundler[n] und Historiker[n]“, welche für die *Francia orientalis* „slawische Siedler in größerer Zahl“ [FiM, 16] postulieren. Indessen „fehlen der Archäologie bis heute unumstößliche Nachweise“ [FiM, 16] für diese von der quellenabhängigen Geschichtswissenschaft für ein Faktum gehaltene Besiedlung aus dem Osten völlig.

Erwähnenswert in metatheoretischer Hinsicht ist, dass Haberstroh an einer solchen Stelle, da eine stringente historiographische Rekonstruktion unmöglich ist, zur Hilfskonstruktion des „Modells“ greift, wenn er ausführt: Eine „slawische Zuwanderung seit dem 8. Jahrhundert in mehreren Wellen und aus unterschiedlichen Gründen bis in das 10./11.(?) Jahrhundert scheint für Nordostbayern derzeit das überzeugendste Modell zu sein, mit dem sich die Archäologie einer historischen Realität nähern kann“ [FiM, 22].

Der ZS-Rezensent sieht sich nun geradezu aufgefordert, die Tatsache als einen Mangel zu beklagen, dass ein Autor wie J. Haberstroh die Illigsche Arbeitshypothese zum Frühmittelalter mit keinem Wort erwähnt und ihm nicht einmal den Status eines überprüfungswerten Modells zuerkennt. Das nämliche gilt mutatis mutandis für die Texte im Katalogband. Schon so manche Passage des ersten Beitrags von Wilhelm Strömer fördert die Aporien der herkömmlichen Frühmittelalterforschung zu Tage und lädt damit förmlich zur Erprobung bislang ignoriertes „Modelle“ ein. Denn auch in Strömers Aufsatz *Franken bis zum Ende der Stauferzeit* erscheint die Franken-Slawen-Konstellation als eine Gegebenheit, die im geschichtlichen Halbdunkel liegt und der überhaupt nur mittels mehr oder minder gezielter Vermutungen Konturen zu verleihen sind.

Ich nehme mir im folgenden die Freiheit, eine längere Passage aus Strömers Text ungekürzt wiederzugeben, weil sich dort die desperate Verfassung des Forschungsstandes bereits dem stilkritischen Blick enthüllt. Das Signifikanteste ist von mir fettkursiv hervorgehoben.

„Für den thüringischen Bereich setzte der König [Sigibert III.] einen Herzog als fränkischen Amtsträger ein, nämlich Radulf, um die Slawen zu bekämpfen. Sein Sieg über die Slawen, der zeitlich nach der fränkischen Niederlage bei der (*nicht lokalisierbaren*) Wogastisburg **anzusetzen ist, muss beachtlich gewesen sein**, sonst hätte Radulf sich nicht so selbstständig fühlen und einen Aufstand gegen König Sigibert bzw. gegen dessen

Stellvertreter, wagen können. *Viele Vertreter* mainfränkischer Forschung haben diesen Radulf mit Hruodi, dem ersten bekannten würzburgischen Herzog, identifiziert und Radulf somit zum Stammvater würzburgisch-thüringischer Herzöge gemacht. *Diese Identifizierung ist allein schon sprachlich kaum zu rechtfertigen. Viel wahrscheinlicher ist*, dass der Frankenkönig angesichts der Aufsässigkeit und ‚Überheblichkeit‘ Radulfs einen neuen Herzog im Maingebiet als Gegengewicht gegen den Thüringerherzog installierte – *möglicherweise* unter Abspaltung ursprünglich thüringischer Herrschaftsbereiche im Maingebiet. Radulf konnte trotzdem nicht bezwungen werden; sein Ende ist *unbekannt*. Insgesamt sind die Nachrichten über den fränkischen Raum im 7. Jahrhundert *sehr dürftig*. Von entscheidender Bedeutung für die zukünftige kirchliche Organisation der Mainlande *sollte aber* die Mission und noch mehr das Martyrium der irischen ‚Frankenapostel‘ Kilian, Kolonat und Totnan sein (um 689). *Bedauerlicherweise* sind auch hierfür *nur hagiografische Quellen vorhanden*, deren älteste die wohl in Würzburg entstandene ‚Passio minor‘ ist.“ [EuF, 19]

Seitenlang geht es unverdrossen in diesem vagen Tonfall weiter. Da „darf doch angenommen werden“, da wird man einen „Sachverhalt wohl so deuten können“ oder: „Wie und wann sich dieses vollzog, bleibt im Dunkeln“ [EuF, 20f.]. Von Ungenauigkeitsvokabeln wie „offensichtlich“, „offenbar“ und „wohl“ quillt Strömers Text zum frühen Mittelalter quasi über.

Was nun den eigentlichen Katalogteil angeht, so erwartet der inzwischen in diesen Dingen erfahrungsgesättigte ZS-Rezensent durchaus nicht, dass der Anteil von Exponaten aus den dreihundert „Phantomzeitjahren“ auch den ihnen rechnerisch gebührenden (tausend Jahre Ausstellungszeitraum) Anteil, also ca. ein Drittel, ausmacht. Die von Illig immer wieder festgestellte Fundarmut für jene Zeit bestätigt sich auch hier; und hinzu kommt das wohlbekannte Ärgernis, dass die Ausstellungsmacher diese Fundarmut auch noch zu kaschieren versuchen, indem sie Gegenstände mit strittiger Datierung im Zweifelsfall der Karolingerzeit zuschlagen.

Das geschieht in Forchheim, um nur ein Beispiel zu nennen, mit der – bereits von Illig/Anwander [373] kritisch gewürdigten – Reliefdarstellung des hl. Sola aus der Basilika in Solnhofen (Kat.-Nr. 34), die der Katalog einigermaßen apodiktisch in die erste Hälfte des 9. Jh. ansiedelt. Nebenher erfährt man dann, dass das Stück auch einmal in der zweiten Hälfte des 11. Jh. seinen Platz fand und dass man nicht einmal weiß, ob wirklich der hl. Sola dargestellt ist. Man erwägt nämlich auch die Möglichkeit, es handle sich bei diesem Bildnis, „das spätantike Vorbilder hat“ [EuF, 146], um ein Porträt Ludwigs des Frommen. Laut Illig/Anwander [373] schlagen andere Forscher sogar vor,





Der heilige Sola alias Ludwig der Fromme alias Mithraskultfigur alias pagane  
Gestirns-gottheit [Bajuwaren 1988, 304]

Zeitensprünge 2/2004 S. 313

das Solnhofener Relief als das Bild einer paganen Gestirmsgottheit, eventuell des Mithras, zu verstehen.

Nicht unproblematisch ist bereits die Ausstellungsstadt Forchheim, die sich selbst als „Pfalzort der frühmittelalterlichen Herrscher“ mit „überregionale[r] Bedeutung“ [EuF, 329] rühmt. Diesbezüglich haben Illig/Anwander [363] darauf hingewiesen, dass dieser nur urkundlich fundierten Behauptung keine archäologisch gesicherten Erkenntnisse entsprechen.

Alles in allem scheint es mir jedoch müßig zu sein, in ein Lamento zu verfallen, das hier in Forchheim wie in jeder anderen x-beliebigen Ausstellung, welche die Karolingerzeit einschließt, am Platze wäre. Seit dem Ersterscheinen des *Erfundenen Mittelalters* 1996 sind nun so viele Jahre ins Land gegangen, dass wir, die wir den dort niedergelegten Hauptgedanken für diskussionswürdig und diskursfähig halten, über unsere Strategie nachdenken sollten. Ist es wirklich ein fruchtbares Verfahren, immer wieder uns selbst, im exklusiven Zirkel der *Zeitensprünge*-Leserschaft, in mühevoller Kleinarbeit zu bestätigen, dass etwas faul ist im Frühmittelalter? Wie verkraften wir es, dass all die Mühe und all der Ernst unseres Forschens von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit schlichtweg nicht wahrgenommen wird?

Als jemand, dessen Leben auch nur kurz ist und dessen Motivationspegel durch jahrelanges Ignoriertwerden nicht gerade steigt, schlage ich dringlich eine Strategiedebatte vor, in der wir uns darüber verständigen, wie wir der Schmutzdecke des wissenschaftlichen Außenseiterdaseins entkommen können, sofern wir das denn überhaupt wollen.

#### Weitere Literatur

Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488 - 788. Katalog der Landesausstellung in Rosenheim und Mattsee (Hg. Herrmann Dannheimer / Heinz Dopsch, 1988); München · Salzburg

Faltblatt (2004): Haus der Bayerischen Geschichte, der Pressemappe beigegeben, unpaginert

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit, Gräfelting

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 2

# Das frühmittelalterliche Zürich im Lichte der Phantomzeitthese

John H. Spillmann

Die These von der „größten Zeitfälschung der Geschichte“ [Illig 2001, Untertitel] berührt natürlich nachhaltig auch das Gebiet der heutigen Schweiz, stand doch in Sankt Gallen eines der berühmtesten Klöster des Mittelalters und beruft sich gerade der Eidgenossenschaft größte (und wirtschaftlich bedeutendste) Stadt Zürich explizit auf Karl den Großen. Die These sollte daher im Land eigentlich auf großes Interesse stoßen. Wie andernorts haben es jedoch auch in der Schweiz die meisten Historiker bisher vorgezogen, darüber zu schweigen. Auch das Medienecho war hierzulande entsprechend nicht sehr groß. Zumindest in Schweizer Printmedien ist über die Phantomzeittheorie aber doch wiederholt berichtet worden [z.B. Kindhauser, 2001]. Bisher sind aber unseres Wissens kaum Arbeiten vorgelegt worden, die die Phantomzeitthese in diesem Gebiet nachzuprüfen suchten. Der Verfasser sah darin einen Anlass für eigene Nachforschungen.

Mit St. Gallen sind auch viele Orte im Kanton Zürich verbunden. Sie werden nämlich – in ihren frühmittelalterlichen Formen – in verschiedenen Urkunden, die aus dem Archiv des Klosters St. Gallen stammen, das erste Mal erwähnt [Kläui, 1954; Zürcher et al., 1993; Ziegler 2001].

Dies gilt zum Beispiel für Bäretswil (Berofuvilare) oder Dürnten (Tunriuge) im Zürcher Oberland, das im frühen Mittelalter zum Zürichgau gehörte. Wenn sich die Phantomzeitthese als richtig erweist, dann müssten diese besagten Urkunden genauso wie einige Handschriften mit Heiligenlegenden aus dieser Zeit ausnahmslos gefälscht – oder vielleicht teilweise auch falsch datiert (?) – sein. Die Mittelalterforschung im Kanton Zürich würde damit die ältesten und praktisch einzigen schriftlichen Informationsquellen über das frühe Mittelalter im Gebiet verlieren, mindestens aber müssten diese Schriftstücke ganz neu interpretiert werden. Die von Illig vorgeschlagene Korrektur der Chronologie hätte außerordentlich weitreichende Folgen für die Geschichte. Damit müsste beispielsweise – um es hier nur für die Nordostschweiz zu verdeutlichen – die Siedlungsgeschichte mitsamt der Landnahme der alemannischen Siedler und die frühe Kirchengeschichte im Gebiet zwischen dem oberen Zürichsee und dem Bodensee neu geschrieben werden. Auch wenn immer mehr Hinweise – in ganz Mitteleuropa genauso wie anderswo – dafür sprechen, die Phantomzeitthese ernst zu nehmen: Bevor der Autor sich dazu entschließen kann, diese Theorie zu unterstützen und sich

damit zwangsläufig gezwungen sieht, gut ausgewiesenen und erfahrenen Historikern und Heimatforschern widersprechen zu müssen, will sie erst einmal auch in der engeren Heimat wenigstens grob getestet sein. Dies wird hier vorerst einmal mit der Stadt Zürich versucht. Kann sich Großkarl an der Limmat auf dem Sockel halten? Eine Betrachtung der angrenzenden Gebiete Südalemanniens ist für einen späteren Beitrag vorgesehen, ebenso ein solcher über Rheinau und die in Zürich und anderswo anzutreffenden Mörtelmischwerke aus dem frühen Mittelalter.

### **Die ältesten Kirchen der Stadt Zürich**

#### **St. Peter und die Wurzeln der Stadt im frühen Mittelalter**

“Gleichsam stillschweigend ging man immer schon davon aus, St. Peter sei die älteste Kirche Zürichs gewesen“, schreibt Widmer [1976, 11]. Von der geographischen Lage her sei diese Annahme zwingend. Der Moränenhügel auf dem linken Ufer der Limmat gliedert sich in zwei Teile: den markanteren Lindenhof und den niedrigeren Hügel von St. Peter. Zwischen diesen Hügeln hindurch und von ihnen beherrscht führte seit jeher der Weg zum Flussübergang. Es spricht nach Widmer vieles dafür, dass das spätrömische Kastell auf dem Lindenhof einst eine erste christliche Gemeinde beherbergt hatte. Deshalb vermutete man immer wieder, Zürichs früheste Kirche habe sich auf dem St. Peter-Hügel befunden. Kaiser [1995, 136] schreibt zur Frage der Christianisierung im Großraum von Zürich:

“Über die Christianisierung Alamanniens ist praktisch nichts bekannt. Wesentliche Voraussetzung dafür waren sicher das Weiterleben romanischer christlicher Restbevölkerungen in den Kastellorten und die Aufrechterhaltung einer episkopalen Ordnung, wobei die Diözesen Windisch/Konstanz als Erschütterungs- und Reorganisationszone und Chur als Resistenzzone bezeichnet werden können. Romanische Christengemeinden oder christianisierte Romanen sind in den befestigten Römerorten des Hochrheins und des südlichen Bodenseeraums nachzuweisen beziehungsweise mit einiger Sicherheit zu vermuten, so in Windisch, Zurzach, Eschenz, Konstanz, Arbon und Bregenz, während für die Kastelle an den rückwärtigen Strassenverbindungen, wie Pfyn, Oberwinterthur, Irgenhäusen, Kloten (?) und Zürich, die Nachweise des Christentums weniger oder gar nicht gesichert sind.”

Das bekannte Kontinuitätsproblem stellt sich somit auch in Zürich. Eine spätantike Christengemeinde ist in Zürich also offenbar nicht gesichert.

In den frühen 1970er Jahren wurde im Zusammenhang mit einer Renovation der Kirche St. Peter auch eine archäologische Untersuchung durchge-

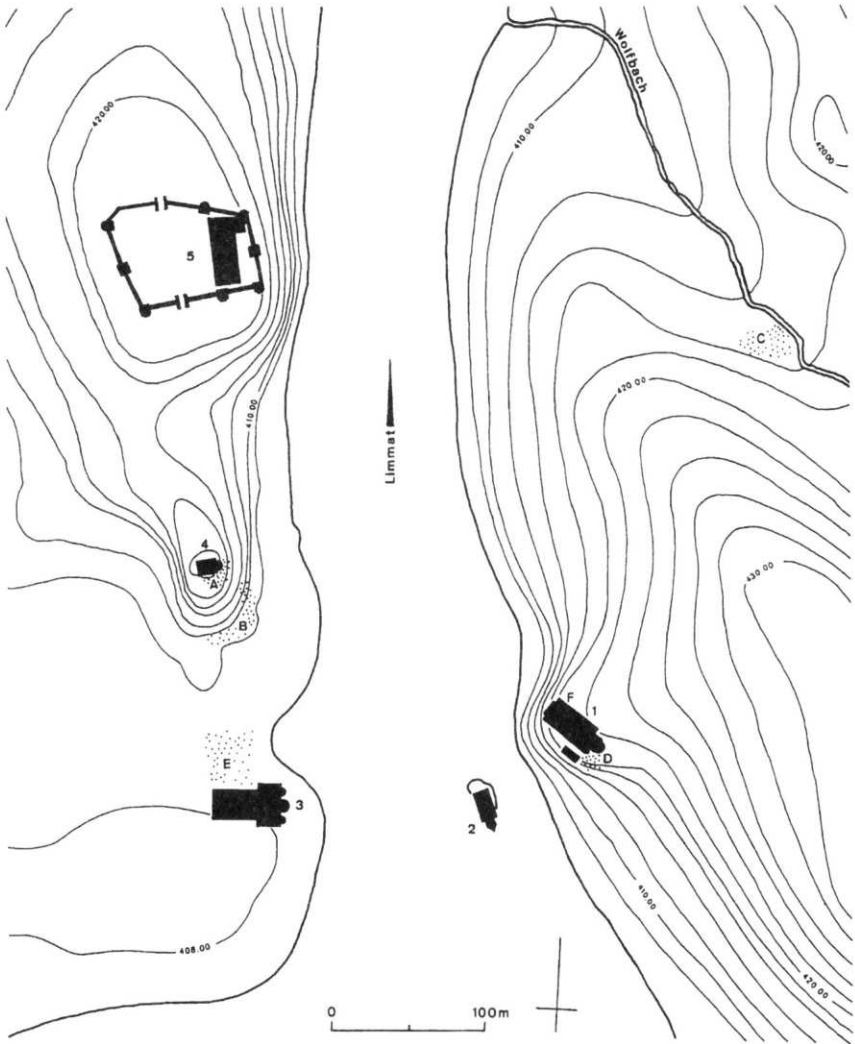


Abb. 1: Topographie der Stadt Zürich. Die markanten Erhebungen sind seit dem ausgehenden Frühmittelalter - mit Ausnahme des Kastells, das zur Pfalz wird - von Kirchen besetzt. Die südliche Stadtsilhouette ist die einer Kirchenstadt. 1) Grossmünster, 2) Wasserkirche, 3) Fraumünster, 4) St. Peter, 5) Lindenhof mit Pfalz. Gräberfelder und Friedhöfe: A) St. Peter. B) Storchengasse (am Fuß des St. Peterhügels, C) Spiegelgasse/Neumarkt, D) Grossmünsterplatz, E) Münsterhof, F) Zwingliplatz [aus Gutscher 1983, 11]

führt. Die Ergebnisse haben, was das Alter der Kirche angeht, wenig Sensationelles gebracht:

„Wohl fand sich auf dem St. Peter auch ein römischer Mauerrest, ihn aber als frühen Sakralbau anzusprechen, ist sicher zu gewagt. Zu einem Kirchenbau gehörten indes vermutlich Gräber, die nach einer Radiocarbonatierung dem 6. Jahrhundert zuzuordnen sind. Die erste archäologisch gesicherte Kirche stammt offenbar aus dem 8. oder frühen 9. Jahrhundert. Sie wies eine Apsis und ein saalförmiges Landhaus auf und besass eine Vorhalle; diese Vorhalle ist durch Urkunden aus dem 10. Jahrhundert mit den Formeln 'in porticu sancti Petri' und 'in atrio sancti Petri' belegt'. [...] Der ganze Forschungsbericht gibt uns nicht einmal andeutungsweise Auskunft darüber, welche Glaubensinhalte zu jener Opferbereitschaft Anlass gaben, die nötig war, um mit den damaligen bescheidenen technischen Mitteln so beachtliche Bauten entstehen zu lassen. Dies entspricht dem Zeitgeist.“  
[Widmer, 1976b, 11f]

Es müsste abgeklärt werden, ob nicht die aufgrund der C14-Datierung dem 6. Jh. zugewiesenen Gräber allenfalls mit der archäologisch belegten, in die Phantomzeit gestellten Kirche in Verbindung gebracht werden könnten, falls die Genauigkeit der C14-Datierung angezweifelt wird [vgl. Blöss/Niemitz 1997] und die Phantomjahrhunderte gemäß Illig entfernt würden.

Als relativ sicheres Zeugnis für eine Kontinuität der romanischen Bevölkerung im Kastellort Turicum (Zürich) und für eine Zuwanderung in merowingischer Zeit werden frühmittelalterliche Gräberfelder angesehen [Kaiser, 1995, 152]. Fünf Gräber – es dürfte sich dabei um die bereits erwähnten handeln – wurden unter den Chormauern von St. Peter entdeckt; sie werden ins 5. bis 7. Jh. datiert. Am Südhang des St. Peterhügels wurden weitere 15 Gräber aus dem 7. Jh. gefunden. Es fällt auf, dass es sich dabei um sehr bescheidene Zahlen handelt. Später – in karolingischer Zeit – wurde dieses Gräberfeld aufgegeben, und die Bestattungen konzentrierten sich dann auf den Kirchhof von St. Peter (Abb. 1). Außerdem erwähnt Kaiser [1995, 152] ein Gräberfeld an der Spiegelgasse (das einzig sicher nachweisbare auf dem rechten Ufer der Limmat im Altstadtbereich) aus dem ausgehenden 7. und 8. Jh. und ein Gräberfeld in Zürich-Aussersihl (Mitte 6. Jh.).

Ein weiterer frühmittelalterlicher Friedhof könnte gemäß Kaiser an der römischen Ausfallstraße bei St. Stephan gelegen haben. In der Nähe des Fraumünsters (im Münsterhof) schließlich sind im Zusammenhang mit Rettungsgrabungen 1977/78 u.a. 140 Gräber freigelegt worden [Schneider et al. 1982]. Die Belegung dieses Friedhofes setzte angeblich um 853 ein und dauerte bis ins ausgehende 12. Jh. [Gutscher 1983, 39]. Ein Friedhof beim Grossmünster andererseits wird 1144 schriftlich erwähnt; dessen älteste Gräber sollen auf die „Zeit vor 1000 zurückgehen“ [Kaiser 1995, 152].

Die Stadtentwicklung im frühen Mittelalter liegt weitgehend im Dunkeln:

“Sicher ist, dass der erste Markt in der Gegend des heutigen Weinplatzes abgehalten wurde. Von dort dehnte er sich über die Brücke Richtung Marktgasse aus. Hier entstand auch das erste Rathaus. Die wachsende Überbauung entwickelte sich nicht völlig planlos“ [Widmer 1976a, 61].

Genaueres über die Ursprünge des Marktes in Zürich weiß man mithin nicht.

“Auch die Lage des frühmittelalterlichen Marktplatzes in Zürich ist weder durch urkundliche noch archäologische Zeugnisse zu bestimmen; lediglich die topographische Struktur, der Baubestand und der Vergleich mit anderen Städten lässt die Vermutung zu, dass er sich auf dem linken Limmatufer, in der Nähe der römischen Hafenanlage und der Schifflande an der Stelle des heutigen Weinplatzes befand“ [Kaiser 1995, 165].

Ganz im Gegensatz zu seiner heutigen Bedeutung als Wirtschafts- und Finanzplatz sucht man Zürich in einem breit angelegten Werk über die Ökonomie des Karolingerreichs [Verhulst 2002] denn auch vergeblich. Dies stimmt nachdenklich angesichts des Umstandes, dass in Zürich – jedenfalls nach der jahrzehntelang fast unangefochtenen Lehrmeinung – in karolingischer Zeit doch eine Pfalz gestanden haben soll (!) – ganz abgesehen einmal von dem angeblich zur Zeit Ludwigs des Deutschen errichteten, glanzvollen Vorgängerbau des Fraumünsters: einer großen dreischiffige Säulenbasilika mit durchgeschobenem Querschiff und drei weitgestellten Apsiden im Osten. Und auf dem Lindenhof rekonstruierte der Ausgräber Emil Vogt einen länglichen Saalbau mit einer Länge von über 42 m. Das Gebäude würde damit zu den größten karolingischen Pfalzen zählen (wir werden darauf zurückkommen).

Um so mehr muss in diesem Fall die nur schwer belegbare Ökonomie der Karolingerzeit im alten Kastellort Turicum befremden. Natürlich wird gerade der Bau des Fraumünsters als Beleg für die wirtschaftliche Leistung ins Feld geführt, wobei allerdings nicht so recht klar wird, woher die Mittel zur Finanzierung stammen sollen. Man hat zwar einige wenige Urkunden, in denen von Güterübertragungen und Schenkungen an die Abtei die Rede ist. So wird vermutet, dass das Kloster den Großbau mit den Erträgen der Güter bewerkstelligen konnte. Wie aber bezahlte man die erforderlichen hochqualifizierten Handwerker? Mit Geld? Und woher kamen die benötigten Materialien für den Großbau? Und wie finanzierte man diese? Das Material musste teilweise von weit her importiert werden, was ohne funktionierenden Handel schwerlich vorstellbar ist. Handel im hier zur diskutierenden Umfang setzt zudem einen Markt voraus. Aber merkwürdigerweise wird in keiner Urkunde des 9. Jh. in Zürich ein Markt erwähnt. Auch Münzbelege sucht man vergeblich. Herrschte reine Naturalwirtschaft? Auf das Fraumünster werden wir unten eingehen. Und wie wir noch sehen werden, ist die Frage der karolingischen Pfalz jüngst

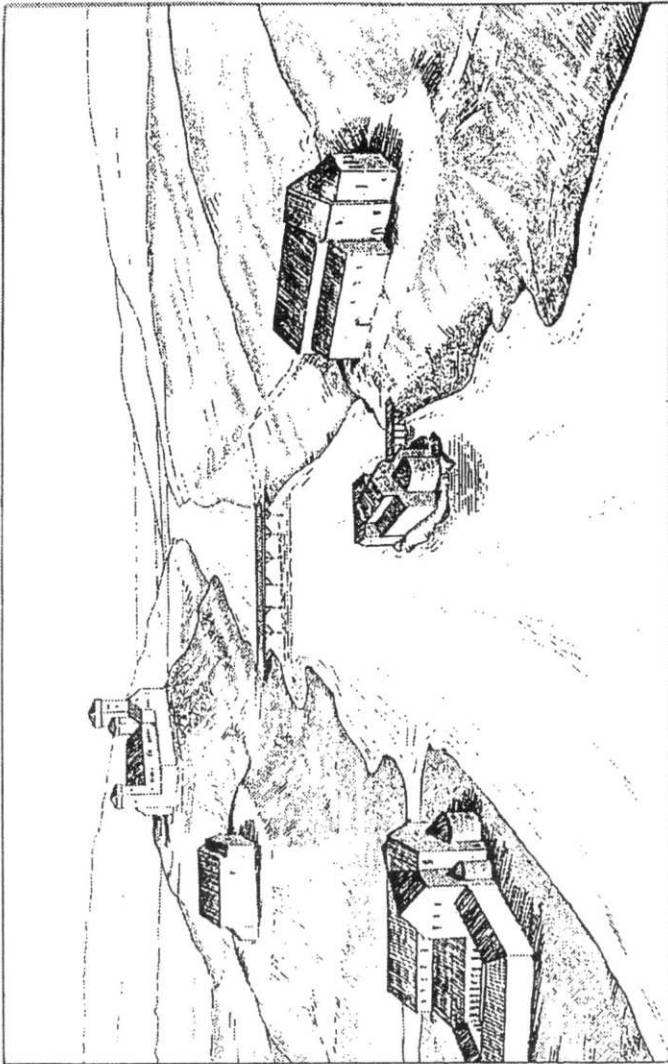


Abb. 2: Zürich um 1100 (Rekonstruktion): am linken Ufer der Limmat erkennt man die Pfalzburg auf dem Lindenhof, St. Peter und Fraumünster, am rechten Limmatufer das Grossmünster und auf dem Inselchen die Wasserkirche; aus Schneider und Hanser [1988, 54]. Standen diese Großbauten (Fraumünster) bzw. die entsprechenden Vorgängerbauten ähnlicher Dimension (Grossmünster, Pfalzgebäude) wirklich schon in der zweiten Hälfte des 9. Jh. hier?



in Bewegung geraten. Wesentlich bessere Belege für einen Markt in Zürich liegen erst für das 10. Jh. vor. Wir nennen den wohl wichtigsten Beleg:

„Die Einsiedler Urkunde von 972 erwähnt einen Warenhandel in der Stadt (civitas) Zürich, was einen Markt voraussetzt. Da [...] örtlich gebundene Münzprägstätten nicht ohne Markt funktionieren konnten, geht der Zürcher Markt mit einiger Sicherheit auf das 9. Jahrhundert zurück, 'wenn der Markt an dieser wichtigen verkehrsgeographischen Stelle nicht noch viel weiter, ja vielleicht bis in die Antike zurückreichte'“ [Kaiser 1995, 164].

Die Verkürzung der Chronologie könnte auch hier neue Einsichten bieten. Wie wenig man über das Aussehen der Stadt selbst im Hochmittelalter weiß, ist aus einer Rekonstruktion ersichtlich, in der die Wohngebäude wohl nicht ganz zufällig weggelassen wurden (Abb. 2).

### **Das Grossmünster, Karl der Große und der Hirsch aus Aachen**

Speich und Schlaepfer [1978, 120] schreiben zur bedeutendsten Kirche der Stadt, dem Grossmünster:

„Die Hauptkirche von Zürich wurde im 9. Jahrhundert als Gotteshaus eines weltlichen Kanonikerstifts gegründet, und zwar bei der Grabstätte der beiden legendären Märtyrer der Thebäischen Legion, Felix und Regula; [...] Schon in karolingischer Zeit bildete das Stift mit 24 Chorherren, 32 Kaplänen, einem Leutpriester und drei Helfern das bedeutendste Kapitel des Bistums Konstanz.“

Über die Gestalt dieser frühesten Kirche sei allerdings nichts bekannt.

„Die ältesten aufgefundenen Reste sind Fundamente einer dreischiffigen spätottonischen Anlage aus dem 11. Jahrhundert, die aber bereits von etwa 1100 an durch den langsam voranschreitenden Neubau des heutigen Münsters ersetzt wurde“ [ebd., 120].

Das Zürcher Grossmünster galt im Mittelalter im Bistum Konstanz als ranghöchste Kirche nach der Kathedrale (Konstanz) und wurde durch das Wirken Huldrych Zwingli (1519–1531) und seines Nachfolgers Heinrich Bullinger (-1575) zur Mutterkirche der deutsch-schweizerischen Reformation [Gutscher, 1995, 2]. Das Grossmünster gilt als „vermutlich zweitälteste Kirche Zürichs“. Über die Anfänge des Chorherrenstifts besteht große Unsicherheit [Widmer, 1976b, 15]. Martin von Bartenstein berichtet gegen Ende des 15. Jhs. die Sage von der Entstehung des Grossmünsters: Demgemäß habe einst Karl der Große auf der Jagd einen Hirsch von Aachen bis nach Zürich verfolgt.

„Da kniete der Hirsch nieder, und die Hunde liessen von der Verfolgung ab. Karl fiel dieses Verhalten auf; ein Eremit erzählte ihm, dass an dieser Stelle die Märtyrer Felix und Regula begraben seien. Daraufhin befahl der Kaiser die Errichtung einer Kirche“ [Widmer, 1976b, 15].

Soweit die Sage, die Groß-Karl demgemäß nicht nur wie in anderen Überlieferungen als hartnäckigen Jäger und überragenden Ausdauerreiter darstellt, sondern außerdem als scharf beobachtenden Verhaltensbiologen.

Dass die Kirche tatsächlich auf Karl den Großen zurückgeht, lässt sich nicht beweisen. Dies war in der Forschung bereits vor mehr als 25 Jahren unstrittig. Für Sigmund Widmer (Altstadtpräsident von Zürich und Historiker) stand damals hingegen fest, dass St. Peter die Mutterkirche der Felix- und Regula-Kirche (Grossmünster) war und dass zur Zeit der Gründung des Fraumünsters (853) bereits eine Felix- und Regula-Kirche bestand.

Rudolf Pfister fasste den damaligen Stand der Forschung wie folgt zusammen [zit. nach Widmer 1976b, 15]:

„Vermutlich gab es seit den Zeiten Karls des Grossen bei der überlieferten Grabstätte der legendären Felix und Regula eine Kirche mit einem kleinen Männerkloster. Im Zusammenhang mit der Schenkung des Königs Ludwig des Deutschen am 21. Juli 853 bildete sich unter Leitung seiner Tochter Hildegard bei diesem Kloster ein Nonnenkonvent. Anlässlich der Erhebung der Gebeine der Heiligen um 870 wurde durch König Karl den Dicken das frühe Mönchskloster durch ein Chorherrenstift ersetzt. Ein Neubau der Kirche schloss sich an. Im Jahre 874 entstand auf der linken Limmatseite das Fraumünster. Der Frauenkonvent siedelte vom Grossmünster dorthin über, wobei ein Teil der Reliquien im Hauptaltar des neuen Münsters beigesetzt wurde, während der Rest im Grossmünster verblieb.“

Als Indiz für die Vorstellung, das Grossmünster könnte bis auf die Zeit Karls den Großen zurückgehen, wurde früher insbesondere eine 1 m lange Pergamentrolle herangezogen, die heute im Staatsarchiv des Kantons Zürich ist: der so genannte Rotulus.

„Er [der Rotulus; J.S.] dürfte in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts entstanden sein und erweckt den Anschein, das Chorherrenstift sei durch Karl den Grossen gegründet worden“ [Widmer, 1976b, 15].

Inzwischen wird der Grossmünster-Rotulus jedoch ins 10. Jh. gestellt [Kaiser, 1995, 154]; für die fraglichen Jahrhunderte bürgt er damit nicht mehr direkt.

### Archäologie und Baugeschichte

In der umfassendsten neueren Darstellung der Geschichte des Grossmünsters heißt es:

„Am rechten Limmatufer, in der sogenannten ‘mehreren’ oder grösseren Stadt gelegen, war das Grossmünster die alte Pfarrkirche für den Sprengel zwischen Limmat und Glatt. Seine Anfänge verlieren sich im Dunkel. Eine erste Nennung im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts als ‘ecclesiae

sanctorum Felicis et Regulae' (924/31) markiert nicht den Beginn“ [Gutscher 1983, 9].

Kristallisations- und Ausgangspunkt aller baulichen Tätigkeiten auf dem Grossmünsterhügel war laut Gutscher die Verehrungsstätte von Felix und Regula – der Zürcher Stadtheiligen. Da aber im Münster bisher noch nie flächig gegraben wurde,

„muss sich die Forschung vorerst mit historischen Interpolationen, Rückschlüssen aus archäologischen Spuren an anderen Orten der Stadt sowie der Interpretation der in der Legende enthaltenen Fakten begnügen. Erst eine systematische archäologische Erforschung des Untergrundes im Münster selber wird es erlauben, mehr als reine Hypothesen zur Frühgeschichte der Verehrungsstätte liefern zu können“ [ebd., 36]

Gutscher hat recht, wenn er feststellt, dass es nie gelingen kann, eine Heiligenlegende bis in ihr letztes Geheimnis zu deuten. Möglich sei es indessen,

„durch verschiedene Beobachtungen nach einer historischen Wahrscheinlichkeit zu fragen, wie dies die Forschung für den Legendenkreis um Karl den Grossen getan hat und nachweisen konnte, dass es sich um eine allerdings alte Verwechslung mit Karl III. handeln muss“ [ebd., 37].

Hier genügt der Hinweis, dass es sich bei Felix und Regula um Märtyrer handelt, die zur Zeit der römischen Christenverfolgungen (wohl unter Diokletian) in Turicum gefoltert, geköpft und begraben worden sein sollen.

„Tatsächlich bestätigt die Archäologie, dass just beim Grossmünster römische Gräber zu erwarten sind. [...] In den bei [...] Planierungsarbeiten gegen die Limmat abgeschobenen Schichten fand sich denn auch viel römische Keramik ohne den geringsten späteren Einschluss [...]. Aus diesen Angaben gewinnen wir für unsere beiden Grundfragen einen wichtigen Anhaltspunkt: Das im späteren 8. Jahrhundert verehrte Grab lag im Bereich eines römischen Friedhofs“ [ebd., 38].

Nun stellt sich in Zürich aber unverzüglich die Kontinuitätsfrage zwischen Spätantike (nach dem Abzug der Römer) und Einwanderung der Alemannen (und angenommener fränkischer Oberschicht):

„Auch wenn die archäologische Erforschung der Zürcher Altstadt in den vergangenen Jahren stets stärker zu einer positiven Beantwortung der Kontinuitätsfrage voranschreitet, scheint diese für die Frage der Heiligenverehrung negativ auszufallen. Die Antwort ist unseres Erachtens über die Gräberfelder zu erbringen, wobei einschränkend gleich hier beigefügt sein soll, dass noch nicht der letzte Befund zutage gefördert worden sein dürfte“ [ebd., 39].

Bei den Siedlungen hält Gutscher auf dem linken Limmatufer (mit dem römischen Kastell auf dem Lindenhof) Kontinuität für wahrscheinlich. Doch dürfe

man daraus nicht voreilig den Schluss ziehen, dass die Kontinuitätsfrage auch gleich für das rechte Ufer (mit Grossmünster) positiv zu beantworten ist:

„Die Aufgabe der Friedhöfe Poststrasse [linkes Ufer, Nähe Fraumünster; J.S.] und Grossmünster machen ein Zusammenschumpfen des Siedlungskerns auf die beiden Hügel [St. Peter und Lindenhof, linkes Ufer; J.S.] sehr wahrscheinlich. Es ist möglich, dass allmählich einige Bauten am rechtsufrigen Brückenkopf entstanden, und dass die Gräber an der Spiegelgasse den Friedhof dieses Siedlungsteils darstellen. Gehören sie gar in die Zeit unmittelbar vor die Entdeckung der Heiligengräber im ehemaligen römischen Friedhof am Grossmünster und damit zu einem 'Grossfriedhof', der sich auf die ältesten Vorgängerbauten des Grossmünsters bezieht? [...] Schon die Distanz von annähernd 500 m und die Topographie, die nicht einmal eine Sichtverbindung zulässt, machen die Zusammengehörigkeit recht unwahrscheinlich“ [ebd., 40].

Und weiter:

„Wir vermuten, dass es sich [bei den gefundenen Gräbern an der Spiegelgasse; J.S.] eher um den direkten Vorgänger des Friedhofs auf dem Münsterhügel handelt, denn wir wissen, dass hier um die Mitte des 8. Jahrhunderts die heiligen Felix und Regula bereits verehrt wurden. Vielleicht hatte die Entdeckung der Heiligengräber das Aufgeben des Friedhofs an der Spiegelgasse zugunsten der Bestattung 'ad sanctos' zur Folge? Dies jedoch ruft gleich nach der Frage, ob der Friedhof Spiegelgasse denn auf eine andere Kirche oder Kapelle zu beziehen sei. Wir haben keinerlei Spuren von einer solchen, auch nicht den geringsten Hinweis. Ist es aber nicht möglich, in diesem Friedhof eine Grablege direkt bei den Höfen zu sehen, wie wir sie für den 'Dorffriedhof' an der Bäckerstrasse annehmen müssen, oder beispielsweise vom jüngst ergrabenen bayrischen Kirchheim her kennen [...]. Sie kann durchaus noch in einer diffusen christlichen Tradition stehen, die wir für Zürich im frühen Mittelalter annehmen möchten. Sie fände mit der Auffindung der Zürcher Heiligen ein Ende. [...] Nach der heutigen Forschungslage scheinen die römischen Friedhöfe im ehemaligen Posthofareal südlich des Münsterhofes sowie im Bereich des Grossmünsters zu liegen [...]. Die frühmittelalterlichen Friedhöfe befinden sich - in merkwürdiger Diskontinuität - an der Bäckerstrasse (spätestens um Mitte 6. Jahrhundert beginnend) [...] und auf dem St. Peter-Hügel, hier vielleicht in Kontinuität [...] und bis an den Hügel Fuss wachsend. Dieser wird schliesslich abgelöst durch den Fraumünsterfriedhof [...], der um 853 eingesetzt und bis ins ausgehende 12. Jahrhundert belegt wird. Vor dem letzteren ist ein Gräberfeld anzusetzen, dessen nordwestlichste Bestattungen an der Spiegelgasse und unter dem Haus zum Rech (Neumarkt 4) gefunden wurden [...]. Dieser Friedhof wird ins 7. und 8. Jahrhundert datiert [...].

Schliesslich sind im Zusammenhang mit der Kanalisationssanierung südöstlich der Zwölfbotenkapelle Gräber angeschnitten worden, deren Befund - beigabenlose gestreckte Bestattungen - zwar eindeutig älter als die Zwölfbotenkapelle von 1120/30 ist, **der jedoch kaum vors späte erste Jahrtausend angesetzt werden kann** [...]. Ein Weiterbestehen des spätantiken Friedhofes darf daher wohl ausgeschlossen werden. Aus dieser Kurzübersicht über die doch schon zahlreichen frühen Gräberfelder Zürichs wird deutlich, dass der römische Grossmünsterfriedhof wie derjenige des Posthofareals wohl nicht mit einer Belegungskontinuität vom 5. bis ins 7. Jahrhundert rechnen darf. Für unsere Ausgangsfrage nach einer kontinuierlichen Grabverehrung seit spätrömischer Zeit heisst das, dass ihre Beantwortung höchstwahrscheinlich negativ ausfällt, denn gerade die Existenz eines verehrten Grabes hätte die Bestattung 'ad sanctos' im frühen Mittelalter nach sich gezogen und damit zu einer Belegungskontinuität geführt" [ebd., 39; Hvhb. J. S.].

Hier zeigt sich allerdings noch ein problematischer Punkt, den Gutscher stillschweigend übergeht: Es stellt sich nämlich die Frage, wo man in diesem Fall im Gebiet rechts der Limmat zwischen dem 8. Jh. (nach Aufgabe des Friedhofes an der Spiegelgasse) und dem „späten ersten Jahrtausend“ die dortigen Toten bestattete. Hier klafft eine Lücke. Schaffte man die Toten etwa auf die andere Seite des Flusses zum St. Peter oder – ab 853 – auf den Friedhof beim Fraumünster? Aber warum, wenn doch auch auf dem Grossmünsterhügel bereits der Felix-und-Regula-Kult existiert haben soll? Und war dies nicht ohnehin zu umständlich ohne Brücke?

„Die drei in einer Linie liegenden Kirchen bildeten so gleichsam die liturgische Hauptschlagader des mittelalterlichen Zürich. Für den Wallfahrtsverkehr hat man sich in der Frühzeit einen **Fährbetrieb** über die Limmat **vorzustellen**. Die erste Erwähnung einer Brücke [...] fällt ins Jahr 1251, nachdem sie aus einer Urkunde von 1221 indirekt erschlossen werden kann" [ebd., 42; Hvhb. J.S.].

Der hochmittelalterliche Friedhof des Grossmünsters wird übrigens erst 1144 erstmals schriftlich erwähnt [Kaiser 1995, 152]. Gutscher [1983, 40] fährt fort:

„Wenn der Schlusstext der 'passio', der besagt, es seien von alters her am Grabe Wunder geschehen, reiner Topos, eine Formel zur Bekräftigung wäre, dann könnten die Zürcher Heiligengräber bewusst 'gefunden' worden sein. Eine solche bewusste Inventio wäre im [...] Zusammenhang fränkischer Reichspolitik denkbar - auch als Parallele zu St. Gallen. Es ist möglich, dass im frühmittelalterlichen Zürich eine vage Erinnerung an das alte Gräberfeld auf dem Grossmünsterhügel wach geblieben war.“

Doch eben: Es ist deutlich geworden, dass man im Grunde genommen nur

sehr wenige frühmittelalterliche Gräber vorzeigen kann, um damit alle diese Jahrhunderte abzudecken. Die von Illig geforderte Kürzung der Chronologie würde die Diskrepanz entschärfen. Gutscher kommt nach Abwägen seiner Argumente zu dem Schluss, dass sich seine

„zweite Hypothese - eine frühmittelalterliche, echt lokale Inventio - am klarsten abzuzeichnen scheint. Sie fügt sich widerspruchlos in das heutige Bild der Schrift- und Sachquellen ein“ [ebd., 41].

Es dürfte deutlich geworden sein, dass sich der Fall in Wirklichkeit nicht ganz so klar darstellt. Wenden wir uns nun der Baugeschichte der Gebäude auf dem Münsterhügel zu. Zur Entstehung des romanischen Münsters (1100-1230) heißt es:

“Eine Baugeschichte aufgrund der schriftlichen Quellen muss beim Grossmünster auf Schwierigkeiten stossen, weil die Archivbestände erheblich dezimiert sind. [...] Als Grund für den romanischen Neubau des Grossmünsters hat die Forschung seit je eine Brandkatastrophe von 1077/78 ausmachen wollen, die auch daran schuld sein soll, dass für Zürich überhaupt das Quellenmaterial des 11. Jh. fehlt” [ebd., 56].

Sicheren Boden betritt man dann erst

„anfangs des 12. Jahrhunderts. Für diese Zeit sind eine Reihe von Weihe-  
daten überliefert, welche mit dem Neubau in Zusammenhang gebracht werden dürfen“ [ebd., 56].

Selbstverständlich gab es am Ort des romanischen Münsters mindestens einen Vorgängerbau. Doch darüber weiß man bisher wenig:

“In Zusammenhang mit der Restaurierung der 1920er Jahre wurden unter der Leitung des Kantonsbaumeisters Hans Wiesmann Mauerzüge beobachtet. Die ‘Ausgrabung’ beschränkte sich auf die Zwölfbotenkapelle sowie die Joche [...]. Schichtungen und Mauergruben wurden damals keine beobachtet, so dass unser heutiges Wissen über Vorgängerbauten des romanischen Münsters vor 1100 bis zu einer weiteren Grabung, die die gesamte Innenfläche des Münsters belegen müsste, relativ bescheiden bleiben muss” [ebd., 51].

Gutscher fasst den Stand der bekannt gewordenen Befunde so zusammen:

“Falls die wenigen ergrabenen Mauerstücke alle miteinander verbunden werden dürfen - es ist nicht möglich, ohne Nachgrabung das Gegenteil zu beweisen -, so ergibt sich der Grundriss einer dreischiffigen Basilika, deren Mittelschiff nach Westen über die Seitenschiffe vorkragte. Diese Grundrissdisposition kommt bei einigen der querschifflosen lombardischen Basiliken unserer Gegend vor. [...] Von daher zu urteilen, wäre der gefundene Grundriss **kaum vor das 11. Jahrhundert zu datieren**” [ebd., 52; Hvhb. J. S.].

Außerdem wurde damals von Hans Wiesmann eine große Anzahl von Wandmalereiresten gefunden, die „offensichtlich bewusst von den Wänden geschlagen wurden“ [ebd., 53]. Dazu schreibt er:

“Die frisch leuchtenden Fragmente zeigen keine Übermalungen. [...] Die Farbskala gleicht der ottonischen in Reichenau-Oberzell: Zinnober, Orange und Oliv wechseln mit mehr erdigen Tönen Caput mortuum, Umbra, Siena usw. [...] An zwei Hausteinquadern, welche Malputz trugen, konnte festgestellt werden, dass sie für die Bemalung aufgerauht wurden, was nicht ihrer ursprünglichen Bearbeitung entspricht. Daraus ist zu folgern, dass der Bau möglicherweise einiges älter ist als die Wandmalereien. *Nun zeigen die meisten Verputzfragmente unter der ottonischen Malschicht eine ältere mit vorwiegend Ocker- und Rottönen, die durchaus karolingisch sein könnte. Eine genauere Untersuchung könnte unseren Verdacht erhärten, dass das Vorgängermünster in karolingischer Zeit entstand.* Der weit grösste Teil der Fragmente dieses Wandmalereizyklus, der zweifelsohne die Wände des Obergadens füllte, harrt noch seiner Entdeckung. Wichtig ist die Feststellung, dass die Wandmalereifragmente nirgends Brandspuren zeigen. Diese finden sich auch kaum auf dem genannten Boden. Dies passt sehr gut zur [...] Beobachtung, dass eine bisher um 1077/78 angesetzte Brandkatastrophe nicht stattfand, sondern das alte Münster planmässig während der Errichtung des neuen etappenweise niedergelegt wurde” [ebd., 54].

Die Entdeckung einer älteren Malschicht unter der als ottonisch eingestuften jüngeren ist interessant und kann nicht ignoriert werden. Ob diese ältere Malschicht aber wirklich karolingisch ist, kann – wie Gutscher selber sagt – erst durch weitere Untersuchungen entschieden werden.

Es bleibt noch kurz das Grossmünsterstift zu betrachten – den Bauteil, der direkt nordöstlich an das eigentliche Grossmünster anschliesst. Hier interessieren vor allem zwei ehemalige, übereinander liegende Kapellen im Westtrakt, „weil sie bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts wohl die älteste aufrechtstehende Bausubstanz auf dem Münsterhügel darstellten und *vielleicht als karolingische Doppelkapellenanlage zu deuten* sind” [ebd., 43].

Über die Baugeschichte dieser Anlage weiß man laut Gutscher [ebd., 45; Hvhb. J.S.] indessen wiederum wenig (die Stiftsbauten wurden 1850 abgebrochen):

„Ungelöst bleibt die Frage nach einem Weihedatum, weil eine für das Jahr 851 überlieferte Weiheotiz zwar die ‘*dedicatio ecclesie sancte Marie*’ nennt, die Schrift aber einen *Eintrag späterer Hand* verrät und schliesslich die ‘*ecclesia sancte Marie*’ nicht eindeutig mit unserer Marienkapelle zu identifizieren ist. [...] Sicher ist, dass die Marienkapelle älter ist als der romanische Kreuzgang, der um 1180/85 angesetzt wird.”

Gutscher gelangt am Ende für die Marienkapelle zu einer Entstehungszeit „sicher vor Münster und Kreuzgang, *vielleicht um die Jahrtausendwende. Für ein Zusammenbringen mit dem fraglichen Weihedatum von 851 fehlen indes genügend stichhaltige Argumente*“ [...]. Das auf den ersten Blick bescheidene Resultat erweist sich in bezug auf den gesamten Fragenkomplex um das frühe Geschehen am Grossmünster als schwerwiegend, gelingt es doch damit den *ältesten bisher bekannten Bauteil der Gesamtüberbauung* nicht nur zu lokalisieren, sondern in groben Zügen auch zu rekonstruieren“ [ebd., 50; fettkursive Hvhb. J.S.].

### Der Karlskult in Zürich

Der Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, Andres Furger, schreibt über Karl den Großen [Furger et al., 1996, 20]:

„Er steht in der schweizerischen Geschichte ebenfalls hoch im Kurs. So wird er zum Beispiel als Gründer des Grossmünsters von Zürich verehrt und erscheint auf Glasgemälden des 16. Jahrhunderts sogar als Gründungsvater der Stadt Zürich [...] Die wechselhafte Geschichte des Frühmittelalters erscheint uns heutigen oft zwiespältig. Der schillernde Aspekt dieser Zeit kann bis zur Person Karls des Grossen selbst nachgezeichnet werden.“

Illig [2001, 344] beobachtete treffend, dass Zürich 1351 dem Bund der Eidgenossen beitrat und den Rückgriff auf „seinen Gründerkaiser Karl“ als Waffe gegen das Kaisergeschlecht der Habsburger benutzte, das erst 1389 die Eidgenossenschaft anerkannte.

Für das Wissen über die Entstehung des Karlskultes in der Limmat-Stadt spielt das Jahrzeitbuch des Grossmünsters eine zentrale Rolle: Dieses

„enthält zum 6. Mai (1260) einen Eintrag: ‘Gerungs edituus quondam lator reliquiarum sancti karoli obiit.’ (Todestag des Sakristans Gerung, der seinerzeit die Reliquien des heiligen Karl überbracht hat.)“ [Widmer, 1976b, 16]

Gerung hat die Reliquien gemäß Widmer 1233 aus Aachen überbracht, nachdem Karl der Große schon unter Barbarossa heilig gesprochen worden war.

„Dies war der Beginn des Karlskultes am Grossmünster. Um 1250 entstand das Karlsbildnis am Westturm. Mit dem Karlskult unterschied sich die Propstei von der Abtei und überflügelte seit dem 13. Jahrhundert die einst mächtigeren Stiftsdamen“ [Widmer, 1976b, 16].

Karl wäre also von den Chorherren vom Grossmünster dazu benutzt worden, um die Macht der einflussreichen Stiftsdamen vom benachbarten Fraumünster zurückzubinden und damit sozusagen der „Weiberherrschaft“ in der Stadt ein Ende zu bereiten. Im 13. Jh. galt nämlich die Fraumünsteräbtissin als Stadt-



herrin von Zürich [Eugster, 1995]. Die Existenz des erwähnten Karlsbildes am Grossmünster um 1250 ist höchst wahrscheinlich (wenn auch nicht absolut gesichert). Heute befindet sich auf der Limmatseite des Grossmünsters am dritten Geschoss des Karlsturmes unter reichem spätgotischem Maßwerkbaldachin (1490/92) eine Sitzfigur Karls des Großen. Dabei handelt es sich um eine Kopie aus dem Jahre 1935 von Otto Münch.

„Das in der Krypta aufgestellte 'Original' dürfte eine ältere Kopie (um 1450-70) des verlorenen ersten Karlsbildes (wohl um 1220-30) sein“ [Gutscher, 1995, 8].

Die erhaltene und in der Krypta zu bewundernde Figur aus dem 15. Jh. mutet nicht nur wegen dem Riesenschwert reichlich naiv und dilettantisch an, sondern bietet auch sonst ästhetisch nicht viel. Sie beeindruckt im ersten Moment höchstens durch ihre beachtliche Größe.

Mit dem Grossmünster soll nach einer lokalen Überlieferung von Anfang an eine Schule verbunden gewesen sein. Als deren legendärer Stifter gilt – man ahnt es – einmal mehr Karl [Gutscher 1983, 22]. Sicher ist indessen nur,

„dass die Stiftungsschule 1169 bestand und dass seit 1225 am Münster ein Chorherr als 'Scholasticus' wirkte - noch vor dem Kantorenamt, das 1259 gegründet wurde“ [ebd., 22].

Wie hoch Karl der Große in Zürich bis zum Vorabend der Reformation im Kurs stand, wird aus einer Wappenscheibe aus dem Jahr 1519 ersichtlich, die ihn – dominant auf dem Throne sitzend – mit Schwert, Vollbart, Krone und Nimbus zeigt (siehe Abb. bei Widmer [1977, 36]).

Schon am 1. Januar 1519 begann Huldrych Zwingli seine Tätigkeit als Prediger am Grossmünster [ebd., 38]. Er räumte mit dem blühenden Karlskult zwar bald ebenso auf wie mit demjenigen von Felix-und-Regula. Welchen Eindruck Karl aber selbst auf ihn gemacht haben musste, zeigt sich nicht nur in dem Umstand, dass sich die erwähnte Wappenscheibe sowie weitere Glasgemälde erhalten haben, sondern auch darin, dass seine neue obere Mittelschule am Grossmünster, die aus der so genannten Prophezei hervorging, nach Karl benannt wurde:

„Diese - in Erinnerung an Karl den Grossen - als Carolinum bezeichnete Schule hat sich durch Jahrhunderte erhalten“ [ebd., 51].

Auch später lebte die Erinnerung an Karl munter weiter. Eine Glasscheibe aus dem Jahr 1556 zeigt ihn, wie er zusammen mit Hausmeier Pippin das Modell des Grossmünsters in den Händen hält.

Man wollte sogar genau gewusst haben, wo Karl, der legendäre Stifter des Grossmünsters, jeweils gewohnt hat, wenn er mit seinem Tross gerade in Zürich weilte: So hat sich eine Überlieferung erhalten, laut der das Amtshaus „Zum Loch“ beim Grossmünster seine Absteige gewesen sein soll. Der heu-

tige Bau enthält einen „überarbeitet erhaltenen spätromanischen Erdgeschosssockel aus der Zeit um 1220/30“ [Schneider, 1995, 243], so dass auch hier offensichtlich wenig Handfestes aus der Karolingerzeit greifbar wird.

Erwähnt will hier sein, dass laut einem Minderheitsvotum nicht Karl der Große, sondern Karl III. der Dicke (Carolus crassus) das Grossmünster zierte, obwohl er „geistig und körperlich ein Schwächling“ gewesen sein soll [Vogelsänger, 1994, 85ff].

Karl der Große selbst jedenfalls ist – nach allem was man heute weiß, unabhängig davon, ob er nun existiert hat oder nicht und trotz der mit ihm verbundenen Legenden – wohl kaum je in Zürich gewesen. Jedenfalls fehlen entsprechende Beweise. Trotzdem lebt sein Andenken auch heute in der Stadt weiter: Gleich neben dem Grossmünster befindet sich das Zentrum „Karl der Grosse“ (mit Cafeteria/Restaurant Karli und farbiger Karlsstatue über dem Eingang), das – besonders von linken Kulturschaffenden – rege genutzt und von der Stadt kräftig unterstützt wird.

Wir schließen mit Veit Valentin, der von Illigs Phantomzeitthese noch nichts ahnen konnte:

“Manchmal hatte Karls des Grossen Geist merkwürdig in eine ferne Zukunft hineingegriffen [...] In anderen Dingen hat Karls sich und den Nachfolgern die Arbeit sauer gemacht. Sein Leben und sein Werk sind ein Einzelfall, umleuchtet vom magischen Scheine des Genies. Es gibt Unternehmungen, die als Versuch grossartiger sind denn irgendeine denkbare Erfüllung” [Valentin 1951, 223].

### **Fraumünster**

Nicht weit vom Grossmünster, aber auf der gegenüberliegenden linken Seite der Limmat, befindet sich das Fraumünster. Was ist über seine Geschichte bekannt? Widmer [1976b, 23] ist der damalige Forschungsstand zu entnehmen:

“Die Baugeschichte des Fraumünsters wurde sehr intensiv untersucht. Die fünf Stufen der Entwicklung geben nach E. Vogt folgende Phasen wieder: oben links die dreischiffige Basilika aus dem 9. Jahrhundert; oben rechts Erweiterung durch ein Aussenkrypta; eine dritte Periode (Mitte links) brachte innere Umbauten und eine seitliche Jakobskapelle; die vierte Bauperiode, vermutlich 1170 abgeschlossen, liess den Südturm entstehen, dem wohl zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Nordturm folgte”.

Demgemäß wäre also im 9. Jh. eine dreischiffige Basilika errichtet worden. Auf was kann sich diese karolingerzeitliche Datierung stützen? Wie gut ist sie abgesichert? Bei der Kultstätte der Heiligen Felix und Regula und der bestehenden Klerikergemeinschaft (beim heutigen Grossmünster) soll Ludwig der Deutsche 853 ein Frauenkloster gegründet haben (s. o.). Von dieser ursprüng-

lichen Anlage hat sich keine Spur erhalten. Der Nonnenkonvent wurde in „unbekannter Zeit, vermutlich noch im Lauf des 9. Jahrhunderts, vielleicht aber auch erst später“ auf das linke Limmatufer an die Stelle des heutigen Fraumünsters verlegt [Kaiser, 1995, 159].

„Das Fraumünsterkloster verdankte seine Entstehung dem verstärkten reichspolitischen Engagement Ludwigs des Deutschen an der Südwestgrenze des ihm im Vertrag von Verdun zugefallenen ostfränkischen Reiches. [...] 853 stattete er das Königskloster mit umfangreichem Besitz aus, verlieh ihm Immunität und stellte es unter die Leitung seiner Tochter Hildegard [...] Als Ausstattung überwies er dem Kloster den Hof (curtis) Zürich mit den dazugehörenden Besitzungen [...] Die Schenkungen der karolingischen Könige beruhten auf der Verwandtschaft der beiden Töchter Ludwigs, Hildegard (gest. 856) und Berta (gest. 877), die in der später legendenhaft verklärten Überlieferung als Gründeräbtissinnen (sorores fundatrices) galten“ [ebd., 160].

Gemäß unangefochtener Lehrmeinung diene

„das Reichskloster St. Felix und Regula [...] im 9. Jahrhundert zur Ausstattung der Mitglieder des Königsgeschlechts, der königlichen Verwandten oder Getreuen“ [Kaiser, 1995, 160].

An harten Fakten ist gleichwohl nur sehr wenig bekannt:

„Für den Nonnenkonvent wurde wohl gleich nach 853 auf dem linken Limmatufer an der Stelle des heutigen Fraumünsters mit dem Bau eines neuen Klosters begonnen. In der ersten Bauphase entstand eine dreischiffige Basilika mit Querschiff und drei Apsiden. Dieser Bau soll unter Hildegard begonnen, unter Berta vollendet und von Bischof Gebhard von Konstanz 874 geweiht worden sein; *dieses Datum ist jedoch 'Ratperts Weihgedicht', einer spätmittelalterlichen oder gar frühneuzeitlichen Fälschung, entnommen, so dass an ihm nicht unumstösslich festzuhalten ist*“ [ebd., 160; Hvhg. J. S].

Man kann nun die Frage stellen: Hat sich von der angeblichen „Gründeräbtissin“ Hildegard oder ihrem Umfeld irgend etwas erhalten? In der älteren Literatur ist nicht selten von einem so genannten „Schuh der Äbtissin“ die Rede. Über diesen Schuh – er existiert tatsächlich – heißt es bei Eugster [1995, 227]:

„Der Überlieferung zufolge soll es sich um den Schuh Hildegards (gest. 856), der ersten Äbtissin des Fraumünsters und Tochter Ludwigs des Deutschen handeln. Dieser Schuhtyp wurde aber erst rund 300 Jahre später von Äbten und Bischöfen getragen. Der vornehme liturgische Schuh unterschied sich mit seiner geschlossenen Form und dem mit Seide hinterfütterten Leder markant vom profanen Schuhwerk.“

Abgesehen einmal vom spärlichen archäologischen Befund auf dem Münster-

hof, auf den wir gleich zurückkommen, sind dem Autor weitere Gegenstände bisher nicht bekannt geworden. Hätten die Schwestern nicht den Nachlass von Hildegard und Berta, ihren „Gründeräbtissinnen“, in Ehren behalten und sorgsam gehütet? Hätten hier die Bilderstürmer der Reformation ganze Arbeit geleistet, obwohl doch gerade in Zürich die Entfernung der Bilder etc. im Vergleich zu anderen Orten in geordneten Bahnen verlief? Gründlich scheint man in der Tat vorgegangen zu sein. Bullinger persönlich soll nämlich die angeblichen Gebeine von Hildegard und Berta ehrenvoll an einem unbekanntem Ort vergraben haben, um einer möglichen Neubelebung des Kultes um die Gründeräbtissinnen (Hildegard wurde als Heilige verehrt) vorzubeugen [Vogelsanger, 1994]. Oder aber sind Hildegard, Berta, Ludwig der Deutsche und die ganze karolingerzeitliche Gründungsgeschichte der Fraumünsterabtei gemäß Phantomzeittheorie als spätere Erfindungen zu betrachten? Nicht auszuschließen bei einer phantomzeittheoretischen Deutung ist die Möglichkeit, dass man bei der Komposition teilweise auf heute verlorenen Originalquellen der realen Gründungszeit des 6./7. = 9./10. Jh. zurückgegriffen haben könnte.

Doch wenden wir uns nun dem archäologischen Befund beim Fraumünster zu. Für Emil Vogt war klar, dass die dreischiffige Basilika aus dem 9. Jh. stammen musste. Auch Sigmund Widmer blieb aufgrund des damaligen Forschungsstandes nichts anders übrig, als diese Ansicht in seiner Kulturgeschichte von Zürich zu übernehmen. Nur wenige Jahre nach Widmer wurden neue archäologische Untersuchungen durchgeführt. Die neuere Forschung drückt sich, abgestützt auf die daraus resultierenden Ergebnisse [Schneider et al., 1982], zurückhaltender aus:

„Die Münsterhofgrabungen der Jahre 1977/78 haben für die Datierung des Baus der Fraumünsterkirche nur vage Anhaltspunkte geliefert, so einen Hinweis auf die Benutzung von Mörtelmischern, wie man sie auf dem Lindenhof fand und dort in Bezug zur karolingischen Pfalz brachte, und auf die Anlage eines Friedhofes beim Grossmünster, der ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts belegt wurde“ [Kaiser, 1995, 160].

Auf dem Uto-Kulm oberhalb von Zürich bürgen die nämlichen Mörtelmischwerke fürs 10. Jh.; ein Grund für uns, auf diese frühmittelalterliche Technik separat einzugehen. Hier muss der Hinweis genügen, dass die Mörtelmischer keine zwingenden Schlussfolgerungen über das absolute Alter zulassen. Bei diesen Grabungen wurden auch einige spärliche Überreste von zwei karolingischen Holzhäusern gefunden [Schneider, 1992]. Doch folgen wir weiter Kaiser [1995, 160], der aus dem Grabungsbefund folgendes ableitet:

„Die Übersiedlung der Nonnen auf das linke Ufer kann im Laufe des 9. Jahrhunderts, aber auch zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt sein. Dass die erste Äbtissin Hildegard 856 in der rechtsufrigen Felix-und-Regula-Kir-

che, also im Grossmünster, bestattet wurde, spricht jedenfalls nicht für die Annahme, dass sich an der Stelle des heutigen Fraumünsters schon 853 eine Kirche und ein Friedhof befanden.“

Auch hier fehlen also gesicherte Erkenntnisse. Eine Übersiedlung bzw. Neugründung des Nonnenkonvents an den bzw. am heutigen Standort des Fraumünsters zu Beginn des 10. Jhs. scheint also keineswegs ausgeschlossen. Und dies stünde dann in bestem Einklang mit der Phantomzeitthese. Ob die archäologisch nachgewiesenen „karolingischen“ Holzhäuser im Münsterhof dann ebenfalls ins 10. Jh. gehören oder vor der Phantomzeit anzusetzen wären, muss hier offen gelassen werden. Es steht aber fest, dass die nachgewiesenen Siedlungsspuren zwischen der sehr langen Periode vom 6. bis ins 10. Jh. – und dies gilt nicht nur für die Umgebung des Fraumünsters, sondern für die ganze Stadt – äußerst dürftig sind. Es kann an dieser Stelle auch konstatiert werden, dass weder beim Fraumünster, Grossmünster, St. Peter, auf dem Lindenhof oder sonst irgendwo in Zürich auch nur eine einzige Inschrift aus der Zeit zwischen 614 und 911 erhalten geblieben ist.

Bei den Untersuchungen auf dem Münsterhof handelt es sich um die bisher größte zusammenhängende Grabung im Stadtkern Zürichs [Schneider et al., 1982, 412]. Schauen wir daher noch etwas genauer auf das ausgegrabene Gräberfeld, da hier auch absolute Datierungen vorgenommen wurden. Falls die akzeptierte Chronologie richtig wäre und die eingesetzten absoluten Datierungsmethoden (C14, Dendrochronologie) grundsätzlich verlässlich sind, würde man erwarten, dass bei der Datierung des Gräberfeldes sinnvolle Ergebnisse resultieren sollten, die mit den stratigraphischen und archäologischen Befunden im Einklang stehen. Falls die akzeptierte Chronologie im Frühmittelalter jedoch gemäß Phantomzeitthese um ca. 3 Jahrhunderte zu lang wäre und – damit zusammenhängend – die erwähnten Datierungsmethoden keine verlässlichen Absolutdaten für diese Zeit zu liefern vermögen, sind Schwierigkeiten und Widersprüche zu erwarten.

Die stratigraphische Untersuchung hatte ergeben, dass eine eingeschwemmte und später ausgetrocknete Schicht das Bauniveau der Abtei darstellt. Von dieser Schicht aus wurden auch die ersten Grabgruben ausgehoben, so dass die Anlage des Gräberfeldes offensichtlich mit dem Beginn des Fraumünsters in Verbindung steht [ebd., 152]. Um Ordnung in die rund 140 nachgewiesenen Gräber zu bringen, wurde von den Ausgräbern ein Kriterienkatalog zusammengestellt [ebd., 155ff]. Für jedes einzelne Grab wurden die verschiedenen Kriterien aus archäologischer und anthropologischer Sicht bestimmt. Jede Bestattung ist in einer Merkmalskolonne in einer Tabelle charakterisiert worden. Diese Kolonnen sind dann aufgrund der Häufung gleicher Merkmale in Gruppen von Bestattungen zusammengefasst worden. Es ergab

sich dabei, dass allein mit den Kriterien Bestattungsart, Bestattungstiefe und Ostabweichung fünf Belegungsphasen zu charakterisieren sind.

Den Forschern gelang es zudem, neun absolute Daten für das Gräberfeld zu gewinnen [ebd., 164]. Die zwei dendrochronologischen Daten (Holzproben) und sieben C14-Daten (Holz- und Knochenproben) wurden an fünf Gräbern erhoben, deren zeitliche Abfolge aufgrund ihrer Zuordnung zu den fünf Phasen bekannt ist. Zwei dieser Gräber stehen zudem in gesicherter relativchronologischer Beziehung. Diese neun Daten standen jedoch "zum Teil in extremem Widerspruch" zu den archäologischen Befunden [ebd., 164]. Zu den C14-Daten aus Knochenproben ist von den Autoren angemerkt worden, dass sie nicht mit der Chronologie der Belegungsphasen übereinstimmen.

Die Daten zweier Gräber (Nrn. 36, 94) widersprachen ferner deren gesicherter Relativchronologie. Das Alter eines Grabes (Nr. 36) aus der ersten Belegungsphase I fiel mit 1.270 Jahren rund 150 Jahre – und damit deutlich – älter aus, als der aus der Urkunde Ludwigs abgeleitete *Terminus post quem* (853 n. Chr.) erwarten ließ. Nicht besser war es bei den C14-untersuchten Holzproben: Das absolute Alter eines Grabes (Nr. 94) aus der Belegungsphase IV widersprach allen übrigen Erkenntnissen, da es ebenfalls mehrere Jahrhunderte älter ausfiel als erwartet. Außerdem lagen seine Mittelwerte für das Sargholz 553 Jahre *vor* denen für die Knochen. Bei Grab Nr. 106 (Belegungsphase III) lag die Datierung der Holzprobe dagegen 70 Jahre *nach* der für die Knochenproben.

Die Ausgräber sahen sich deshalb gezwungen, eine Selektion der Daten vorzunehmen. Aufgrund methodischer Erwägungen setzten sie folgende Prioritäten, um eine in ihren Augen objektive Datenauswahl zu gewährleisten.

1. Priorität: Historisch vermeintlich gesicherte Daten: Beginn der Belegungszeit um oder kurz nach 853 n. Chr. (abgeleitet aus der Urkunde Ludwigs des Deutschen)
2. Priorität: Dendrochronologische Daten
3. Priorität: C14-Daten aus Holzproben
4. Priorität: C14-Daten aus Knochenproben.

In einer Fußnote wird zwar darauf hingewiesen, dass die C14-Labors dendrochronologische Daten verwenden, um ihre Methoden zu eichen. Man vermisst jedoch den ebenfalls wichtigen Hinweis, dass umgekehrt die Dendrochronologen oft auf C14-Vordatierungen zurückgreifen müssen, um ihre schwimmenden Teilsequenzen verbinden und damit das gültige durchgehende Referenzmuster konstruieren zu können [Blöss/Niemitz 1997]. Wie auch immer: Den genannten Prioritäten sowie weiteren, oben teils genannten Überlegungen folgend, gelangten Schneider und Kollegen zu den absoluten Daten, die das Gräberfeld auf dem Münsterhof den fünf Belegungsphasen entsprechend zeitlich strukturieren sollen [vgl. Abb. 288 in Schneider et al., 164].

Zusammenfassend ist dort folgendes zu entnehmen:

1. Das Gräberfeld beginnt um 853 n. Chr.
2. Das Gräberfeld wird in der 1. Hälfte des 11. Jh. im ergrabenen Bereich aufgegeben.
3. Jede Phasendauer umfasst eine bis zwei Generationen.

Es wird jedoch offen eingeräumt, dass Widersprüche bestehen bleiben:

„Offensichtlich eignen sich die Münsterhofproben aus uns unbekanntem Gründen nicht für C-14-Bestimmungen, da deren Daten nicht nur gegenüber archäologischen Befunden abweichen, sondern vor allem unter sich widersprüchlich sind. Wohl liegen sie in der Grössenordnung dort, wo man sie erwarten darf - im Früh- oder Hochmittelalter -, doch entstehen bei eingehender Betrachtung nicht wegzuinterprierende Widersprüche“ [Schneider et al., 164].

Damit steht man datierungstechnisch gerade an dieser Schlüsselstelle für die Stadtgeschichte vor einem Scherbenhaufen. Die Ratlosigkeit kommt deutlich zum Ausdruck [ebd., 165]:

„Auch eine von Archäologen gerne verwendete Methode - das Mitteln von verschiedenen Daten aus verschiedenen Labors von derselben Probe - führt bei uns zu keinem befriedigendem Ergebnis. Auch eine persönliche Aussprache mit den Verantwortlichen vom Physikalischen Institut der Universität Bern (Prof. Dr. H. Oeschger), wo die Holz- und Knochenproben datiert worden sind, führte nicht weiter!“

Für uns ist hier von Bedeutung, dass die Datierung des Beginns des Gräberfeldes und damit der Beginn des Fraumünsters offensichtlich ganz an der Verlässlichkeit der Urkunde Ludwigs des Deutschen hängt.

Nicht verschwiegen werden dürfen neueste Befunde. Beim Fraumünster fand sich vor kurzem ein möglicherweise karolingischer Umfassungsgraben.

„In der Kappelergasse wurde über eine Distanz von etwa zwanzig Metern ein Graben gefunden, der rund 1.2 Meter tief und zwei Meter breit erhalten war. Obwohl er ursprünglich noch etwas grösser gewesen sein könnte, zeigte sich aufgrund dieser bescheidenen Ausmasse, dass es sich nicht um eine eigentliche militärische Befestigung gehandelt haben kann. Trotzdem erinnert seine Gestalt - erkennbar war an einer Stelle deutlich die Form eines Spitzgrabens - an den Befestigungsgraben am Rennweg. **Die Radiokarbon-Datierung von Holzkohle aus seiner Verfüllung wies ins 5.-8. Jahrhundert n. Chr. und damit in eine sehr frühe Zeit.** Es könnte sich um einen Teil der Umfriedung der seit 853 bestehenden Fraumünsterabtei gehandelt haben. Ein Umfassungsgraben, der wohl verbunden mit einem kleinen Wall und einem Zaun das eigentliche Klosterareal, die Klosterimmunität umgeben hat“ [Wild, 2004, 26; Hervorh. J. S.].

Es ist offensichtlich, dass man auch hier mit erheblichen Datierungsproblemen zu kämpfen hat. Erstens streuen die C14-Daten der Holzkohle-Proben der Verfüllung sehr stark. Und zweitens passen Altersdaten, die ins 5.–8. Jh. weisen, eher schlecht zu einer Umfriedung des Fraumünsters, die um 853 entstanden sein soll und konsequenterweise wohl erst Jahrzehnte später wieder verfüllt worden sein dürfte. Dies gilt selbst dann noch, wenn man in Erwägung zieht, dass das Holz, aus dem die Kohle entstand, natürlich früher gewachsen sein muss. Zudem wurde oben gezeigt, dass man sich heute keineswegs mehr einig ist, ob an der Stelle des heutigen Fraumünsters der Nonnenkonvent tatsächlich bereits im Jahre 853 angesiedelt war. Dies würde die Diskrepanz also noch verschärfen.

Anders sieht es aus im Lichte der Phantomzeitthese: Nehmen wir einmal an, dass man diese C14-Messungen, bei denen der Hinweis auf "kalibriert" fehlt, annähernd als verlässlich ansehen darf (was allerdings keineswegs sicher der Fall ist, denn nicht zu vernachlässigende Katastrophen haben ohne Zweifel auch nach der Zeitenwende stattgefunden, wobei sie sicher nicht mehr das Ausmaß erreicht haben wie in der Bronzezeit) und rechnen mit einem Mittelwert von  $(450 + 750) / 2 = 600$  Jahre n. Chr. Nach Abzug der 297 Illigschen Phantomjahre indizieren die Messungen in Wirklichkeit ungefähr ein Alter der Proben von  $2004 - 600 - 297 = 1.107$  Jahre vor der Gegenwart.  $2004 - 1107 = 897$  würden die Daten also in Wirklichkeit in die Zeit um +600 weisen. Dies ist also nur 14 Jahre vor dem Zeiteinsatz 614/911. Der Autor vermutet, dass die Um- bzw. Ansiedlung der Nonnen am linken Limmatufer tatsächlich erst irgendwann im frühen 10. Jh. stattgefunden hat. In dieser Zeit wäre auch der neu entdeckte Umfassungsgraben gebaut worden, der dann einige Jahrzehnte später wieder verfüllt wurde. Wie bereits erwähnt, muss das Holz, aus dem die Kohle entstand, vor der Verfüllung des Grabens gewachsen sein. Zu denken wäre dabei zuerst wohl am ehesten an wenige Jahrzehnte, wobei auf der anderen Seite natürlich nicht ausgeschlossen werden kann, dass es sich z.B. um altes Eichenholz handelt (dem Bericht waren diesbezüglich keine näheren Angaben zu entnehmen). Wenn man noch berücksichtigt, dass die C14-Daten nicht sehr genau sind und stark streuen, scheinen sie diesem Szenario mindestens nicht zu widersprechen. Immerhin aber dürfte deutlich geworden sein, dass die Aussagekraft dieser C14-Daten begrenzt ist und unterschiedliche Deutungen zulässt.

### Wasserkirche

Gleich unterhalb des Grossmünsters, direkt am rechten Limmatufer, befindet sich die Wasserkirche.

"Halten wir uns an die bestehenden Urkunden, so ist die 'Capella Turicensis, que dicitur aquatica vulgariter Wazzerkilche' (1256), erst seit der



Mitte des 13. Jahrhunderts nachgewiesen. Jedoch ordnen sowohl die Tradition wie die archäologische Grabungen der Wasserkirche ein erheblich höheres Alter zu. Nach der Legende sollen Felix und Regula hier auf einer Insel in der Limmat von den Häschern erreicht worden sein. [...] Es spricht deshalb recht viel für die Vermutung, es sei hier spätestens in karolingischer Zeit eine Kapelle errichtet worden. Der Befund archäologischer Untersuchungen reicht jedoch nicht so weit zurück. Die von E. Vogt und H. Herter durchgeführten Grabungen lassen einen ersten romanischen Kirchenbau aus der Zeit um 1000 vermuten“ [Widmer 1976b, 26 ff].

Zu diesem heißt es in einer aktuellen Publikation [Schneider/ Nievergelt 2003, 4 ff] :  
“Der durch Ausgrabungen ermittelte älteste Baubefund auf der einstigen Flussinsel weist in die Zeit um 1000. Emil Vogt hat 1940 die Fundamente einer dreischiffigen, Nord-Süd gerichteten Anlage mit rundem Chorabschluss (sic!) und interessanter Unterkirche freigelegt. [...] Der gut 21 Meter lange und etwa 9 m breite ‘Urbau’ ist als doppelgeschossige Anlage von einer solchen Kompliziertheit, dass sie wohl kaum ohne bauliche Vorstufe denkbar ist. Zudem wird in der Unterkirche, über dem plattigen Findling, der lange Zeit als die Stelle der Hinrichtung verehrt worden war, mit der kleinen südlichen Pfeilerstellung ein Raum ausgebildet, welcher durchaus älter sein könnte.”

Damit gibt auch die Wasserkirche für die Karolingerzeit in Zürich an harten archäologischen Belegen nichts her.

### **Das Kloster Rheinau**

Eng verbunden mit dem alten Zürich war das Kloster Rheinau (im Norden des heutigen Kantons Zürich an der Landesgrenze am Hochrhein gelegen).

“Die ältesten Beziehungen bestanden zum Benediktinerkloster Rheinau. Nach der Überlieferung soll Rheinau 778 vom alemannischen Herzog Wolfhart gegründet worden sein. Sein Enkel, Wolfene, der ein Vasall von König Ludwig dem Deutschen war, hat das Kloster zur Zeit der Gründung des Fraumünsters (um 850) erweitert. Rheinau wurde Reichskloster“ [Widmer, 1976b, 59].

Starker Einfluss ging vom Iren Fintan aus, der sich lebend einmauern ließ, wenn man der Überlieferung glauben will. In hochkarolingischer Zeit soll das Klosterleben in Rheinau zu hoher Blüte gelangt sein. Es wird dabei auf die Gebetsverbrüderung der 44 Rheinauer Religiösen mit St. Gallen verwiesen, sowie auf die Anziehungskraft, die Rheinau auf den bereits genannten irschottischen Rompilger Fintan ausgeübt habe [Kaiser, 1995; 138]. Allerdings scheint es nur schriftliche Belege zu geben, die diese frühen Daten stützen könnten. Dies will jedoch andernorts vertieft werden.

## Gab es eine karolingische Pfalz auf dem Lindenhof in Zürich?

Neben der bereits besprochenen Situation der wichtigsten Kirchen (Gross- und Fraumünster sowie Sankt Peter) ist für das frühmittelalterliche Zürich ohne Zweifel der Befund an einem Ort am zentralsten und aufschlussreichsten, der zu den bedeutendsten archäologischen Fundstellen der Schweiz zählt: Es geht um den Lindenhof. Hier soll in römischer Zeit ein Kastell, in karolingischer und ottonischer Zeit eine Pfalz gestanden haben. Ein allgemeiner Zerstörungshorizont am Ende der Römerzeit fehlt. Christoph Pfister [1999] wies darauf hin, dass sich auf dem Lindenhof in Zürich das römische Kastell, das bis weit ins Hochmittelalter hinein weiterbenutzt worden sein soll, die karolingische und die ottonische Pfalz gegenseitig in die Quere kommen (ihm können wir ansonsten jedoch nicht überall folgen).

Sowohl das spätrömische Kastell als auch die ottonisch-salische Pfalz sind unbestritten. Wie steht es aber mit der karolingischen Pfalz? Zürich ist für die Karolingerforschung übrigens von nicht ganz zu vernachlässigender Bedeutung. In Bindings Standardwerk über deutsche Königspfalzen aus dem Jahr 1996 werden nämlich von den zahlreichen in den Quellen erwähnten Pfalzen lediglich 7 (darunter Zürich) mit "mutmaßlich karolingischen Resten" genannt [Illig 2001, 210].

"In karolingischer Zeit wurde an der Ostseite des Lindenhofes ein Grossbau mit einem Saal von 14x30 Metern Ausmass und mit nördlich daran anschliessenden Wohnräumen errichtet, die teilweise über dem Grundriss des Nordost-Eckturms des Kastells standen" [Kaiser, 1995; 154].

Welche Belege gibt es dafür? Auf was stützt sich die karolingische Datierung? Wir folgen weiter Kaiser [1995, 154] und können dort entnehmen:

"Die Datierung der 'karolingischen Pfalz' gründet im wesentlichen auf einem historischen Argument: dem verstärkten Engagement der ostfränkischen Karolinger in Zürich durch Ludwig den Deutschen. Die Antwort auf die Frage, ob die karolingische Pfalz befestigt oder unbefestigt war, das spätrömische Kastell also weiterhin seine fortifikatorische Funktion erfüllte oder nicht, hängt von der Deutung der zeitgenössischen Benennungen ab, die für die Pfalz auf dem Lindenhof, aber auch für die Siedlung 'Zürich' benutzt wurden. Die eindeutigen Belege - palatium, aula, imperiale palatium, palatium regis - stammen erst aus der Mitte des 11. Jahrhunderts, sie beziehen sich daher auf die zweite, die sogenannte 'ottonische' Pfalz. Bis zur späten Ottonenzeit wurden für die Pfalz und für die Siedlung Zürich unterschiedliche topographische Bezeichnungen verwendet: castellum, castrum, civitas, locus, vicus, villa."

Reinhold Kaiser drückt sich vorsichtig aus (karolingische Pfalz in Anführungszeichen!). Er hat sich [1996] zur Frage der Pfalz in Zürich ausführlich in

einer Publikation geäußert. Wir halten uns hier weiter an seine Darstellung in der Geschichte des Kantons Zürich [Kaiser, 1995, 154]:

„Die in der Region entstandenen erzählenden Quellen erwähnen früher als die urkundlichen das castrum beziehungsweise castellum Zürich. Der Ort 'Zürich' galt bei den Autoren um 800 als castrum, das örtlich genau festzulegen war, denn es konnte als Ausgangspunkt für eine Entfernungsangabe benutzt werden; castrum war also nicht nur ein Titel - Glanz vergangener Tage -, sondern ein topographisches Faktum für 'Zürich' in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts - und dieses castrum kann kein anderes gewesen sein als das spätrömische.“

Mit diesen erzählenden Quellen sind wohl Heiligenlegenden gemeint, vor allem die Passio von Felix und Regula (s. o.). Dort heißt es nach Etter et al. [1988, 11] an einer Stelle am Anfang, in der beschrieben ist, wie Felix und Regula an die Limmat kamen: „ad capud lacu et fluuii Lindimaci, qui iuxta castrum Torico est, peruenerunt“. Die erste urkundliche Erwähnung von Zürich stammt – wie könnte es anders sein – aus St. Gallen [Kaiser, 1995; 154]:

„Die Bezeichnungen Zürichs in den Urkunden setzen mit einer Urkunde von 806/07/09/10, April 27, für das Kloster St. Gallen ein: sie wurde ausgestellt in vico publico Turigo [...] Im strikten Wortsinn bedeutet das: nicht im castrum/castellum, sondern im Bereich der alten suburbanen vicus-Siedlung, und dieser Bereich war publicus, das heisst in königlichem Besitz, Teil des Fiskus, des Staatsbesitzes, genauso wie auch das castrum/castellum im königlichen Besitz gewesen war. Beide jedenfalls, Kastell und Vicus, gehörten zum Turigi fisco, der um 760 gebildet worden war.“

Auf die Frage der Verlässlichkeit dieser ersten St. Galler Urkunde (und weiterer Urkunden) kann hier nicht eingegangen werden. Weiter heißt es [ebd., 154]

„Die zeitlich nächsten Belege für das castrum beziehungsweise den vicus Zürich beziehen sich alle auf die Lokalisierung des Fraumünsters und stammen alle aus einer Zeit, für welche die Existenz der karolingischen Pfalz auf dem Lindenhof vorausgesetzt wird, das heisst aus der Zeit Ludwigs des Deutschen und seiner Nachfolger. Mehr als ein Jahrhundert nach der erstmaligen Benennung der beiden Siedlungspole castrum/castellum und vicus taucht eine weitere Bezeichnung für 'Zürich' auf: civitas, und zwar im Grossmünster-Rotulus aus dem 10. Jahrhundert, in dem die civitas immer im Zusammenhang mit öffentlichen Gerichtsverhandlungen erwähnt wird. Für die Rotulus-Schreiber lag der Gerichtshof in Zürich in scena Turicine civitas beziehungsweise in civitate Turegia/Turicina.“

Der Rotulus wird also, wie Kaiser ausdrücklich sagt und oben bereits erwähnt wurde, ins 10. Jh. datiert. Die unsicheren Anfänge des Fraumünsters wurden oben abgehandelt. Es existieren Schriftquellen, die die Gründung dieses Non-

nenkonvents durch Ludwig den Deutschen belegen. Demgemäß habe Ludwig diesem Reichskloster die Immunität verliehen, es mit großzügigen Besitzausstattungen versehen und die Leitung seiner Tochter Hildegard übertragen. Es bliebe zukünftig aber noch abzuklären, ob es konkrete Hinweise dafür gibt, dass diese Schriftquellen gefälscht sein könnten.

Festgehalten werden kann jedoch: Es gibt keine einzige Schriftquelle, die für die fragliche Karolingerzeit einen Königsbesuch in Zürich oder die Pfalz selbst erwähnt [Balmer et al. 2004, 11]. Und bei der eigentlichen Schlüsselrolle, die der bereits wiederholt erwähnte Ludwig der Deutsche für die Geschichte Zürichs spielt [Vogelsanger 1994], ist naheliegenderweise auch auf Illig [2001, 210 ff.] zu verweisen, der bereits darauf hingewiesen hat, dass die Reste der bedeutendsten südostdeutschen Pfalz – Regensburg – archäologisch bisher nicht nachgewiesen worden sind! Und Regensburg war ausgerechnet das übliche Hauptquartier – und damit das Zentrum – des ostfränkischen Reichs Ludwigs [Vogelsanger 1994, 52].

Wie steht es nun mit dem archäologischen Befund auf dem Lindenhof? Gefunden wurde ein Pilasterkapitell. Es ist bei Kaiser [1995, 154] mit folgendem Kommentar abgebildet:

“Mit Rillen verziertes Pilasterkapitell der karolingischen Pfalz (?), wieder verwendet beim ottonisch-salischen Bau. Die Datierung der karolingischen Pfalz ist nur schwach begründet, zum einen durch den allgemeinen Hinweis auf die (Neu-)Gründung des Fraumünsters in Zürich durch Ludwig den Deutschen (853), zum anderen durch die Wiederverwendung des abgebildeten Architekturteils im Nachfolgebau der karolingischen Pfalz. Das wenig charakteristische Kapitell wurde von Emil Vogt mit Hinweis auf weitere Parallelen ganz allgemein in die karolingische Zeit datiert.”

Bei Kaiser [1995, 153] ist eine Planskizze des Castrum und der Pfalz auf dem Lindenhof wiedergegeben, auf dem sowohl der Grabungsbefund als auch die daraus abgeleitete Rekonstruktion dargestellt ist. Vom aufgehenden Mauerwerk oder sonstiger oberirdischer Bausubstanz des „karolingischen“ Pfalzgebäudes ist – abgesehen von spärlichen Überresten der Grundmauern im nördlichen Teil der Anlage und dem erwähnten Kapitell – nichts erhalten. In der Skizze sind diese wenigen Spuren gegenüber der Rekonstruktion farblich herausgehoben und werden als „mutmasslich karolingische Pfalz und Mörtelmischwerke, 9. Jahrhundert“ bezeichnet. Kaiser scheint offenbar zu erkennen, dass es Probleme gibt, den archäologischen Befund und die schriftliche Überlieferung in zufrieden stellender Weise in Übereinstimmung zu bringen.

Die ausgegrabenen Überreste des ottonisch-salischen Gebäudes scheinen vergleichsweise wesentlich besser erhalten geblieben zu sein. Der Grundriss unterscheidet sich von demjenigen des älteren Gebäudes. Für das spätrömi-

sche Kastell, welches das karolingische und ottonische Pfalzgebäude umgibt, wurde in der bei Kaiser dargestellten Rekonstruktion keine Unterscheidung gemacht zwischen dem Grabungsbefund und den rekonstruierten Teilen, so dass daraus für die Kastellmauern nicht auf allfällige karolingische Baubsubstanz geschlossen werden kann. Die Umrisslinien des Kastells seien auch für die Bauphasen der späteren Jahrhunderte beibehalten worden. Es scheint aber völlig unklar, wie weit das eigentliche Kastell zur Zeit der vermuteten karolingischen Pfalz und auch der nachfolgenden ottonischen Pfalz noch intakt war oder zu dieser Zeit erneuert wurde.

In der neuesten Forschung werden die Fragen zur karolingischen Pfalz nun zunehmend lauter gestellt.

„Die von ihm [E. Vogt; J.S.] vorgelegte Rekonstruktion umfasst ein lang gestrecktes Hauptgebäude mit winkelförmigem Grundriss und einen kleinteiligen Wirtschaftskomplex. Da das Hauptgebäude bei der Errichtung des Nachfolgebauts als Steinbruch ausgebeutet worden war, blieben nur wenige, vor allem im nördlichen Bereich gelegene Mauerreste erhalten, während *für die Existenz des lang gezogenen Südtraktes lediglich mit Mörtelschutt verfüllte, partiell gefasste Mauernegative beigebracht werden konnten*. Die Rekonstruktion des Gebäudes, das mit einer Länge von über 42 m zu den grössten karolingischen Pfalzen zählen würde, blieb denn auch nicht unumstritten. Grundsätzliche Kritik wurde auch von historischer Seite laut, da im fraglichen Zeitraum keine einzige Schriftquelle einen Königsbesuch in Zürich oder die Pfalz selbst erwähnt, auch wenn mit der Gründung der Fraumünsterabtei ein wichtiges Engagement des Königshauses am Ort fassbar wird. Vom archäologischen Befund her unbestreitbar sind die genannten Mauerreste im nördlichen Teil der Anlage, die in der Abfolge der wichtigsten Phasen zwischen den spätromischen und den hochmittelalterlichen Bauteilen einzuordnen sind. Unklarheiten betreffe den gesamten Grundriss. Ein karolingisches Pfeilerkapitell [gemeint ist das oben erwähnte Kapitell; J.S.], in der zweiten Pfalz als Spolie verbaut, ist als positives Indiz für die Existenz einer Pfalz des späten **8.-10. Jh.** zu werten; sein originaler Standort bleibt indessen unbekannt“

[Balmer et al. 2004, 22; Hvhb J.S.].

Noch ein Wort zur Frage der Befestigung. Widmer [1976a, 90] bemerkte in einer Fußnote erstaunt, dass der damals zuständige Archäologe Emil Vogt bei seinen Grabungen auf dem Lindenhof für die karolingische wie für die ottonische Pfalz keinerlei Befestigungen gefunden haben wollte. Das stünde laut Widmer in Widerspruch zu der herkömmlichen Auffassung von C. Haase über die Entwicklung der Stadt, wonach das spätromische Kastell auf dem Lindenhof weiter benutzt und befestigt wurde und den Kern der frühmittel-

terlichen Siedlung bildete, die sich dann zur hochmittelalterlichen Stadt entwickelte. Es sei aber

„ganz unwahrscheinlich, dass die Pfalz auf dem Lindenhof im 10. Jahrhundert, das heisst zum Beispiel in der Zeit der Ungarneinfälle, unbefestigt gewesen sein könnte.“

Widmer könnte nun mindestens teilweise recht bekommen haben. In der Tat sind nach neuesten Untersuchungen frühere Stadtbefestigungen gefunden worden [Wild, 2004]. Beim Neubau der Zentralbibliothek stieß man 1990 neben der bekannten spätmittelalterlichen Stadtmauer des 13. Jhs. auf Spuren, die als Überreste der älteren Stadtbefestigung „wohl des späteren 11. oder 12. Jahrhunderts“ gedeutet werden. Auch am Rennweg in der Nähe des Lindenhofs hat man erste Spuren einer älteren Befestigung entdeckt. An der weitgehenden Fundleere der Karolingerzeit auf dem Lindenhof und anderswo in Zürich ändert das aber nichts.

Beim Lindenhof bleibt aber aufgrund des archäologischen Befunds eine Tatsache bestehen: Vor dem ottonisch-salischen Pfalzgebäude des 10./11. Jhs. (mit Ausbau im 11. und 12. Jh.) hat es offenbar einen Vorgängerbau gegeben. So spärlich die Überreste auch sein mögen, so ist es doch nachvollziehbar, dass man daraus den oben erwähnten „Grossbau mit einem Saal von 14x30 Metern Ausmass und mit nördlich daran anschliessenden Wohnräumen“ rekonstruiert hat. Es muss hingegen auch deutlich darauf hingewiesen werden, dass sich gemäß Planskizze die Überreste des mutmaßlich karolingischen Gebäudes hauptsächlich auf die Wohnbauten im nördlichen Teil beschränken, während die Spuren des eigentlichen grossen Saales doch ausserordentlich spärlich sind.

Wie auch immer: Es könnte sich bei diesem Gebäude tatsächlich um die karolingische Pfalz gehandelt haben. Dieser Schluss ist aber keineswegs zwingend, wie oben gezeigt wurde. Eine andere Deutung ist aufgrund des archäologischen Befundes ohne weiteres möglich. Ob das Gebäude vor dem hier referierten Hintergrund ins frühe 10. Jh. gerückt werden könnte – etwa in die Zeit der berühmten Herzogin Reginlinde – bleibt durch den zuständigen Sachverstand genauer abzuklären, scheint aber nicht ausgeschlossen.

### **Der frühmittelalterliche Bestand des Schweizerischen Landesmuseums**

Blicken wir zum Abschluss und Ausblick noch kurz über Zürich hinaus. Im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich werden dem Besucher gegenwärtig folgende Gegenstände aus der fraglichen Zeit des frühen Mittelalters [Illig, 2001; Illig/Anwander, 2002] präsentiert:

- Abgelöste Wandmalereien von der Ostwand der Klosterkirche St. Johann in Müstair (Kanton Graubünden); oberh. des in got. Zeit eingezogenen

Deckengewölbes); datiert um 800; Titel: Die Wiederkunft Christi wird von Osten her erwartet.

- 1 Denar von Karl dem Großen, vor 794 datiert, soll von der Münzstätte Castel Aseprio stammen, Fundstück aus Grono (GR); zeigt auf einer Seite das Monogramm, auf der anderen Seite KAROLUS.
- 1 Denar von Ludwig dem Frommen (gefunden in Chur), AG 19ZB Sch. 129
- 1 Denar von Ludwig dem Frommen (Denar mit Brustbild). Aus Dorestad ZB 1926/30
- Je ein Denar von Ludwig dem Kind (899-911) aus Zürich bzw. Konstanz
- 2 Elfenbeintäfelchen aus Rheinau.

Die Sammlung ist für die Karolingerzeit offensichtlich äußerst spärlich bestückt. Nachdem – außer dem einen, Ludwig dem Kind zugeschriebenen Denar – kein Fund aus Zürich dabei ist, verzichten wir an dieser Stelle auf eine Besprechung. Aus der Zeit von 614 bis 800 kommen dazu noch einige Gräber und Beigaben aus Gräbern, die in einer anderen Halle gezeigt werden. Diese letzteren Gegenstände aus der Zeit vor 800 – es handelt sich fast ausschließlich um Grabbeigaben – fallen fast ohne Ausnahme in die Merowingerzeit, sind aber oft ungenau datiert. Sie können hier nicht abgehandelt werden [vgl. Rey et al., 2000], finden jedoch in ein bis zwei Vitrinen Platz. Das ist dann aber alles. Und für ein Landesmuseum überraschend wenig! Mehr hat man scheinbar – die Magazinbestände sind von mir ungeprüft – nicht vorzuzeigen. Wenn man in Kenntnis der Phantomzeitthese durch die Hallen des Museums schreitet, fällt natürlich sofort auf, dass sowohl aus dem Hoch- und Spätmittelalter als auch aus der Römerzeit (und Spätantike) wesentlich mehr Material ausgestellt ist. Es muss aber doch klar betont werden, dass es selbstverständlich viele weitere Zeugnisse aus dem Gebiet der heutigen Schweiz gibt, die von der herrschenden Lehre in die Illigsche Phantomzeit datiert werden (für einen aktuelleren Überblick über das Frühmittelalter in der Schweiz vgl. Furger et al. [1996]).

### **Fazit und Schlussfolgerungen**

Die Phantomzeitthese von Heribert Illig dürfte sich in Zürich nur schwer widerlegen lassen. Auch der Blick ins *Schweizerische Landesmuseum* war eher ernüchternd. Ist es auf der Zürcher Landschaft und angrenzenden Gebieten anders? Eine Schrift, die sich mit dieser Frage auseinandersetzt, ist in Vorbereitung [Spillmann, in prep.]. Weitere, tiefgreifendere Untersuchungen durch andere Autoren sind notwendig. Eines jedoch steht bereits fest: Die von Illig aufgeworfenen Fragen sind berechtigt und viele seiner Argumente stichhaltig. Eine Revision der akzeptierten Chronologie des Frühmittelalters und damit des heutigen Geschichtsbild dieser Zeit ist unausweichlich geworden.

Die Historiker, Archäologen und Naturwissenschaftler auf dem Platz Zürich und in der übrigen Schweiz sollten es zur Kenntnis nehmen. Angesprochen fühlen sollten sich insbesondere auch die Datierungsspezialisten (Dendrochronologie und C14) an den Zürcher Hochschulen einerseits und in Stadt- und Kantonsarchäologie andererseits. Der Autor nimmt weiterführende Hinweise und konstruktive Kritik gerne entgegen.

### Referenzen

- Balmer, M., Motschi, A., und Wild, D., 2004, Archäologie auf dem Lindenhof : as. Archäologie der Schweiz, v. 27.2.2004-1. p. 16-25
- Blöss, C., und Niemitz, H.-U., 1997, C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können : Gräfelfing, Mantis Verlag, 462 p.
- Etter, H.F., Baur, U., Hanser, J., und Schneider, J.E., 1988, Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula. Legenden, Reliquien, Geschichte und ihre Botschaft im Licht der modernen Forschung: Egg, Fotorar AG, p. 138.
- Eugster, E., 1995, Klöster und Kirchen, in S.N.K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Werd-Verlag, Zürich, p. 209-240.
- Furger, A., Jäggi, C., Martin, M., und Windler, R., 1996, Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter: Archäologie und Geschichte des 4. bis 9. Jahrhunderts: Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 231 p.
- Gubler, H.M., 1999, Klosterkirche Rheinau; Schweizerische Kunstführer GSK; 4., ergänzte Auflage, 1999 (1. Aufl. 1978); Egg, Fotorar AG, 35 p.
- Gutscher, D., 1983, Das Grossmünster in Zürich. Eine baugeschichtliche Monographie; Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz, Bd. 5; Stäfa, Th. Gut & Co. Verlag, 253 p.
- Gutscher, D., 1995, Das Grossmünster; Schweizerische Kunstführer, Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte: Bern, Stämpfli + Cie AG, 19 p.
- Illig, H., 2001, Das erfundene Mittelalter. Hat Karl der Große je gelebt? Die größte Zeitfälschung der Geschichte., Econ Taschenbücher bei Ullstein, 453 p.
- Illig, H. / Anwander, G., 2002, Bayern und die Phantomzeit: Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie. I, II: Gräfelfing, Mantis Verlag, 957 p.
- Kaiser, R., 1995, Vom Früh- zum Hochmittelalter, in S.N.K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Zürich, p. 130-171.
- Kaiser, R., 1996, Castrum und Pfalz in Zürich: Ein Widerstreit des archäologischen Befundes und der schriftlichen Überlieferung?, in Frenske, L., ed., Pfalzen - Reichsgut - Königshöfe. Deutsche Königspfalzen. Bd. 4 Veröff. des Max-Planck-Inst. für Gesch. 11/4: Göttingen, p. 84-109
- Kindhauser, E., 2001, Fantômas Karl, Weltwoche: Zürich, p. 2; 4.1.2001
- Kläui, P., 1954, Von der Ausbreitung des Christentums zwischen Untersee und oberem Zürichsee im 7. Jahrhundert: Zürich
- Pfister, C., 1999, Zur langen Baugeschichte des Mittelalters. Kritik an der überlieferten Chronologie und Versuch einer Neubestimmung: Zeiteinsparungen, v. 11 (1), p.



- Rey, T., Amrein, H., Treichler, H. (Redaktion) et al., 2000, Vergangenheit im Boden vom Anfang bis 800. Begleitheft zur archäologischen Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich: Zürich, Verlag Karl Schwegler AG, 250 p.
- Schneider, J.E., 1992, Zürich, in Die Stadt um 1300. Stadtarchäologie in Baden-Württemberg und in der Nordostschweiz. Ausstell.kat. Zürich u. Stuttgart, p. 69-91
- Schneider, J.E., 1995, Städtegründungen und Stadtentwicklung, in S.N.K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Zürich, Werd Verlag, p. 241-268.
- Schneider, J.E., Gutscher, D., Etter, H., und Hanser, J., 1982, Der Münsterhof in Zürich. Bericht über die vom städtischen Büro für Archäologie durchgeführten Stadtkernforschungen 1977/78, Teile I und II: Olten, 418 p.
- Schneider, J.E., und Hanser, J., 1988, Archäologie und Baugeschichte, in Etter, H.F., Baur, U., Hanser, J., und Schneider, J.E., eds., Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula. Legenden, Reliquien, Geschichte und ihre Botschaft im Licht der modernen Forschung: Egg, Fotorar AG, p. 47-62.
- Schneider, J.E., und Nievergelt, D., 2003, Wasserkirche und Helmhaus in Zürich: Schweizerische Kunstführer, hrsg. v. d. Gesellsch. für Schweizer. Kunstgesch., Bern; 2. unveränderte Aufl. (1. Aufl. 1988), 35 p.
- Speich, K., und Schläpfer, H.R., 1978, Kirchen und Klöster in der Schweiz: Zürich, Ex Libris, 344 p.
- Spillmann, J. H., i.V., Beiträge zur Phantomzeittheorie: Ein Blick auf das südliche Alemannien mit besonderer Berücksichtigung des oberen Zürichseegebietes und der Zürcher Landschaft; unpubl. Manuskript in Vorb.
- Valentin, V., 1951, Weltgeschichte bis zu den Religionskriegen. Völker · Männer · Ideen. 1. Band: Köln, Berlin, Kiepenheuer und Witsch Verlag, 543 p.
- Verhulst, A. E., 2002, The Carolingian Economy: Cambridge, Cambridge University Press, 160 p.
- Vogelsanger, P., 1994, Zürich und sein Fraumünster. Eine elfhundertjährige Geschichte (853-1956): Zürich, Verlag NZZ, 534 p.
- Widmer, S., 1976a, Zürich - eine Kulturgeschichte: Band 2. Mönch und Ritter: Zürich München, Artemis Verlag, 95 p.
- Widmer, S., 1976b, Zürich - eine Kulturgeschichte: Band 3. Arme Schwestern - adlige Herren: Zürich, Artemis Verlag, 98 p.
- Widmer, S. 1977, Zürich - eine Kulturgeschichte: Band 5. Fromme Ketzer: Zürich & München, Artemis Verlag, 104 p.
- Wild, D., 2004, Stadtmauern. Ein neues Bild der Stadtbefestigungen Zürichs: Zürich, 56 p.
- Windler, R., 1995, Von der Spätantike zum Frühmittelalter, in S.N.K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Zürich, Werd Verlag, p. 109-129.
- Windler, R., 1996, Land und Leute - zur Geschichte der Besiedlung und Bevölkerung, in Furger, A., ed., Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter: Archäologie und Geschichte des 4. bis 9. Jahrhunderts: Zürich, Verlag NZZ, p. 127-173.
- Ziegler, P., 2001, Besiedlungs- und Nutzungsgeschichte bis zur Industrialisierung, in Nievergelt, B., und Wildermuth, H., eds., Eine Landschaft und ihr Leben: das Zür-

cher Oberland: Vom Tierhag zum Volkiland, Volume 30: Zürcher Hochschulforum: Zürich, vdf, Hochsch.-Verl. an der ETH, p. 66-92.  
Zürcher, A., Eberschweiler, B., Gubler, B.A., et. al., eds., 1993, Eine Ahnung von den Ahnen - Archäologische Entdeckungsreise ins Zürcher Oberland: Wetzikon, Buchverlag Druckerei, 192 p.

### Verdankungen

Der Verfasser dankt Herrn Prof. Dr. Albino Behrens für einige wertvolle Hinweise zu einer früheren Fassung des Textes, Herrn Dr. Bruno Schmid für die Erlaubnis für die Benutzung der Paul Kläui-Bibliothek in Uster und freundliche Hilfe bei der Literaturbeschaffung, nicht zuletzt der Stadt Wädenswil für die Benutzung der Bibliothek „Dokumentationsstelle Oberer Zürichsee“

John H. Spillmann, Dipl. Bot., CH-8444 Bäretswil, Glärnischstr. 10,  
(vorliegende Fassung abgeschlossen am 5. Mai 2004)

### Korrigenda zu dem Artikel "Helium lässt die Geochronologie wanken"

[ZS 1/2004 S. 227-241] von John H. Spillmann

Beim Abgleich des überarbeiteten Textentwurfs zwischen Autor und Redaktion haben sich leider ungebührlich viele Fehler eingeschlichen, die wie folgt zu korrigieren sind. Die Leserinnen und Leser werden um Entschuldigung gebeten.

S. 229, mittl. Abschn., 6. Zeile v.u. Statt:  $4\text{He}$  richtig:  $^4\text{He}$

S. 230, 11. Zeile v.u. Statt:  $151^\circ\text{C}$  richtig:  $105^\circ\text{C}$

S. 231, 11./12. Zeile. Statt: radiogenetischem richtig: radiogenem

S. 232, 6. Zeile von u. Statt:  $1.42 \times 10^{-17} \text{ cm}^2/\text{s}$  richtig:  $1,42 \times 10^{-17} \text{ cm}^2/\text{s}$

S. 233, mittl. Abschn., letzte Z. Statt: 1.44 richtig: 1,44 [Milliarden Jahre]

S. 234, mittl. Abschn., 10. Zeile. Statt: 0.1-0.5 pmc richtig: 0,1-0,5 pmc

S. 236, 3. Zeile v.u. Statt: Blöss 2003] richtig: Blöss/Niemitz 2003]

S. 238, Endnote 4), 4. und 6. Zeile. Statt jeweils: 10-17 und 10-16 richtig jeweils:  $10^{-17}$  und  $10^{-16}$  [ $\text{cm}^2/\text{sec}$ .]

S. 239, Endnote 6), 5. Zeile. Statt:  $3 \times 10$  bis  $3 \times 11$  richtig:  $3 \times 10^{-11}$

S. 240. Das Buch von Blöss/Niemitz trägt den Obertitel: C14-Crash

S. 240. Beim Buch von Gentry et al. statt: MyBay richtig: McBay

# Wikinger am Rhein – oder doch nicht?

Fabian Fritzsche

Seit dem 1. Juli kann im Rheinischen Landesmuseum Bonn die Ausstellung *Wikinger am Rhein* bestaunt werden. Ziel der Exposition ist es, über die Aktivitäten der Nordeuropäer im Gebiet von Rhein und Maas zwischen 800 und 1000 zu informieren [Katalog, 7].

Nachdem vom Autor erst kürzlich das Fehlen von Wikingerartefakten gerade auch im Rheinland beklagt wurde [Fritzsche, 167], sollte der Besucher hier also die vermissten Belege für die Anwesenheit der Nordmänner am Rhein finden. Doch bereits in der Einleitung des Ausstellungskataloges wird eingeräumt, dass

„die Wikinger an den deutschen Flussläufen von Rhein und Mosel **keine Hinterlassenschaften** zurückgelassen [haben], es gibt kaum archäologische Funde, die nach Skandinavien weisen, und keine Ausgrabungen, auch nicht am Kölner Neumarkt haben sich bislang direkt und unzweifelhaft mit den Wikingern verbinden lassen.“ [Katalog, 8; vgl. dazu auch Illig, 2000, 286; Hvhg. FF].

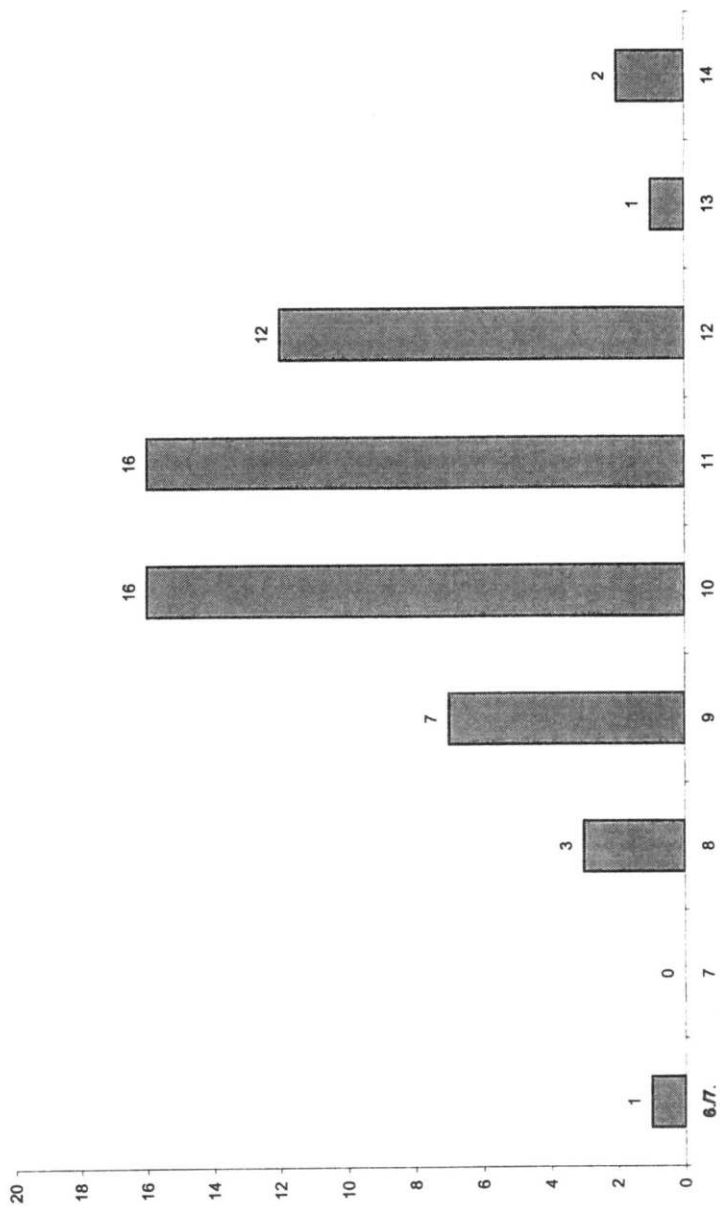
Doch ganz anders soll die Situation jenseits der niederländischen Grenze aussehen, wo etliche Schatzfunde aus der Wikingerzeit und

„zuletzt auch die auf 882 datierbaren schaurigen Überreste eines Wikingerüberfalls in Zuthpen an der Ijssel [...] in spektakulärer Weise auf die einstmalige Präsenz der Piraten aus dem Norden hin[weisen].“ [ebd.]

Das Fehlen entsprechender Funde auf deutschem Boden wird zugleich als Zufall erklärt [ebd.].

Doch bei einem Gang durch die Ausstellung sucht man dann nicht nur Wikingerfunde aus den deutschen Rheinland vergeblich; auch die „spektakulären“ Funde aus Zuthpen und die anderen angeblich so zahlreichen Objekte aus den Niederlanden erweisen sich als herbe Enttäuschung. So befindet sich unter den Funden aus Zuthpen kein einziger, welcher den Wikingern zugeschrieben wird.

Insgesamt präsentiert der Katalog 188 originale Artefakte. (Die Zahl muss nicht der Ausstellung entsprechen, weil der Katalog zusätzliche Objekte zeigt.) Davon sind jedoch lediglich 80 skandinavischen Ursprungs; bei den restlichen 108 Exponaten handelt es sich vorwiegend um angeblich karolingische. Von diesen 80 Objekten wurden wiederum mindestens 61 in Wikingersiedlungen respektive Gräbern in Skandinavien oder Haithabu gefunden. Während bei 4 Ausstellungsstücken der Herstellungsort unbekannt ist, können



Häufigkeitsverteilung der Artefakte im Ausstellungskatalog über die Jahrhunderte

lediglich 15 Exponate als Wikingerfunde vom Rhein gelten. Dies entspricht einem Anteil von 8% aller Exponate!

Aber auch diese geringe Zahl ist noch kein Beweis für Wikingerüberfälle. 12 der 15 Funde wurden in der „Handelsmetropole“ Dorestad gemacht, darunter ein „Toilettenset“ [!], eine Pinzette und ein medizinisches Gerät. Harald Eggebrecht [2004] staunt als Rezensent:

“Umso überraschender, dass die nordischen Schlagetote sehr viel von Körperpflege und Hygiene hielten. So zierliche Gerätschaften wie Käme, Pinzetten, Scheren, Ohrlöffel und Ähnliches trugen die Haudegen am Gürtel.”

Von den drei Exponaten mit Fundort „Rheinland“ und skandinavischer Herkunft wird außerdem eines auf 950–1050 datiert, eines bleibt ohne Datierung und beim dritten lautet die Angabe 850–900. Lediglich dieses eine könnte also unter Umständen für eine Anwesenheit von Normannen im (deutschen) Rheinland im 9. Jh. und damit innerhalb der Phantomzeit sprechen. Bei keinem der 15 Stücke handelt es sich allerdings um Militaria wie Schwerter, Lanzen- oder Pfeilspitzen. Insofern muss der Archäologe diese angeblich doch so blutrünstigen Angriffe unter einem anderen Licht sehen.

Die Ausstellung *Wikinger am Rhein* hat also ihr Thema verfehlt und bestätigt die These, dass die Wikingerüberfälle des 9. Jhs. auf deutsche Städte und Klöster nie stattgefunden haben.

#### Literatur

Eggebrecht, Harald (2004): Nordmänner greifen an. Das Rheinische Landesmuseum in Bonn spürt den “Wikigern am Rhein” nach; in: Süddeutsche Zeitung, München, vom 2.8.04

Fritzsche, F. (2004): Wikinger in Deutschland, in: ZS 16 (1), 152-169

Illig, H. (2000): Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen, in: ZS 12 (2), 281-295

Willemsen, A. (2004): Wikinger am Rhein. Katalog zur Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn vom 01.07.2004 – 17.10.2004

Fabian Fritzsche, 44263 Dortmund, Seydlitzstr. 21, fabian308@arcor.de

# Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust

Ein Anstoß von Henning Heinsohn, weiter erforscht von  
Gerhard Anwander, geschrieben von Heribert Illig

Das schwedische Königreich wird derzeit von Carl XVI. Gustav und seiner allseits geliebten Gemahlin Silvia regiert. Die Wurzeln dieser Monarchie reichen jedoch weiter zurück, als selbst die Schweden denken. Wenn wir nur die Karle beachten, so begegnen wir ihnen bis zurück ins 12. Jh.

- Karl XVI. Gustav (Bernadotte), 1973 –
- Karl XV. (Bernadotte), 1859 – 1872
- Karl XIV. (Bernadotte), 1818 – 1844
- Karl XIII. (Hollstein-Gottorp), 1809 – 1818
- Karl XII. (Wasa), 1697 – 1718
- Karl XI. (Wasa), 1660 – 1697
- Karl X. Gustav (Wasa), 1654 – 1660
- Karl IX. (Wasa), 1604 – 1611
- Karl VIII. Knutsson, 1448 – 1457, 1464 – 1465 und 1467 – 1470
- Karl VII. Severkersson, 1156/60 – 1167

Davor gab es noch zwei Geschlechter, bei denen exakte Jahreszahlen sich mählich verlieren.

## Stenkil-Geschlecht:

- Inge II., 1118 – 1130
- Philipp, 1112 – 1118
  - Blot Sven, um 1080/90
  - Halstan, um 1080
- Inge I. um 1080 – um 1112
- Stenkil, um 1060 – um 1066

## Ynglinge:

- Emund III. Slemme (= d. Schlimme), um 1050 – 1056
- Anund Jakob, um 1021/22 – um 1050
- Olaf II. Schoßkönig, um 994 – 1012/22
- Erich VII. d. Siegreiche, um 950 – um 994
- Björn der Alte um 900 – um 950.

Verwunderlicherweise werden selbst im ältesten Geschlecht bereits Ordnungszahlen notwendig, die im Falle von Erich dem Siegreichen je nach Tra-

dition mit VI. oder VII. bereits hoch ausfallen. Der gesunde Menschenverstand würde davor weitere Könige mit den Namen Erich, E(d)mund oder Olaf vermuten. Das trifft selbstredend auch auf die Karle zu, denn ihr erster Vertreter trägt im 12. Jh. bereits die Ordnungszahl VII. Wo finden wir all diese Vorgänger?

Henning Heinsohn hat das Rätsel mitsamt einer Lösung entdeckt, indem er den alten *Meyers* von 1906 [Bd. 11] aufgeschlagen und unter dem Stichwort *Karl* eine knappe, aber deutliche Auskunft gefunden hat:

“[**Könige von Schweden.**] 61) K[arl] VII. (eigentlich K[arl] I., da die ersten sechs Karl eine Erfindung des schwedischen Chronisten Johannes Magni sind), gest. 1167 auf der Insel Wisingsö (Småland), seit 1156 Nachfolger seines Vaters Sverker in Götaland, 1161 auch zum König in Svealand gewählt, errichtete 1164 das Erzbistum Upsala. Sein Nebenbuhler Knut Erikson, Sohn Erichs des Heiligen, ermordete ihn. Sein Königsiegel ist das älteste in Schweden noch vorhandene.”

Im *Meyers* von 1939 hat sich der Eintrag weitgehend abgeschliffen: “Karl VII. Sverkersson (die ersten 6 K[arl] sind sagenhaft)”.

Da sind die Gelehrten also einem Schwindler aufgefressen, den sie so spät entlarvt haben, dass die Ordnungszahlen aller späteren Könige gleichen Namens nicht mehr umgestellt werden konnten. Wer war dieser ominöse *Johannes Magnus*, und wann trieb er sein Unwesen?

Es handelt sich bei ihm um einen römisch-katholischen Erzbischof und Historiker, der von 1488 bis 1544 gelebt hat. In Schweden geboren, wurde er zu einem der besten Gelehrten seiner Zeit. Doch als Konsequenz der Reformation musste er ins Exil. Papst Hadrian VI., sein früherer Lehrer, machte ihn zum Emissär für Skandinavien. Johannes Magnus, der eigentlich Johannes Store (= magnum, robustum) hieß, starb schließlich in Rom [E.B. online]

Friedrich Rühs hat in seiner *Welthistorie* von 1805 für den Bd. 63 das Vorwort “Über die Quellen und Hülfsmittel der schwedischen Geschichte” verfasst. Dort berichtet er auf S. 14, dass Johannes Store “in seiner geschäftlosen Einsamkeit den Beschluß” fasste,

“eine Geschichte zu schreiben, um in allen Ländern des Erdkreises den Ruhm seines Vaterlandes glänzend zu machen. Er selbst führte im 8.ten Capitel der Vorrede, S. 17, seine Quellen an; er erwähnt alte, in Steinen und Felsen geschnittene Gesänge, nicht wenige sehr alte Bücher, welche auf Glauben der upsalischen Priester in altgothischer Sprache und mit altgothischen Schriftzeichen aufgeschrieben sind und hier und dort zerstreut gefunden werden; er nennt auch den Erich von Upsala, den Saxo, und andere alte ausländische Schriftsteller. Seine Hauptquelle aber war, besonders in der ältern Geschichte, die bis auf Olof den Schooßkönig 557

gedruckte Folioseiten einnimmt, – sein Gehirn. Von ihm stammt die löbliche Gewohnheit, die schwedischen Könige vom Magog abzuleiten, eine Zeitrechnung, die bis ins Jahr 1750 in historischen Schriften, und noch im Jahr 1803 im schwedisch-pommerschen Staatskalender gefunden wird. Die erste sehr seltne Ausgabe seines Werks, Rom 1554, befindet sich in der academischen Bibliothek zu Greifswald, und ist von mir benutzt.”

**Friedrich Rühls** (1781–1820) war ab 1802 Privatdozent in Greifswald und damit schwedischer Untertan von König Gustav IV. Adolf, ab 1810 dann Professor in Berlin und später sogar Historiograph des Preußenstaates. Nachdem Greifswald 1815 preußisch geworden war, schrieb er sehr kritisch über die Schwedenzeit, gehörte er doch mittlerweile zum Kreis der Patrioten um Ernst Moritz Arndt und Friedrich Schleiermacher. Als Herausgeber der Edda, dessen Auswahl an Sagen sich bis heute behauptet hat [Krömmelbein] äußerte er sich noch vor den Gebrüdern Grimm über nordische Poesie und Mythologie, woraus der so gen. Edda-Streit entstand [F.R.].

Rühls hat also bereits erkannt, dass hier ein fruchtbarer Geist freien Platz innerhalb der Geschichte seines Landes mit fiktiven Namen und Taten gefüllt und dabei genug an Phantasie entwickelt hat, um 600 Seiten zu füllen. Das aufzuspüren war für ihn sicherlich nicht allzu schwer, hatte er doch bei August Ludwig von Schlözer in Göttingen studiert, bei jenem Mann, der schon den ältesten polnischen König angezweifelt hat (s.u.) [F.R.]. Das hat jedoch Rühls nicht gehindert, noch einmal die Fiktionen getreulich aufzulisten. Das liest sich dann fürs 8. und 9. Jh. ungefähr so:

|                                  |                             |
|----------------------------------|-----------------------------|
| 28 Harald Hildetän, Iwans Enkel  | 38 Erik IV.                 |
| 29 Randver, Halbbruder d. Harald | 39 Björn III.               |
| 30 Sigurd Ring                   | 40 Edmund I.                |
| 31 Eisten Beli, Haralds Sohn     | 41 Erik V.                  |
| 32 Ragnar Lodbrok, Sigurds Sohn  | 42 Olof I.                  |
| 33 Björn I. Eisenseits           | 43 Björn IV.                |
| 34 Erik II.                      | 44 Ring                     |
| 35 Refil                         | 45 Olof II.                 |
| 36. Erik III.                    | 46 Edmund II. der Schlimme  |
| 37. Björn II.                    | 47 Erik VI. der Siegreiche. |

Wir vermissen jedoch die uns besonders interessierenden Karle I bis VI. Da Rühls erst ab dem 6. Jh. Herrschernamen berichtet, etwa Adil, Eisten und Yngwer als die Nrn. 22–24 im 6. Jh., so könnte er das erste Halbdutzend Karle allenfalls als frühe Verbindungsglieder zwischen Magog und Adil aufgestellt haben.

Doch die selbe *Weltgeschichte*, für die Rühls geschrieben hat, berichtet uns noch eine weitere Königsliste für die Zeiten vor dem 10. Jh. Wir hören des-



halb nun auf Johann Salomo Semler, der im 30. Band [1766, §.185, S. 249f] bereits 30 Jahre früher Folgendes zusammengestellt hat:

“Die alte Historie von **Schweden** ist mit so vielen Fabeln, Ungereimtheiten und Zeitveränderungen vermengt, daß sie die beste Critik nicht entwickeln kan. Da indes die algemeinen Gesetze der Historie, die vom Exempel der besten Scribenten genommen worden, insonderheit aber unser Plan es erfordert, dem Ursprung jeglicher Nation so nahe zu kommen, als es die Umstände verstatten; so würden wir gar keine Entschuldigung verdienen, wenn wir den Lesern nicht mit einer Nachricht von den ersten schwedischen Monarchen dieneten, und eine solche Folge von Königen vorlegeten, wie wir sie in den noch vorhandenen Documenten finden. *Johannes Magnus, Joh. Gothus, Loccenius, Schwaning, Jacob Gislou, Saxo Grammaticus, Puffendorf* und viele andere Schriftsteller haben ordentliche Verzeichnisse von Königen mitgetheilet, die in den dunkelsten Zeiten regieret. Das sie aber unter sich selbst nicht einig sind, und sie ihr Zeugnis auf alte Legenden und Denkmale gründen, die ein jeglicher nach seinem Begriff ausgeleget, so müssen sie mit Vorsicht und mit einem gewissen Mistrauen gelesen werden. Der eine setzt zum Exempel den *Erich* an die Spitze der Monarchen [Fußnote: *Loccen*]; ein anderer geht bis auf vier Könige weiter zurück, und macht den *Erich* zum fünften schwedischen Fürsten [Fn: *Rudbeck. Atlant. tom. 2.*]; ein dritter waget sich um etliche Jahrhunderte tiefer in die Dunkelheit, und fänget die Reihe der Könige mit dem *Magog*, dem Sohn *Japhets* und Enkel des *Noah* an [Fn: *Schwaning Chron. Dan. p. 2.*]. Mit einem Worte, sie sind unter sich weder in Ansehung des Ursprungs der Monarchie, noch auch in Ansehung der Folge der Fürsten einig. Da es nun unmöglich ist, diese Verschiedenheiten aus einander zu setzen, so werden wir uns an die bewährtesten Geschichtsschreiber halten, und dieselben, so oft es die Gelegenheit gibt, mit andern vergleichen, und uns alle Mühe geben, aus der Widerwärtigkeit der Meinungen die Wahrheit hervorzuziehen.”

Gerade diese “bewährtesten Geschichtsschreiber” kommen darin überein, dass das alte Skandinavien anfänglich von mehreren Richtern regiert wurde, die durch die Stimme des Volkes auf Zeit gewählt worden waren. Dementsprechend war das Land geteilt. Nur unter *Erich* oder *Suenon* war die Teilung überwunden. Nach diesem *Erich* treten dann auf [ebd., 251]: *Udo, Alo, Othen, Carl* (der erste seines Namens), *Biorno*, dann *Gylfo, Humulf* (Humble), *Thor, Urber* und *Osten*.

“Der erste Fürst aber, von dem wir eine Art Historie haben, ist *Othen* oder *Odin*, der aus *Asien* nach *Scandinavien* gekommen seyn soll, wo er auf den Thron von *Schweden* gesetzt worden. Es wird ihm eine große Geschicklichkeit in der Magie zugeschrieben, und *Puffendorf* macht ihn

zum größten Helden seiner Zeit. Nachdem er durch den *Pompejus* aus *Asien* vertrieben worden, so öffnete er sich den Weg nach *Scandinavien* mit dem Schwert, besiegte die *Sachsen*, schlug den dänischen König *Lothar* zu verschiedenenmalen, und that verschiedene Feldzüge, davon aber die dänischen Geschichtsschreiber und *Loccenius* nichts melden. Es zeigt sich hier ein merklicher Fehler in der Zeitrechnung, den wir zu berichtigen unsere Zeit vergeblich anwenden würden."

Es folgen weitere Namen, die wir der Kuriosität halber [257] wiedergeben. *Niord, Frotho, Sigtrug, Suibdager* und *Asmud, Uffo, Hunding, Regner, Holward* (dieser bekriegte ausnahmsweise einmal die Russen, Esthländer, Finländer, Suabier und Curländer), *Hother, Roric (Roderich), Attilus, Hogmor* und *Hogrin, Alarich, Erich und Halden*. Es geht weiter mit *Siward, Erich, Halden, Unguin, Regnold, Asmund (Hamund)* und *Hacquin, Egil Aunif, Gothar, Adel, Ostan, Inguar, Asmund, Siward, Hirot, Ingel, Olaus Tra(e)telga* und *Carl*. Mit ihm tritt uns erst der zweite Karl entgegen, der aber offenbar nur regiert, um erschlagen zu werden.

"Des Königs Tod, die Flucht des vermuthlichen Erben und die Streifereien eines mächtigen Feindes trugen sehr vieles bey, den *Carl*, einen vornehmen schwedischen Herrn auf den Thron zu heben, welche Ehre er aber nur kurze Zeit genos. Dem *Regner*, Könige von *Dänemark*, war der Verlust eines so schätzbaren Königreichs unerträglich. Er forderte *Carl* zu einem Zweikampf heraus, und erlegte ihn; und durch diesen Sieg bemächtigte er sich der Krone *Schweden*, die er seinem Sohne *Bera* oder *Biorno* aufsetzte, den *Loccenius* den dritten dieses Namens und den ersten christlichen König von *Schweden* genennet hat." [ebd., 267]

"Alle Geschichtsschreiber, teutsche, schwedische und französische kommen darin überein, daß unter der Regierung des *Biorno* das Evangelium in *Schweden* von einem frommen Mönch *Ansgarius* geprediget worden, den *Ludwig* der Fromme, oder, wie *Loccenius* will, *Carl* der Grosse hierher geschicket. Nach Puffendorfs Bericht lief die erste Botschaft unglücklich ab" [ebd., 268].

Am großen Karl vorbei führt die Königsliste weiter über *Asmund, Olaus Trätelga* zu *Ingo* und *Erich Waderhead*. Dieser fünfte christliche Herrscher (ab 831) wird auch Erich *Weatherhead* genannt [Semler 1766, 269]:

"Alles, was von diesem Herrn gemeldet wird, klingt sehr fabelhaft. Er war ein großer Zauberer, und erhielt seinen Beinamen von dem erstaunlichen Einfluss, der er über das Wetter hatte, wenn er nur seinen Hut umkehrte."

Die Regentenliste führt weiter zu *Erich Seghersell*, der um 940 gestorben sein soll. Dessen Sohn *Erich Stenchi Milde* (oder der glücklich Geborne) führt nun neuerlich und diesmal nachdrücklich das Christentum ein, indem er

vom Hamburger Bischof zur Missionierung *Adelward* und *Stephanus* kommen lässt. Die Vornehmen des Landes lassen sich ebenfalls taufen, und Erich der Milde ließ den "schönen heidnischen Tempel zu *Upsal* niederreißen, die Götzenbilder zerbrechen und die Opfer bey härtester Leibesstrafe verbieten" [ebd., 270].

Nun wäre *Björn der Alte* zu erwarten, der heute die Ahnengalerie anführt. Stattdessen treten *Olaus Scotkonug*, *Asmund Kohlbrenner*, *Asmund Schlemme*, *Stenchil*, *Ingo* und schließlich *Halstan* auf, der 1064 gestorben sein soll und mit der ersten Jahreszahl ausgezeichnet worden ist.

Wenn wir Semlers Kuriositätenkabinett Revue passieren lassen, so können wir nur die Phantasie der früheren Skribenten bewundern. Sie rücken Erfindung und Faktum auf Hunderten von Seiten dicht zueinander, lassen zwei Karle auftauchen und damit viel zu wenige, sie projizieren die Christianisierung in die Zeit um 800 zurück und stellen klar, dass Geschichte und erfundene Geschichten wild durcheinander gehen. Insofern ist der Mut der Aufklärer zu bewundern, die ab circa 1750 zur Rodung in dieses Dickicht vorgezogen sind.

Der Vorgang ist für uns nicht mehr überraschend. Gunnar Heinsohn hat letztes Jahr Folgendes herausgefunden: Die Anfänge der polnischen Monarchie, sprich die ersten 13 Könige, sind Erfindung. Nachdem schon August Ludwig Schlözer im Jahre 1766 den ersten König, Lech I., als "Hirngespinnst" bezeichnet, erteilt König Stanislaw August Ponatowski (1764–1795) den Auftrag, die Wurzeln der Monarchie abzusichern. Der damit beauftragte Adam Naruszewicz will aber keine Märchen bestätigen, sondern eine wissenschaftlichen Standards gehorchende Analyse schreiben. Und so befördert er 1780 die ersten dreizehn Könige ins Reich der Fabeln und Märchen.

### **Anton Friedrich Büsching – erster Streicher polnischer Könige**

Wir können mittlerweile die Nichtung der ersten polnischen Könige sogar noch weiter zurückverfolgen. Der schon genannte Semler schreibt nämlich im 29. Band dieser rätselhaften *Weltgeschichte* (rätselhaft deshalb, weil immer von Gelehrten aus England die Rede ist, die diese Bände geschrieben hätten, doch ausschließlich deutsche Bearbeiter und in Wahrheit damit vielleicht die Urheber genannt werden) über Polen und bedauert, dass hier der Historiker sogar von den Gesängen und Fabeln der Barden im Stich gelassen werde:

"Polen fehlt es sogar an diesem schwachen Beistande; denn es war in diesem Land nicht üblich, herum irrende Meistersänger zu halten, und wir haben lediglich den benachbarten Staaten die unvollkommenen Nachrichten von der Folge der ersten polnischen Monarchen zu danken" [Semler 1765, 523].

In einer Fußnote teilt er [1765, 524] einen bekannten und doch überraschenden Befund mit:

“Der gelehrte teutsche Professor Büsching hat uns in seinem neuen geographischen System, welches er vor einiger Zeit herausgegeben, eine etwas anders lautende Nachricht vom Ursprung der Polaken mitgetheilet, und hat alle polnische Herzöge vor dem Piastus als fabelhaft verworfen, ob man wohl nicht ersiehet, aus was für einem Grunde er dieses gethan”

Mit Anton Friedrich (Friderich) Büsching begegnen wir einem weiteren Aufklärer (1724–1793), den Schlözer “einen der wichtigsten Männer des Jahrhunderts” genannt hat [Kirchner]. Er hat mehrere Werke über Geographie geschrieben. Das hier relevante dürfte sein: *Vorbereitung zur gründlichen und nützlichen Kenntniß der geographischen Beschaffenheit und Staatsverfassung der europaeischen Reiche und Republiken*“, Wien 1764.

Mit diesem Editionsdatum liegt Büsching deutlich vor Adam Naruszewicz, der die Bände seiner Polengeschichte ab 1780 veröffentlicht hat, und auch noch vor Schlözer, der sich 1766 gegen das “Hirngespinnst” Lech I. ausgesprochen hat.

Damit wird für uns ein weites Arbeitsgebiet sichtbar, das weitgehend vernachlässigt ist: Die geschichtskritischen Forschungen der Aufklärer des 18. Jahrhunderts.

### Fazit für Schwedens Regenten

Das Wissen um die Märchenkönige ist in Polen so gründlich ausgeradiert worden, dass heute sich kaum einer mehr erinnert, dass es ihrer früher mehr gegeben hat. Ähnlich scheint es in Schweden zu sein. Auch dort hat die Aufklärung reinen Tisch mit Fiktivherrschern gemacht: Ihrer 42 sind bei Rühs dem nüchternen Verstand zum Opfer gefallen. Und wir haben gesehen, dass Rühs gegen eine Art Hydra kämpfen musste: Jeder Historiograph entwickelte seine eigene Königsliste, wie dies etwa Semler getan hat, die nur einen ganz vagen und einen allzu rasch erledigten Karl enthält. Wir können deshalb davon ausgehen, dass auch Johannes Magnus eine eigene Königsliste gehabt hat, in der er großen Wert auf stattliche Karle gelegt hat, unbeirrt von anderen Schriftstellern.

Im Lichte dieser Erkenntnis ist es natürlich bedauerlich, dass die Aufklärung nicht auf Europas Mitte, Westen und Süden übergegriffen hat. Dann wäre auch hier das Phantom “Karl” so gründlich ausgeradiert, dass es von niemand mehr erinnert würde. So aber bleiben uns die widersinnigen fränkischen Karle, und wer sie ‘frevelnd’ in Frage stellt, dessen Gedanken werden als “irrsinnig” bezeichnet – so jüngst Prof. Dr. Karlheinz Blaschke [2004].

## Zitierte Literatur

- Blaschke, Karlheinz (2004): Über Wahrheit und Spekulationen. Ein Leserbrief; in: Der Sonntag, Nr. 16/2004 vom 18. April
- E.B. = Encyclopaedia Britannica Online -> Magnus, Johannes
- F.R. = Die Gesetzlose Gesellschaft zu Berlin. Gegründet in Berlin am 4. November 1809: Friedrich Rühs; [www.perce.de/gg./r/ruehs.phtml](http://www.perce.de/gg./r/ruehs.phtml)
- Heinsohn, Gunnar (2003): Die Streichung der polnischen 'Karolinger'. Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter; in: ZS 15 (1) 137-149
- Kirchner, Rudolf (o.J.): "Einer der wichtigsten Männer des Jahrhunderts"  
[www.luise-berlin.de/Lesezei/Blz00\\_12/text14.htm](http://www.luise-berlin.de/Lesezei/Blz00_12/text14.htm)
- Krömmelbein, Thomas (1993): Rezension. Arthur Häny, Herausgeber und Übersetzer. Snorri Sturluson, 'Prosa-Edda': Altisländische Göttergeschichten; unter [//userpage.fu-berlin.de/~alvismal/2arthur.pdf](http://userpage.fu-berlin.de/~alvismal/2arthur.pdf)
- Matz, Klaus-Jürgen (<sup>5</sup>2001): Wer regierte wann?; München
- Meyers Großes Konversations-Lexikon in 20 Bänden (<sup>6</sup>1905-1909); Leipzig
- Meyers Lexikon (<sup>8</sup>1939), sechster Band; Leipzig
- Rühs, Friedrich D. (1803): Über die Quellen und Hülfsmittel der schwedischen Geschichte" als Vorwort zu Band 63 seiner *Welthistorie*; Halle
- Semler, Johann Salomo (Hg., 1765): Uebersetzung der Allgemeinen Welthistorie die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. Dreißigster Theil. Unter der Aufsicht und mit einer Vorrede herausgegeben von J.S.S.; Halle [= Polen]
- (Hg., 1766): Uebersetzung der Allgemeinen Welthistorie die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. Neunundzwanzigster Theil. Unter der Aufsicht und mit einer Vorrede herausgegeben von J.S.S.; Halle [= Schweden]

Gerhard Anwander, 81249 München, Schwojerstr. 38

# Aegidius – ein seltsamer Heiliger

Andreas Birken

Saint Gilles nennen die Franzosen den hl. Aegidius. Nach ihm benannt ist ein kleines südfranzösisches Städtchen am Rande der Camargue, das heute – wie manch anderes Städtchen dieser Art – überwiegend von arbeitslosen Arabern bewohnt ist. Aber es hat eine große Vergangenheit. Noch der Meyer von 1897 weiß zu berichten:

“**Saint-Gilles** (sprich *fäng-schill*), Stadt im franz. Depart. Gard, Arrond. Nîmes, am Kanal von Beaucaire, nahe dem Petit Rhône, über welchen eine Hängebrücke nach der Insel Camargue führt, an der Lyoner Bahn, hat eine romanische, 1116 begonnene Abteikirche mit schöner Portalanlage, berühmter Wendeltreppe und einer Krypte, ein romanisches Presbyterium (12. Jahrh.), ein modernes gotisches Rathaus, ausgezeichneten Weinbau, Brantweinbrennerei, Ölgewinnung und (1891) 5094 Einw, S. ist die Vaterstadt des Papstes Clemens IV.”

Um Missverständnisse zu vermeiden: Bei dem Öl handelt es sich um Olivenöl. Heute ist Saint-Gilles vor allem wegen der erwähnten Portalanlage ein Touristenziel, denn sie hat im grünen Michelin zwei Sterne (“lohnt einen Umweg”). Dieser Führer sagt, die Fassade habe die romanische Skulptur in der Provence und im Rhônetal erheblich beeinflusst. Leider hat man den Figuren der Fassade im Zuge der französischen Revolution zwecks Klärung der Herrschaftsverhältnisse die Köpfe abgeschlagen.

Über die Entstehung des Kloster, von dem im übrigen außer Fassade, Wendeltreppe und Krypta wenig erhalten ist, wird im Guide unter der Überschrift “der Eremit und die Hindin” berichtet [alle Übersetzungen A.B.]:

“Ungefähr im 8. Jahrhundert wurde Saint Gilles, der in Griechenland lebte, von der Gnade ergriffen und verteilte seine Güter unter die Armen. Er stach mit einem Schiff in See, das ihn – dem Spiel der Wellen ausgeliefert – in die Provence führte. Dort lebte er als Einsiedler in einer Höhle. Eine Hirschkuh säugte ihn. Sie wurde eines Tages von einem vornehmen Herrn verfolgt und suchte Zuflucht bei ihrem Meister. Der Pfeil, den der Jäger abschoss, wurde von dem Eremiten im Flug aufgehalten. Der Herr beschloss, an dieser Stelle ein Kloster zu gründen, um den Wundertäter zu ehren. Saint Gilles begab sich nach Rom, um die Gründung zu melden. Der Papst machte ihm zwei geschnitzte Portale zum Geschenk, die der Eremit in den Tiber warf. Sie schwammen zum Meer und die Petit Rhône hinauf und erreichten die Höhle gleichzeitig mit dem Eremiten.”

So ungefähr dürfen wir uns auch vorstellen, dass die Pfalzkapelle zu Aachen etwa zur gleichen Zeit zu ihren Portalen kam. Dass Bronze schwerer ist als Wasser, ist wundertechisch betrachtet kein Hindernis. Die Version der Geschichte, die der Guide bringt, ist nun allerdings nur eine Kurzfassung. Im Städtchen Saint-Gilles gibt es – derzeit noch – außer den arbeitslosen Arabern auch einen umständehalber wenig ausgelasteten katholischen Geistlichen. Der hat zum Thema zwei Flugblätter erarbeitet und in der Kirche ausgelegt. Das eine erzählt die Geschichte eines Heiligen namens Gilles:

“Man weiß über das Leben des hl. Gilles nichts Sicheres: Die christliche Überlieferung lehrt uns, dass hier, etwa im 8. Jahrhundert, eine heilige Persönlichkeit das Evangelium so beispielhaft gelebt hat, dass ihre Zeitgenossen ihn zu einem Heiligen gemacht haben, dessen Kult im Mittelalter sehr bedeutend war. Er ist der Ursprung der großen Benediktinerabtei und diese jener der heutigen Stadt.

Die Persönlichkeit, die die Überlieferung Gilles (Ägidius) nennt, stammte vermutlich aus Griechenland und war von vornehmer Familie. Nachdem er seine Besitztümer an die Armen verteilt hatte, ging er nach Arles, dann zog er sich für einige Zeit zurück in die Nähe von St.-Vérédème in der Schlucht des Gardon. Man fand ihn auch in Nutria im spanischen Katalonien. Dort schnitzte er für die Hirten eine Madonna, und sein Kult ist dort heute noch sehr lebendig. Schließlich zog er sich in einen Wald bei Nîmes zurück und lebte als Eremit. Dort entdeckte ihn König Wamba, der ihn verwundete, weil er die Hirschkuh beschützte, die ihn mit ihrer Milch ernährte hatte. Auf Verlangen seiner Schüler und des Königs gründete Gilles ein Kloster unter der Jurisdiktion von Rom, das den hl. Peter und Paul geweiht wurde.

Sein Grab und die zahlreichen Wundergeschichten, die sich darum ranken, wurden ein bedeutendes Pilgerziel, das wichtigste nach Rom und Jerusalem – und bis ins 11. Jh. sogar wichtiger als Santiago de Compostela. Krypta und Basilika sind imposante Monumente, die der christliche Glaube dieser Zeit errichtet hat.

Die Kriege gegen die Katharer, die religiösen Wirren des 16. Jh. und die Revolution von 1789 machten Monumenten und Pilgerfahrt ein Ende. Heute gibt es nur noch die Krypta, das Portal und eine Rumpfkirche. Aber es gibt heute vor allem auch eine sehr lebendige christliche Gemeinde, und immer mehr Pilger finden sich am Grab des großen Saint Gilles ein, dessen Verehrung heute sehr aktuell ist: Dieser Ort des Friedens und des Glaubens lädt zur Sammlung, Besinnung und zum Gebet.”

Wir merken uns hier: Obwohl der Ort vom 8. bis 11. Jh. das am meisten besuchte Pilgerziel nach Rom und Jerusalem war, gibt es keine Spur von Bauten aus dieser Periode. Auch die schwimmenden Portale sind nicht erhalten.

Aber vom Leben des hl. Ägidius gibt es noch viel interessantere Versionen. Ich fand sie im Internet im *Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon*:

“ÄGIDIUS, Heiliger, einer der 14 Nothelfer, gest. um 720. – Ä. war angeblich eine Zeitlang Einsiedler in der Provence und wurde dann Abt eines von ihm gegründeten Klosters, bei dem die nach ihm genannte Stadt St. Gilles bei Arles entstand. – Da die Urkunde Benedikts II. für sein Kloster vom 26. 4. 685 (nach Jaffe 2127) unecht ist, läßt sich nichts Sicheres über Ä. sagen. Seit dem 9. Jahrhundert wird er als Heiliger verehrt und ist Patron der stillenden Mütter, weil in der Einöde ihm eine Hirschkuh Milch gespendet hat, wie die Legende erzählt, die aber auf den Namen des Heiligen (griech. aix - Hirschkuh) zurückgeht. - Fest 1. September.”

Hübsche Details kennt auch ein französischer Heiligenkalender [kyberco]:

“Fast die gesamte Geschichte des hl. Gilles ist legendär. Geboren in Athen, begab er sich zuerst nach Rom, und zog sich dann in einen Wald in der Nähe von Nîmes zurück. Er führte das Leben eines Eremiten und ernährte sich von der Milch einer zahmen Hirschkuh. Während einer Jagdpartie wurden die Hirschkuh und der hl. Gilles von einem König verwundet. Um Vergebung zu erlangen ließ der König ein Kloster bauen, dessen Abt Gilles wurde.

So beschreibt die Legende die Gründung der Abtei Saint-Gilles-du-Gard, einem sehr bedeutenden Pilgerziel auf der Route nach Santiago de Compostela (Weg von Arles). Vor dem Bau von Aigues-Mortes war dies der wichtigste Einschiffungshafen zum Heiligen Land.

Nachdem der hl. Gilles Abt geworden war, beriet er den Papst und die Könige. Die Legende erzählt, dass Karl Martell (oder Karl der Große, je nach Version) zu Saint Gilles gekommen sei, um die Sünde des Inzests zu beichten, die er mit seiner Schwester begangen hatte. Während St. Gilles die Messe las, entfaltete ein Engel über dem Altar ein Pergament, das die Sünde berichtete, aber je mehr Saint Gilles betete, desto mehr verblasste der Text.

Während des ganzen Mittelalters ist dieser Heilige vor allem wegen der Vergebung der Sünden angerufen worden.”

Für die Version mit Karl dem Großen als Sünder zeugt eindeutig die Abbildung der Beichtszene auf dem Karlsschrein zu Aachen, in dem seit 1215 die Gebeine des Kollegen im Heiligenstand ruhen.

Apropos Gebeine: Nicht nur dem hochberühmten Kaiser Karl ist das Wunder widerfahren, dass sein Grab unmittelbar nach seiner Bestattung in Vergessenheit geriet, auch Ägidius wurde eines solchen teilhaftig. Obwohl man ja direkt über seinem Grab eine große Abteikirche errichtete – und einige Jahrhunderte später noch eine zweite mit einer ebenso großen Krypta –, blieb



sein Grab bis ins 19. Jh. verschwunden! Das zweite Flugblatt des Pfarrers von Saint-Gilles unterrichtet uns:

“Ihr Bau wurde am Ende des 11. Jahrhunderts begonnen. Sie ist 50 m lang und 25 m breit, eine große Unterkirche (man hat hier eine Abteikirche auf zwei Ebenen), die in der Lage war, die Menge der Pilger aufzunehmen, die kamen, um am Grab des hl. Gilles zu beten...

Die Krypta ist heute wie im Mittelalter der Mittelpunkt des Kultes des hl. Gilles. Sie birgt in der Tat den Sarkophag des Heiligen, den 1865 Abbé Goubier wiederentdeckt hat und der die Aufschrift trägt:

IN H TML QI  
C B AEGD

Das heißt: ‘In hoc tumulo quiescit corpus beati Aegidii’ (in diesem Grab ruht der Körper des seligen Ägidius) ...

Bemerkenswert sind ferner im südlichen Seitenschiff die 1220 gebaute ‘Treppe der Äbte’, die die beiden Kirchen verbindet; das Grab des päpstlichen Legaten Pierre de Castelnau, der 1208 ermordet wurde und dessen Ermordung als Vorwand für den Kreuzzug gegen die Albigenser diente...

Auf einem südlichen Strebepfeiler außerhalb der Krypta findet sich die Inschrift: ANNO DOMINI MCXVI HOC TEMPLUM SANCTI AEGIDII AEDIFICARI CAPIT MENSE FERIA II IN OCTAVO PASCE, was heißt: Die Erbauung des Saint Gilles geweihten Tempels begann im Monat April 1116 am Pfingstmontag. Diese Inschrift erinnert ohne Zweifel an die Wiederaufnahme der Arbeiten.”

Die letzte Bemerkung ist ein typischer Kunstgriff der traditionellen Geschichtsschreibung, mit dem unpassende zeitnahe archäologische Befunde passend gemacht werden. Auf diese Weise wandert der Bau vom 12. ins 11. Jh. Bevor wir eine Synthese der disparaten Lebensdaten des Heiligen versuchen, wollen wir noch einen Blick in den *Meyer* werfen und über die Geschichte seines Geburtsortes Athen unterrichten:

“Nachdem es 267 von den Goten eingenommen worden, welche Dexippos wieder vertrieb, eroberte Alarich 395 die Stadt. Er behandelte sie schonend, aber mit dem sinkenden Heidentum schwand auch Athens geistige Bedeutung. Kaiser Justinian I. schloß 529 die Universität, und seitdem versank A. in völlige Vergessenheit.

In den Zeiten der Völkerwanderung drangen barbarische Horden in Attika ein; Albanesen ließen sich in großer Zahl dauernd nieder. Die Stadt verödete und beschränkte sich auch in räumlicher Ausdehnung mehr und mehr. Der Name trat erst im 13. Jahrh., zur Zeit des lateinischen Kaisertums, wieder hervor...”

Wir können nun zusammenfassen: Der hl. Ägidius stammte aus einer vornehmen griechischen Familie, die in der Mitte des 7. Jhs. in einem ansonsten trostlosen, von albanesischen Hirten bevölkerten Flecken namens Athen lebte. Ägidius wurde von der Gnade Gottes ergriffen und verschenkte seine offenbar beträchtlichen Besitztümer an die albanesischen Hirten, bestieg ein Schiff und ließ sich treiben. Auf diese Weise gelangte er durch die Meerenge von Messina schließlich tiberaufwärts nach Rom, andere sagen rhôneaufwärts nach Arles. Schon im Jahre 40 waren so die heiligen Marien in die Provence nach Saintes-Maries-de-la-Mer gelangt.

In Rom oder Arles (Arelatum) beschloss der vornehme Byzantiner Katholik zu werden und die westgotischen Arianer zum rechten Glauben zu bekehren. Zu diesem Zweck schnitzte er einigen Hirten in Katalonien eine Madonna. Nachdem er des Hirtenlebens überdrüssig geworden war, beschloss er Eremit zu werden und bezog eine Höhle in einer Schlucht in der Nähe von Nemausus in Septimanie, das damals zum Westgotenreich gehörte. Seine Ernährung sicherte er durch Zähmung einer Hirschkuh, die er täglich molk. Eines Tages jagte der Westgotenkönig Wamba (672–680) in den Wäldern von Nemausus. Frevelhafterweise schoss der König auf des Ägidius' Hindin; und obwohl es diesem gelang, den Pfeil in der Luft aufzuhalten, wurden beide verwundet. Zur Buße gründete der König ein Kloster, unterstellte es Rom – obwohl er Arianer war – und machte Ägidius zu dessen Abt. Der angehende Heilige zog nach Rom, um den Tatbestand zu melden. Papst Benedikt II. (684/85) schenkte ihm zwei geschnitzte Türen für seine Abteikirche, die auf dem damals üblichen Weg transportiert wurden, indem man sie in den Tiber warf und den Wellen überließ.

Nachdem durch diesen Vorfall sein Heiligenstatus eindeutig geklärt war, wurde Ägidius Berater von Päpsten und Königen im In- und Ausland. Am allernötigsten hatten seinen Beistand die bekanntermaßen größten Sünder der Zeit, die fränkischen Karolinger. Diese trieben es nämlich mit ihren jeweiligen Schwestern. Ägidius konnte die Sache bereinigen, indem er so heftig betete, dass dem Racheengel das Beweismaterial in der Hand verblasste. Nicht geklärt werden konnte, ob der Sünder Karl Martell (Hausmeier 714–741) oder Karl Magnus (König 768–814) war. Für den Ersten spricht, dass Ägidius († 720) damals noch lebte, für den Zweiten die archäologische Evidenz des Karlsschreins aus dem 13. Jh. Wundertechnisch betrachtet, ist gegen die zweite Annahme nichts einzuwenden.

Was lehrt uns diese konfuse Geschichte bezüglich Illigs Mittelalterthese? Sie lehrt uns, dass nie ein professioneller Geschichtsfälscher eine Vita des Ägidius verfasst hat, weil Person und Stadt Saint Gilles weit außerhalb der Interessensphäre der Täter, abseits der "Achse der Lügner" Saint-Denis – Prüm – Freising lag. Saint-Gilles, am rechten Ufer der Rhône gelegen,

gehörte nicht zum Heiligen Römischen Reich, dessen Grenze der Fluss während des Mittelalters bildete, war also nicht vom Investiturstreit und dem Wormser Konkordat betroffen, deren kirchen- und besitzrechtlichen Probleme die Fälschungswelle ausgelöst haben. Die heute Langue d'Oc und im Hochmittelalter Gothien genannte Region zwischen Rhône und Pyrenäen gehörte vor den Albigenserkriegen nicht zum Machtbereich des Königs von Frankreich, der erst 1226 seine Hand auf Nîmes legen konnte. Die Legende vom hl. Ägidius hat ihre Wurzel also ausschließlich in der Volksfrömmigkeit. Ob dabei das Bild von der Hindin (griechisch: Aix) zum Namen führte oder umgekehrt, ist gleichgültig.

Ikographisch jedenfalls wird Ägidius ausgewiesen durch die Hirschkuh, das Abtskreuz und manchmal durch Lilien. Lilien deshalb, weil die Lilie auf Italienisch giglio heißt und der Heilige Gilio.

Was den 1865 entdeckten Sarkophag betrifft, so kann die Inschrift B AEGD manches bedeuten und irgendwann fabriziert worden sein. Der Fund jedenfalls ereignete sich in einer Zeit, in der nach Revolution und verschiedenen Phasen antiklerikaler Politik die katholische Kirche Frankreichs wieder über einige ihrer Güter verfügte und daran gehen konnte, das öffentlich religiöse Leben wieder zu beleben, wobei der Aufbau einer Pilgerstätte nützliche Dienste leisten konnte.

#### Quellen

Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon: [www.bautz.de/bbkl/aegidius](http://www.bautz.de/bbkl/aegidius):

kyberco = [www.kyberco.com/Rotasolis/gilles](http://www.kyberco.com/Rotasolis/gilles)

Meyer's Konversations-Lexikon (1897), Leipzig · Wien

Michelin: Provence, Guide de Tourisme (2. Aufl., o.J.), Paris

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

# Die Weisheit des Esels

Herwig Brätz

*Ob das im Kern assoziative Verfahren zwingende Ergebnisse liefert, ob es überhaupt wissenschaftlich genannt werden kann?* [Illig, ZS 3/2003, 618]

Neue Verfahren stehen naturgemäß im Widerspruch zu gängigen Auffassungen von Wissenschaft. Wissenschaft jedoch ist, was „Wissen schafft“. Wissenschaft, die Erkenntnisse ablehnt, nur weil sie nicht auf der vorhandenen Literatur aufbauen, sondern auf einer Forschung 'vor Ort', beschränkt sich unnötig selbst. Was nichts weiter bezeugt, als dass zwischen der mittelalterlichen Idee von sieben freien Künsten und heutiger 'unfreier, kunstloser' Wissenschaft eine tiefe Verständnislücke klafft.

Für heutige Wissenschaft mag ein Esel ein Esel sein. Nicht so für unsere mittelalterlichen Vorfahren. Wer aufmerksam durch gotische Kirchen geschritten ist, wird ihn oft gesehen haben, denn der Esel war immer dabei: bei der Geburt Christi, bei der Flucht nach Ägypten und beim Eintritt nach Jerusalem. Er hat mehr gesehen als alle Menschen zusammen und weiß daher auch mehr. *Esels Welt* hat Ulrich Voigt sein Buch über die Kunst der Erinnerung, die Mnemotechnik genannt [ZS 3/2001, 554].

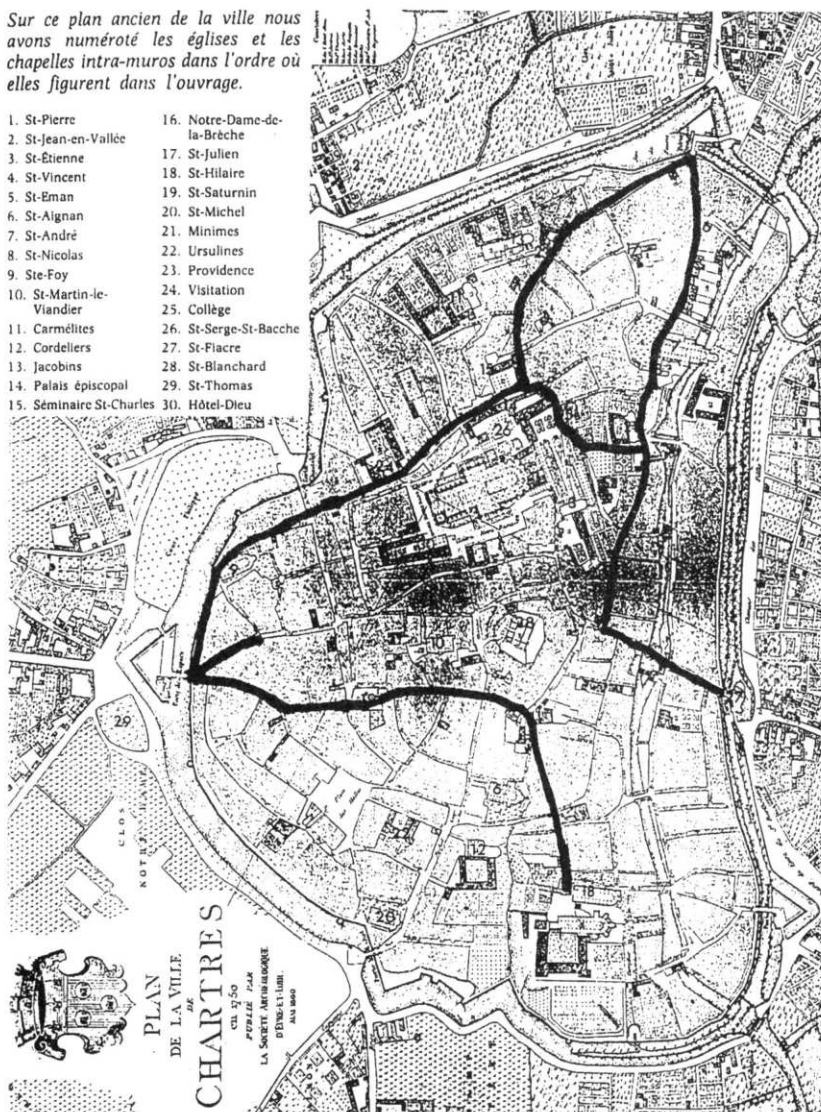
Zweifellos können die Bilder in den Grundrissen der Städte solche angeblichen Wissenschaften wie Geschichte, Theologie und Philologie in eine tiefe Krise stürzen. Als Hauptproblem wird sich wohl erweisen, dass die Urbanoglyphen Teil des Geheimwissens von aktiven Gruppierungen sind, denen an einer Publizierung nicht gelegen ist.

Um nicht nur Phrasen zu dreschen, sei noch ein anderer als der Erfurter Esel vorgestellt. Die französische Stadt Chartres ist für ihre Kathedrale berühmt, und Louis Charpentier hat mit seinem Buch über deren Geheimnisse [1966] einen Welterfolg gelandet. Er hat aber den von ihm so genannten „Modul der dritten Ordnung“ [1999, 178] nicht gefunden – zweifellos ehrt es ihn, dass er sich dazu bekannt hat. Er vermutete – zu Recht –, dass der Baumeister einen sichtbaren Schlüssel hinterlassen hat. Mir ist aber nicht bekannt, dass sich in den 38 Jahren seit Erscheinen des Buches jemand erfolgreich auf die Suche danach begeben hätte.

Die Analyse des Stadtgrundrisses von Chartres liefert einen Ansatz für jenes „dritte Maß“ und sie liefert auch den „Schlüssel“ zu dem „Königreich“, „in dem zwischen den Bewegungen von Erde und Kosmos Einklang herrscht“ [ebd., 179]. Die Baumeister sind auf Nummer sicher gegangen und haben meh-

Sur ce plan ancien de la ville nous avons numéroté les églises et les chapelles intra-muros dans l'ordre où elles figurent dans l'ouvrage.

- |                           |                             |
|---------------------------|-----------------------------|
| 1. St-Pierre              | 16. Notre-Dame-de-la-Brèche |
| 2. St-Jean-en-Vallée      | 17. St-Julien               |
| 3. St-Etienne             | 18. St-Hilaire              |
| 4. St-Vincent             | 19. St-Saturnin             |
| 5. St-Eman                | 20. St-Michel               |
| 6. St-Aignan              | 21. Minimes                 |
| 7. St-André               | 22. Ursulines               |
| 8. St-Nicolas             | 23. Providence              |
| 9. Ste-Foy                | 24. Visitation              |
| 10. St-Martin-le-Viardier | 25. Collège                 |
| 11. Carmélites            | 26. St-Serge-St-Bacche      |
| 12. Cordeliers            | 27. St-Flacré               |
| 13. Jacobins              | 28. St-Blanchard            |
| 14. Palais épiscopal      | 29. St-Thomas               |
| 15. Séminaire St-Charles  | 30. Hôtel-Dieu              |



Der Eselskopf im Grundriß von Chartres  
 (eingezeichnet von H. Brätz in eine Karte aus Lacour [9])



Der musizierende Esel am Südturm von Chartres

rere Schlüssel hinterlassen: Ein jedermann zugänglicher ist der musizierende Esel am Südturm der Kathedrale von Chartres. Er spielt das Hohe Lied, denn er hat alles gesehen: Die Kathedrale mit ihren 10.000 Figuren ist das Auge des Esels, dessen Kopf im Grundriss der Stadt verewigt ist. Natürlich muss, wer das Bild verstehen will, jetzt assoziieren – wer es unterlässt, wird nie die Weisheit des Esels ergründen können.

Ein Beispiel: Am 21. Juni versammeln sich in der Kathedrale von Chartres zahlreiche Leser des Buches von Charpentier, um zu beobachten, wie ein Lichtstrahl auf einen goldenen Nagel trifft. In diesem Jahr (2004) schien die Sonne aber nicht. Wie mir ein Augenzeuge glaubhaft erzählte, war es im vorigen Jahr richtig zu Aufregungen gekommen, weil sich einige der aus weiter Ferne angereisten Besucher wie Esel verhielten: Sie wollten den Lichtstrahl unbedingt auf sich treffen lassen und anderen somit den Anblick verwehren. Das aber erinnert an Shakespeares Sommernachtstraum: Am 21. Juni will Theseus die Eselsreiterin Hippolyta heiraten und Meister Zettel, der schreien wollte wie ein Löwe, trug einen Eselskopf – „s treuste Pferd, das nie ermüdet auch“ [III, 1].

Natürlich rümpft der ernsthafte moderne Wissenschaftler die Nase angesichts der Plumpheit des Eselsbildes. Selbst Shakespeares Meister Zettel meint: „Der Mensch ist nur ein Esel, wenn er sich einfallen lässt, diesen Traum auszulegen“ [IV, 1]. Aber es ist nur der Schlüssel zum wahren Wissen, und man darf nicht vergessen, dass die modernen Germanisten nicht einmal in der Lage sind, das bloße Wort Esel zu erklären [Kluge 233]. Sie halten es für „entlehnt aus einer Substratsprache“ – was immer das bedeuten mag.

Das Speichern von Wissen in Bildern ist die höchste Kunst des Mittelalters. In Chartres soll im 12. Jh. eine berühmte Schule gewirkt haben, deren berühmtester Vertreter neben den Heiligen Bernhard und John von Salisbury ein gewisser Yvo/Yves war. Der Name Yvo aber erinnert mich vor allem an den Schrei des Esels. (Auch in Erfurt wurde früh eine Universität gegründet und Till Eulenspiegel wurde nachgesagt, er hätte einem Esel dort das Lesen beigebracht, „I-A“ könne er schon.)

Nimmt man sich einen Stadtplan von Chartres und zeichnet über die Stadtmauern hinaus einen ganzen Eselskörper an den Kopf, so wird man an der Stelle, wo sich das Herz befinden müsste, das frühere Séminaire St. Chéron finden, heute ein Lycée. Der Hl. Chéron aber war ein berühmter Lehrer der griechischen Antike: Der Kentaur Chiron hat den Helden des troianischen Krieges Lesen und Schreiben beigebracht. An Kentaurendarstellungen mangelt es nicht in der Kathedrale von Chartres, eine befindet sich im Nordturm, am Eingang zum Andenkenladen.

Über Chartres ist natürlich viel mehr zu sagen: Was es nun eigentlich mit

jenem unterirdischen Brunnen und der gebärenden Jungfrau Bertha auf dem Pfeiler und ihrem Hemd und dem geköpften Schwein und dem Haus „Zum Lachs“ auf sich hat, und warum der Esel auf Rosen geht. Gelegentlich werde ich alles aufschreiben. Hinter solchen Bildern verbirgt sich das Wissen unserer Vorfahren über die Zusammenhänge von Erde und Kosmos, von Mensch und Dasein: ihre Wissenschaft, die wir nicht ernst nehmen. Unsere Vorfahren versuchten, das Ganze heiter zu ertragen. Den tierischen Ernst haben erst Inquisitoren, Reformatoren und Jesuiten in die Wissenschaft eingebracht.

#### Zitierte Quellen

- Charpentier, Louis (1999): Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres; München (Erstausgabe frz. und deutsch 1966)
- Illig, Heribert (2003): Humpert/Schenk – Brätz/Brätz. Eine Abwägung; in: ZS 15 (3) 617-620
- Kluge, Friedrich (<sup>23</sup>1999): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache; Berlin · New York
- Lacour, Jacques (1985): Chartres. Églises et chapelles; Chartres
- Shakespeare, William (1594/95): Ein Sommernachtstraum – deutsch von August Wilhelm Schlegel
- Voigt, Ulrich (2001): Esels Welt. Mnemotechnik zwischen Simonides und Harry Loraine; Hamburg

Herwig Brätz, 18147 Rostock, Jägerweg 3, hbraetz@gmx.de



# Zur indischen Chronologie

## Grundprobleme: Zweiter Teil (Indica I/2)

Klaus Weissgerber

### Ergänzung zu Indica I/1

Zunächst eine ergänzende Bemerkung zum Zeitpunkt von Buddhas Tod: In indischen Schriften wurde dieser auf -368 datiert [Bechert/Simson 118]. Diese Zeitangabe entspricht den meisten Purānas; ich betrachte sie als glaubhaft. Nach buddhistischer Tradition soll Buddha 80 Jahre gelebt haben, woraus geschlossen werden kann, dass er um -488 geboren worden ist.

### Meine Grundthesen zu Indica I/2 und I/3

Zum besseren Verständnis der nachfolgenden Erörterungen möchte ich meine bereits im Kap. 1 [Indica I/1, 187f] dargelegten Grundthesen wiederholen:

1. Ich gehe davon aus, dass hellenistische und römische Synchronismen zur indischen Geschichte grundsätzlich richtig sind. Ich habe dies am Beispiel der Maurya-Dynastie zu begründen versucht; im weiteren werde ich darlegen, dass insofern bis ins frühe +1. Jh. glaubhafte Datierungen vorliegen.
2. Soweit es sich um Ereignisse handelt, die nach chinesischen Quellen datiert wurden, vertrete ich auf Grund meiner China-Analysen [Sinaica I-IV] die Auffassung, dass die konventionellen Jahre +226 und +316 identisch waren und zwischen diesen eine Leerzeit geführt worden ist [Sinaica IV.730]. Die Jahre zwischen 316 und 911 sind um 297 Jahre, die vor +226 um 207 Jahre zurückzudatieren. (Zwischen 226 und 326 gibt es keine Realjahre.) Daraus ergibt sich auch die Rückdatierung einiger indischer Dynastien (Saken, Gupta, Harsh), auf die ich konkreter eingehen werde.
3. Die indischen Ären, nach denen vor und nach Illigs Phantomzeit datiert wurde, bedürfen einer eingehenden Neuanalyse. Logischerweise müssen die Ereignisse, die nach diesen Ären datiert wurden, um 297 Jahre zurückdatiert werden. Das betrifft vor allem die Shaka- und Gupta-Ären.
4. Eine Rückdatierung der Gupta-Ära, die konvent. um +320 begann, um 297 Jahre ist, wenn man wissenschaftlich bleiben will, nur möglich, wenn der Zeitraum zwischen etwa +27 und +320 in Magadha und anderen Regionen tatsächlich eine Leerzeit gewesen ist, die ich auf Grund einer allseitigen Analyse der wissenschaftlichen Literatur, des archäologischen Befundes und der Schriftquellen glaubhaft machen möchte.

Mein Ziel besteht darin, Illigs geniale Phantomzeit-Theorie wissenschaftlich in Einklang mit den Chronologien Ost- und Südasiens zu bringen. Bevor dies nicht gelungen ist, kann diese Theorie nicht als allseits bewiesen gelten.

### 5. Indien zwischen Ashoka und den Gupta

Aus der Fels-Inschrift XIII, die mehrfach überliefert wurde, ergibt sich, dass die „Herrscherweihe“ Ashokas entweder -271 oder -265 stattgefunden hat. Nach den Purânas und den Ceylon-Chroniken hat Ashoka 37 Jahre regiert, so dass er -234 oder -228 gestorben ist. Mit seinem Tod endete nach allgemeiner indologischer Ansicht die Großmachtstellung Magadhas.

Nach der konventionellen Chronologie soll Magadha erst um +320 unter der Dynastie der Gupta wieder Großmacht geworden sein. Die etwa 550 Jahre zwischen dem Tod Ashokas und dem Regierungsantritt Chandraguptas I. gelten als „dark period“ der indischen Geschichte [so z.B. Kulke/Rothermund 89]. Wie ich darlegen werde, gab es tatsächlich damals eine „Leerzeit“, die aber nicht 550 Jahre, sondern etwa 300 Jahre gedauert hat.

#### Magadha nach Ashoka

Über die letzten Jahre Ashokas berichteten nur spätere Legenden, insbesondere das *Ashokâvadâna* (*Ashokas letzte Gabe* [Strong 1983]). Der alternde Herrscher heiratete eine viel jüngere Frau, die Ashoka zu der Meinung brachte, sein ältester Sohn Kunâla habe sich gegen ihn verschworen. Kunâla wurde geblendet und zum Tod verurteilt; erst kurz vor der Hinrichtung erfuhr Ashoka, dass alles gelogen war. Kunâla konnte als Blinder nicht Nachfolger werden; die tatsächliche Regierung übernahm schon zu Lebzeiten Ashokas sein Enkel Dasharatta, der Sohn des Kunâla.

Die Purânas bestätigen, dass **Dasharatta** Nachfolger Ashokas geworden ist; er soll acht Jahre geherrscht haben. Archäologisch ist seine Existenz durch drei Inschriften in Grottenwänden der Nagarjuni-Hügel (südlich von Pataliputra) gesichert, in denen Stiftungen für die Ājīvika-Sekte beurkundet worden sind [Patech 405f; Kulke-Rothermund 76]. Aus der Kashmir-Chronik des Kalhana ergibt sich, dass Jalauka, ein anderer Sohn Ashokas, nach dem Tode seines Vaters in Kashmir die Macht ergriffen hat: Die Auflösung des Maurya-Reiches begann.

Ashoka selbst hat nie ganz Indien beherrscht. Schon aus dem Text der Felsedikte ergibt sich, dass die auf der indischen Südspitze („Trairajya“) regierenden Chola, Chera und Pandya mit Ashoka nur verbündet waren; auch das Landesinnere des Dekkhan blieb weitgehend unabhängig. Zu Ashokas Reich gehörten tatsächlich außer Magadha und dem Ganges-Tal (das zentral verwaltet wurde) nur das Gebiet der vier Vizekönigtümer Kalinga Orissâ



Indien vor den Gupta (nach meiner Konzeption ist das Indien zu Beginn der christlichen Zeitrechnung) [Propyläen-Weltgeschichte II.443, Nachdruck 1991]

(Hauptstadt: Tosali), Avanti (Hauptstadt: Ujjain), Utrapatha (Pandschab) und Kashmir (Hauptstadt: Taxila).

Die Purânas enthalten nur recht widersprüchliche Angaben über die Zahl, Reihenfolge und Namen der Nachfolger von Dasharatta, die wiederum buddhistischen und jainistischen Angaben widersprechen, so dass die Rekonstruktion dieses Zeitabschnittes von allen Indologen als noch „ungelöst“ [so Drenwjaja Indija 284] bezeichnet wird. Insofern haben wir hier dieselbe Situation wie die in Magadha vor Errichtung der Maurya-Herrschaft.

Es gibt jedoch eine antike Schriftquelle für diesen dunklen Zeitabschnitt. **Polybios** [XI, 34] berichtete, der syrisch-seleukidische König Antiochos III. sei nach einem Feldzug gegen die Parther und Baktrier (212–205) im Kabultal auf „**Sophagasenos**, den König der Inder“ gestoßen, mit dem er einen Freundschaftsvertrag geschlossen hätte. Die Identität dieses indischen Herrschers ist umstritten. Eggermont [1965/66, 58-66; nach Drenwjaja Indija 284] wollte ihn mit dem Maurya-König Somasharman (Samasavarman), der in den Baghavata- und Vishnu-Purânas genannt wurde, identifizieren. Für Narain [9] war es nur ein Kleinherrscher in Nordwest-Indien. Tarn [130, Anm. 2; 154] und Altheim [1947, 334] waren im Prinzip derselben Ansicht, betrachteten ihn aber als Angehörigen der Maurya-Dynastie, vielleicht als einen Abkömmling des Ashoka.

Eine Übereinstimmung in den Texten der Purânas gibt es insofern, dass **Brihadrâtha** der letzte König der Maurya-Dynastie in Magadha gewesen ist. Er wurde von seinem Feldherrn Pushyamitra gestürzt, der die Shunga-Dynastie begründete. Nach einer späten Quelle, der *Harshacharîta* des Bhâba (s. Kap. 8), wurde Brihadrâtha während einer Truppenparade von seinem Feldherrn ermordet. Wenn man den Regierungsbeginn des Chandragupta Maurya auf -317 datiert und davon ausgeht, dass die Purânas übereinstimmend angeben, dass die Maurya insgesamt 137 Jahre geherrscht haben, muss man diesen Dynastiewechsel auf etwa -180 datieren.

Die folgende **Shunga-Dynastie** gilt archäologisch als relativ gut belegt. In diese Zeit werden die Felsentempel von Bhaja und Karia und die Portale von Sanchi datiert. Obwohl Pataliputra Hauptstadt blieb, residierten die Shunga in der alten Handelsstadt Vidisha (dem heutigen Besnagar/Madhya Pradesh). Zehn Kilometer von Vidisha entfernt befindet sich die Klosteranlage von **Sanchi**, deren Stûpas zu den bedeutendsten buddhistischen Bauwerken in Indien zählen. Albanese [2003, 134-139] vertritt die Auffassung, dass die ersten Stûpas in der Shunga-Zeit errichtet, aber in späteren Zeiten ausgebaut und erweitert wurden. Es wurden auch Inschriften und Münzen einiger Shunga-Herrscher gefunden [Petech 420]. In Besnagar steht z. B. die *Säule des Heliodor*, aus deren Inschrift (in Brahmî-Schrift) sich ergibt, dass der Stifter, Heli-

odor, Sohn des Dior, aus Taxila, als Gesandter in Magadha tätig war. Er vertrat den König Antialkidas. Wörtlich hieß es in der Inschrift:

„Er kam als großer Gesandter des Königs Antialkidas zu König Kashiputra Bhagabhadra, dem Erlöser, der damals im 14. Jahr seiner Königswürden regierte.“ [Nehru 1959, 167]

Es wird vermutet, dass der genannte Herrscher von Magadha mit Bhagavata, dem 7. und vorletzten Herrscher der Shunga-Dynastie, identisch war. Antialkidas war ein griechisch-baktrischer Herrscher, der durch Münzen bekannt ist. Er war aber nicht Herrscher von Taxila (das wurde auch nicht in der Inschrift behauptet), sondern von Gades (Süd-Baktrien) und später auch von Pushkalavati (Peshavar). Zumeist wird seine Herrschaft auf etwa -140 datiert [Hambly 47].

In den Purānas wurden acht Shunga-Herrscher genannt; die Namen, ihre Reihenfolge und die Regierungszeiten stimmen überein: Pushyamitra, Agnimitra, Vasumitra, Pulindaka, Vajramitra, Ghoshavasa, Bhagavata und Devabhumi (Devabhuthi). Von diesen herrschte Pushyamitra 36 Jahre, Bhagavata 32 Jahre, die übrigen nur kurz, mitunter nur 2 bis 3 Jahre lang. Die Gesamtdauer der Dynastie wurde in den Purānas mit 112 Jahren angegeben.

Über die Shunga informierte auch der buddhistische Text Divyavadana, wonach unter ihnen die Buddhisten verfolgt wurden [Thapar 2002, 210]. Mit der Frühgeschichte der Shunga beschäftigte sich der große indische Dichter *Kālidāsa* in seinem Drama *Mālavikāgnimitra*, das in Deutschland durch die 1917 von Lion Feuchtwanger erfolgte Bühnenbearbeitung [Leipzig 1969] weithin bekanntgeworden ist. Hauptheld des Dramas ist der zweite Shunga-König, Agnimitra, der auch hier als Sohn des Pushyamitra bezeichnet wurde und von dessen Kämpfen gegen die Yavana (die baktrischen Griechen) die Rede ist. Nach griechischen und indischen Berichten, auf die ich im Kapitel 6 noch eingehen werde, soll kurz vor -175 der gräko-baktrische Kriegsherr Demetrios die Stadt Pātaliputra belagert haben.

Vāsudeva, der Minister des letzten Shunga-Herrschers Devabhuthi (Devabhumi) ließ diesen durch eine Sklavin, die sich als seine Gemahlin verkleidet hatte, ermorden. Da nach den Purānas die Shunga 112 Jahre regiert hatten, wird dieses Ereignis zumeist auf -68 datiert (-180 minus 112; [Bogard-Levin/Ijjin 291]).

Vāsudeva begründete die **Kānva-Dynastie**, die nach den Purānas nur 45 Jahre bestanden hat. Ihre vier Könige – Vāsudeva, Bhūmimitra, Nārāyana und Sushavarman – hinterließen keine Inschrift; allgemein wird angenommen, dass sie nur noch in Magadha und angrenzenden Gebieten regierten.

Den Purānas zufolge wurde der letzte Kānva-Herrscher, Sushavarman, von seinem Diener Shipraka, der aus Āndhra kam, in Vidisha ermordet. Nach den Regierungsdaten der Purānas muss dies -23 geschehen sein; Shipraka und

seine unmittelbaren Nachfolger, die „Ândhra Bhrita“, beherrschten dann einige Jahrzehnte lang Vidisha.

Nach konventioneller Chronologie errichteten dann um +320 in Magadha die **Gupta** ihren Staat. In dieser Region wurde kein einziges archäologisches Relikt gefunden, das den drei Jahrhunderten vor +320 zeitlich zugeordnet werden kann. Keine einzige literarische Quelle berichtete über Geschehnisse, die in Magadha in dieser Zeitspanne geschehen sind. Es existiert somit in Magadha eine „Leerzeit“ von etwa 300 Jahren, für die noch kein Indologe eine vernünftige Erklärung gefunden hat.

### Die Kalinga

Das Gebiet des Volkes der Kalinga lag südlich von Magadha, im Süden des heutigen Unionsstaates Orissâ, an der Küste des Indischen Ozeans. Die Geschichte dieses Volkes ist für die Rekonstruktion der wirklichen Geschichte Indiens im Altertum von Bedeutung, da zeitgenössische Inschriften vorliegen.

Ich erwähnte schon auf das Felsedikt XIII des **Ashoka**, von dem an verschiedenen Orten Südasiens Inschriften gefunden worden sind und das ich wegen der Nennung zeitgenössischer hellenistischer Herrscher auf -258 bzw. -256 datiert habe. Dieses Edikt beginnt mit der Schilderung der Okkupation des Kalinga-Gebietes durch Ashoka, die in seinem 8. Regierungsjahr (also -263 oder -261) erfolgt sein soll (Das Felsenedikt stammt aus seinem 13. Regierungsjahr). Laut dem Text des Ediktes fanden keine kriegerischen Handlungen statt; es handelte sich um eine Okkupation, die mit Völkermord verbunden war:

„Hundertfünfzigtausend Menschen wurden deportiert; hunderttausend wurden getötet und eine Vielzahl weiterer Menschen kam weiterhin um“

[Thapar 2002, 101; den vollständigen Text des Ediktes siehe Thapar 1961, 255ff].

Offensichtlich erfolgte diese Eroberung, um Magadha Zugang zum Indischen Ozean zu verschaffen. In den Ceylon-Chroniken ist vom Schiffsverkehr zwischen Magadha und Sri Lanka die Rede. Mahinda, der Bruder (oder Sohn) Ashokas, gilt als der buddhistische Missionar Sri Lankas. In dem Edikt brachte Ashoka zwar Reue über seinen Völkermord zum Ausdruck; er dachte aber nicht daran, das okkupierte Gebiet zu räumen.

Die zweite Inschrift, die die Kalinga betrifft, wurde an der in der Elefantengrotte (Hâthigumpha) bei Udayagiri (Orissâ) gefunden. Es handelt sich um eine Inschrift („Hâthigumpha-Inschrift“) des Kalinga-Königs **Khâravela** aus einer Chedi-Dynastie. Die in Brâhmi-Schrift geschriebene, nicht datierte Inschrift ist beschädigt, so dass es Meinungsverschiedenheiten über die richtige Lesart einiger Passagen gibt. Ich halte mich an den Text, der mit ziemli-

cher Sicherheit entziffert werden konnte [Thapar 2002, 212f]. In diesem bezeichnete sich Khâravêla als Anhänger der Jaina-Lehre. Er rühmte sich mehrerer erfolgreicher Feldzüge nach Süden, aber auch ins Land Magadha:

„In seinem achten Regierungsjahr bedrohte er die Hauptstadt von Magadha, wodurch er den König Dîmita veranlasste, sich nach Mathurâ zurückzuziehen.“

Mathurâ ist eine Stadt an der oberen Dschamna, südlich von Delhi. Sie gilt als Geburtsort des populären Gottes Krishna.

„Im zwölften Jahr wandten sich seine Armeen nach Norden, wobei sie Unruhen im Volk von Magadha ausnutzten. Er brachte das Bild der Jaina, das die Nanda aus Kalinga verschleppt hatten, zurück; ebenso Reichtümer aus Magadha und Anga.“ [beide Zitate nach Thapar 2002, 212; aus dem Englischen übersetzt von K.W.]

Offensichtlich war der genannte Dîmita mit dem baktrisch-griechischen Kriegsherrn Demetrios identisch, der kurz vor -175 Pâtaliputra belagert hatte (s. Kapitel 6). Insofern ist es möglich, die Regierungszeit des Khâravêla annähernd richtig zu datieren. Betonen möchte ich, dass in der Inschrift nirgends davon die Rede ist, dass Khâravêla die Magadha-Hauptstadt Pâtaliputra erobert hat, wie mitunter behauptet wird. Da in der Inschrift auch der Sâtavâhana-Herrscher Satakarni genannt wurde, ist es andererseits möglich, dessen Dynastie, auf die ich im folgenden Abschnitt eingehen werde, einigermaßen richtig zu datieren. Er muss um -183 zur Macht gekommen sein, wobei er offenkundig die Wirren beim Übergang von der Maurya- zur Shunga-Dynastie ausgenutzt hat.

Ausgrabungen in Bhubanesvar (Orissâ) lassen vermuten, dass hier Kalinaganara, die Hauptstadt des Khâravêla, gefunden worden ist [so Albanese 2003, 222]. Es gibt aber keinerlei Hinweise auf ein Kalinga-Reich nach dem Tod des Khâravêla: „Aber er war nur ein flüchtiger Meteor, nach ihm verschwand Kalinga erneut im Dunkel“ [Petech 421]. Allgemein wird angenommen, dass nach ihm das Land der Kalinga in mehrere Kleinstaaten (oder Stammesherrschaften) zerfiel, zumal in späten Orissâ-Chroniken nur Genealogien von Kleinfürsten angeführt wurden.

### Das Ândhra-Reich

Ândhra ist eine Landschaft im Osten des Dekkhan („daksina“ = Südlând, d.h. Südindien), gelegen zwischen den Mündungen der Flüsse Krishna und Godavari in den Indischen Ozean. Sie entspricht in etwa dem heutigen Unionsstaat Andhra Pradesh. Der Name dieser Landschaft wurde schon im jungvedischen Aitareya-Brâhmana genannt [Waldschmidt 1950, 59]. Plinius der Ältere (23/24–79), der sich wahrscheinlich auf Megasthenes stützte, ging in seiner *Naturalis*

*historia* [VI,67] relativ ausführlich auf das Volk der „Andarae“ ein, das 30 befestigte Städte besitze und über eine Armee von 100.000 Fußsoldaten, 2.000 Berittenen und 1.000 Elefanten verfüge. Es gibt keinerlei Hinweis dafür, dass dieses Land jemals vom Maurya-Reich abhängig war.

Zahlreiche Inschriften beweisen die Existenz dieses südindischen Reiches, insbesondere solche in den Felshöhlen von **Nanagatha** (bei Paithan/Andhra Pradesh). Es ist das Verdienst von Dines Chandra Sircar, diese Inschriften allseitig erforscht und publiziert zu haben; in ihnen wurden Spenden an den buddhistischen Klerus beurkundet. Aus ihnen ergibt sich, dass das Ândhra-Reich im Altertum von der Familie der **Sâtavâhana** beherrscht wurde:

„Auf Inschriften und Münzen lautet ihr Name [...] Shâtavâhana oder Sâtakarni; in den Purâna dagegen heißt sie Andhra oder Andhrabhritya. Wahrscheinlich ist jener der Name der Dynastie, dieser der des Volkes“ [Petech 426].

Petech benutzte hier die (fiktive) Sanskrit-Schreibung „Shâtavâhana“, die sich in keiner Schriftquelle oder auf keiner Münze findet. Auf den Münzen und in den Inschriften kommt nur die Prâkrit-Schreibung „Sâtavâhana“ vor, die ich deshalb durchweg benutze [Drewnjaja Indija 304ff].

Auch Sircar war es nicht möglich, auf Grundlage dieser Inschriften eine eindeutige Reihenfolge der Herrscher zu konstruieren. Aus den Inschriften ergibt sich nur, in welchem Jahr ihrer Regierungszeit diese Stiftungen erbracht hatten, nicht aber ihre gesamte Regierungszeit und zumeist auch nicht ihre gegenseitige Verwandtschaft.

In der Inschrift des Kalinga-Herrschers Khâavela, der um -183 in Orissâ die Macht ergriffen hatte, wurde ein Herrscher namens **Satakarni** erwähnt:

„In dem zweiten Jahr [der Regierung des Khâavela; K.W.] sandte er eine starke, aus vier Teilen bestehende Armee – Reiter, Elefanten, Fußsoldaten und Streitwagen – gegen die Westregionen, die von Satakarni beherrscht wurden. Außerdem bedrohte er die Stadt des Mushika-Volkes“ [Thapar 2002, 212; aus dem Englischen übersetzt von K.W.].

In den Höhlen von Nanagatha wurde die Inschrift eines Satakani (ohne „r“) gefunden, der sich rühmte, die Macht der Sâtavâhana nach einer Herrschaft von „Fremden“ wiederhergestellt und anschließend den gesamten Dekkhan erobert zu haben. Er nannte sich „Dakshina pathapani“, d.h. Herr des Südlandes [Drewnjaja Indija 304]. Die von ihm vertriebenen „Fremden“ dürften die Kalinga unter Khâavela gewesen sein.

**Sircar** vertrat meines Wissens erstmals in seiner *Early History of the Decan* [Oxford 1960; nach Drewnjaja Indija 303] die Auffassung, dass die Sâtavâhana-Dynastie ab -271 in Ândhra an der Macht gewesen ist. Er ging hierbei auch davon aus, dass Ândhra niemals zum Maurya-Reich gehört hat (wie darge-



stellt, starb Ashoka -234/28). Gegen diese „lange Chronologie“ traten einige indische Historiker auf, denen zufolge die Sâtavâhana-Dynastie erst nach dem Untergang der Kânva zur Macht gekommen sei. Diese „kurze Chronologie“, die großen Anklang gefunden hat, stützt sich ausschließlich auf m. E. dogmatisch ausgelegte Purâna-Texte [Zur Diskussion: Drewnaja Indija 304ff].

Schon 1890 nahm Lefmann [815] zu den Purânas, die sich auf die Ândhra-Herrscher beziehen, grundsätzliche Stellung:

„Im weiteren werden Namen, Anzahl und Jahre dieser Regenten in den Purânalisten sehr verschieden – im ganzen ihrer 17 bis 30 mit zusammen 356 bis 460 Regierungsjahren – angegeben. Wir müssen hier und dürfen ohne bessere Beglaubigung überhaupt von weiterer Einzelaufführung absehen.“

Vor einigen Jahren vertrat Petech [426] keine andere Auffassung:

„auf die Listen der Purâna, laut deren die Dynastie in einem Zeitraum regiert hätte, der zwischen dreihundert und vierhundertsechzig Jahren schwankt, ist kein Verlaß.“

In ihnen ist keine Rede von Sâtavâhana-, sondern nur von Ândhra-Herrschern („Ândhra Bhritya“). Ich hatte schon dargelegt, dass nach dem Text der meisten Purânas der letzte Kânva-Herrscher Sushavarman um -23 von seinem „Diener“ (wohl Minister) **Shipakra** ermordet wurde und dass dieser seine Nachfolge antrat. Er soll dem Ândhra-Volk angehört und 23 Jahre nur in Vidisha regiert haben. Ihm folgte sein Bruder Krishna, dessen Regierungszeit mit 10 oder 18 Jahren angegeben wurde, und diesem wiederum **Shatakarni** (gemäß einigen Purânas der Sohn Shipakras), für den in den Purânas sehr unterschiedliche Regierungszeiten (bis zu 52 Jahren) angegeben wurden [Lefmann 814]. In einigen Purânas heißt der Königsmörder Shishuka, sein Nachfolger Kenha; nirgends ist in den Purânas von einer Eroberung Vidishas von außen die Rede [Pargiter 1913, 38].

Die Vertreter der „kurzen Chronologie“ behaupten, dass die genannten Herrscher identisch mit den Begründern der Sâtavâhana-Dynastie in Ândhra gewesen seien. Sie hätten Vidisha erobert und ein Großreich gegründet, das auch Teile Nordindiens umfasst hat [so z.B. schon Panikkar 93ff]. Diese Behauptung steht im Widerspruch zu den eindeutigen Angaben der Purânas über den Königsmord durch den Diener des letzten Kânva-Herrschers.

Diese Indologen stützen sich nur darauf, dass in allen Purâna-Texten die Ândhra-Herrscher unmittelbar den Kânva-Herrschern folgen. Sie gehen somit von der formalen Reihenfolge der Purâna-Listen aus, ohne zu beachten, dass sie sich damit in Widerspruch zu den Purâna-Angaben über den Königsmord durch einen Kânva-„Diener“, mit der m.E. sicheren Chronologie der Inschrift des Khâlevala und mit der Inschrift des Satakarni von Nanagatha setzen.

In Nanagatha wurde übrigens meines Wissens auch keine Inschrift eines Shipakra/Shishuka oder Krishna/Kenha gefunden.

Einige Indologen haben, um diese Konzeption aufrechtzuerhalten, sogar vorgeschlagen, die Zeit des Khârevala um 200 Jahre vorzudatieren. Ihnen folgend datierte Truhart [2000, 198] die Regierungszeit dieses Kalinga-Herrschers schlicht auf 49–9. Dabei bleibt völlig unbeachtet, dass es in dieser Zeit schon lange keine „Yavanas“ mehr gab, die Pataliputra hätten bedrohen können!

Petech [420] schlug einen Kompromiss in Bezug auf die Eroberung Vidishas und die Herrscherabfolge nach den Purânas vor:

„Es muß sich also um einen verheerenden Raubzug gehandelt haben, dem unmittelbar ein Rückzug folgte, oder die Purânas wollten nur andeuten, daß nach dem auch nominellen Ende der Vorherrschaft, die Magadha seit den Zeiten der Nanda ausgeübt hatte, die Ândhra die bedeutendste indische Dynastie wurden.“

Allerdings ließ er hierbei unbeachtet, dass es keine einzige Sâtavâhana-Inschrift gibt, die von einer Eroberung Vidishas oder gar Magadhas berichtet.

Leider kann ich hier nicht konkreter auf Sircars Analysen der frühen zeitgenössischen Inschriften eingehen, die keinen anderen logischen Schluss zulassen als den, dass das Ândhra-Reich schon im -3. Jh. (anscheinend von Simuka) begründet worden ist. Nach meiner Überzeugung hat die (m.E. relativ kurze) Herrschaft der „Ândhra Bhritya“ in Vidisha überhaupt nichts mit den Sâtavâhana zu tun.

In den Purânas wurden schlicht zunächst die Herrscher genannt, die in Vidisha den Kânva folgten, dann die Herrscher des südlichen Sâtavâhana-Reiches. In den Purânas wurden mindestens drei Herrscher mit dem Namen „Shatakarni“ (in Sanskrit) genannt; weitere trugen ihn als Beinamen. Es scheint ein Name gewesen zu sein, der bei den Ândhra sehr verbreitet war (Vorbild dürfte der große Herrscher des -2. Jhs. gewesen zu sein.) So verwundert es nicht, dass es 200 Jahre später auch einen solchen Herrscher in Vidisha gegeben hat, der in allen Purânas an dritter Stelle genannt wird. Wenn Shushavarman -23 gestürzt wurde, Shipakra dann 23 Jahre, sein Bruder Krishna 10/18 Jahre regiert haben, muss dieser späte Shatakarni um + 10/18 in Vidisha zur Macht gekommen sein. Er ist archäologisch belegt. In **Sanchi**, unweit von Vidisha, hat Sir Alexander Cunningham das heruntergefallene Bruchstück einer Stûpa gefunden; es trägt die Inschrift „Gabe des Ananda, Sohn des Vanishta, unter der Regierung des Râja Shri Shatakarni“ [Lefmann 815, Anm. 1; Thapar/Spear 1975, 129].

**Sircar** vertrat aber auch die Auffassung, dass die Sâtavâhana-Dynastie noch bis +174 in Ândhra an der Macht gewesen sei. Er konnte seine Auffassung, dass die Sâtavâhana über einen Zeitraum von immerhin 445 Jahre (-271

bis +174) herrschten, nur so begründen, dass er von den Purânas ausging, die die meisten Herrschernamen und die längsten Regierungszeiten nannten, ohne zu berücksichtigen, dass die meisten Purânas viel weniger Herrschernamen nannten und dass deren Gesamt-Herrschaftszeit auch weitaus kürzer war. Dies wurde ihm in der Diskussion auch zu Recht vorgeworfen, nicht nur von Vertretern der „kurzen Chronologie“. So schrieb Petech [427]:

„Die zahlreichen Nachfolger von Sri Sâtakarni, die in den Purâna-Listen genannt wurden, gehörten wahrscheinlich gleichzeitig regierenden Seitenlinien des Hauses an.“

Den Anhängern der „kurzen Chronologie“ ging es allerdings nur um die Frage, wann der Beginn der Sâtavâhena-Dynastie anzusetzen ist. Sie waren mit Sircar (und meines Wissens mit allen anderen Indologen) der Meinung, dass die Sâtavâhena bis ins +2. Jh. bestanden haben müssen. Dafür gibt es nur *einen* Grund, der auch offen zum Ausdruck gebracht wird. In den Inschriften der „**westlichen Satrapen**“ (Kshatrapa-Shaka), die konventionell in das +2. Jh. datiert werden, ist von Kriegen derselben mit den Sâtavâhana die Rede. Im Kapitel 6 werde ich die Unrichtigkeit dieser Datierung aufzeigen und damit das einzige Argument für eine „lange Datierung“ der Sâtavâhena bis in das +2. Jh. zu widerlegen versuchen.

Archäologisch gesichert ist die Satavâhena-Zeit nur im -2./1. Jh. Für ihre Existenz *nach* dem Beginn der christlichen Zeitrechnung gibt es, außer den Kshatrapa-Inschriften, keinen einzigen Beweis. Auch das Ende der Sâtavâhana liegt im Dunkel. So nannte Panikkar [93] als letzten Herrscher einen Madhaviputra, andere [laut Truhart 2000, 208] dagegen einen Pulomavi. Der letztgenannte Name erscheint übrigens öfters in den Purânas, mitunter sogar an 4. Stelle nach „Shatakarni“. Ich halte es jedoch nach dem derzeitigen Kenntnisstand für noch nicht möglich, die in den Purânas genannten Namen in ein verlässliches chronologisches System zu bringen.

### Die Jahrzehnte vor den Gupta

Ich datiere den Beginn des Gupta-Großreiches auf das Jahr +23 (+320 minus 297; nähere Begründung erfolgt im Kapitel 7). Zwischen dem Ende der Kânva (-23) und dem Jahr +23 gab es somit eine Übergangszeit von knapp 50 Jahren, die ich keineswegs als „Leerzeit“ betrachte. Immerhin ergibt sich aus der Inschrift des Samudra Gupta in Allahabad, dass Chandragupta I. als dem Begründer des Gupta-Reiches dessen Großvater Shrigupta und dessen Vater Ghatatkachha als Kleinfürsten in Magadha vorausgingen. In Vidisha herrschten die „Ândhra Bhritya“ Shipakra, Krishna und Shatakarni, möglicherweise auch über das Jahr +23 hinaus, da nach eigenen Angaben erst Samudra-Gupta (335–375 = 38–78) die westlichen Regionen Nordindiens erobert hat.

Im Doab, dem Gebiet zwischen Ganges und Dschamna (Yamunâ) bestanden möglicherweise schon vor dem Ende der Shunga-Dynastie die Fürstentümer der **Nâga-Dynastie** (Schlangendynastie), die durch Münzfunde belegt sind. Der Barashâva-Herrscher Virasena rühmte sich in einer Inschrift, sein Land vom Joch der Kushâna befreit zu haben; der letzte Barashâva-Herrscher Bhavanaga verbündete sich mit den Vâtâkata, den Nachfolgern der Sâtâhâna im Ândhra-Land [Waldschmidt 85; Panikkar 70]. Aus der Allahabad-Inschrift ergibt sich, dass die Nâga-Fürsten schließlich von dem zweiten Gupta-Herrscher Samudra-Gupta unterworfen wurden.

### 6./1 Indiens Nordwesten

(Die Kushâna-Problematik wird im Halbkapitel 6./2 erörtert.)

Unter „Indiens Nordwesten“ verstehe ich vor allem das Fünf-Strom-Land (Pandschâb), aber auch die angrenzenden Gebiete (Sindh, Gujarât, Mâlava, Delhi und Kashmir). Hier siedelten die vedischen Stämme nach ihrem Eindringen in Indien, hier blühte die Indus-Kultur und fanden die im Mahâbhârata geschilderten Kämpfe statt. Später verlagerte sich das Zentrum der nordindischen Geschichte nach Osten, nach Magadha. Indiens Nordwesten wurde eine periphere Region, die nach dem Tod von Ashoka unter die Herrschaft von Söldnern und Stämmen kam, die von Westen (Baktrien) eindringen und Raubzüge in Indien durchführten

Dies geschah in der Zeitspanne, die ich im vorangegangenen Kapitel behandelt habe. Allerdings geht es hier weniger um die Frage, ob auch in Indiens Nordwesten, der eng mit dem Iran und Baktrien verbunden war, eine (scheinbare) „Leerzeit“ von etwa 300 Jahren bestanden hat. Eine solche gab es weder in der iranischen noch in der baktrischen Geschichte, da deren grundlegende Daten nach griechischen Schriftquellen errechnet wurden und somit nach meiner Überzeugung glaubhaft sind. Allerdings informieren diese nur sporadisch über die Geschichte Nordwest-Indiens, so dass wir ergänzend auf andere Quellen (Inschriften, Münzen, chinesische Berichte) angewiesen sind. Trotz jahrhundertelanger Forschungsarbeit ist es den Indologen nicht gelungen, ein überzeugendes Gesamtbild zu konstruieren. Nach wie vor ist die Chronologie Nordwest-Indiens sehr umstritten, eine Lösung der Problematik nicht in Sicht. Den Hauptgrund dafür sehe ich darin, dass die meisten Historiker unkritisch an die Richtigkeit der Daten der Shaka-Ära und der Daten der chinesischen Berichte glauben. Mit meiner neuen Konzeption, die auf Illigs Phantomzeit-Theorie beruht, habe ich wissenschaftliches Neuland betreten. Es war unumgänglich, die Richtigkeit der neuen Thesen am Beispiel der komplizierten Problematik der nordwestindischen Chronologie zu testen.

Die Ergebnisse meiner Analysen, die möglichst auf Primärquellen beruhen, halte ich bedeutsam für die Rekonstruktion der wirklichen Gesamtgeschichte Indiens. Deshalb bitte ich um Nachsicht dafür, dass dieses Kapitel wegen der Problemfülle etwas umfangreicher geworden ist.

### Das frühe Baktrien

Unter „Baktrien“ (Bactria) verstand man in der griechisch-römischen Literatur des Altertums in etwa das Territorium des heutigen Afghanistan. Die Frühgeschichte dieser Region, die zum iranischen Achämeniden-Reich gehörte, wurde durch hellenistische Geschichtsschreiber überliefert. Vor allem die Baktrier, vorwiegend noch Nomaden, leisteten Alexander dem Großen jahrelang erbitterten Widerstand und trugen dadurch wesentlich dazu bei, dass dieser kurzzeitige „Welteroberer“ sich nicht im westlichen Indien festsetzen konnte. Schließlich gab der hellenistische Diadoche Seleukos I. im Friedensvertrag mit Chandragupta Maurya seine Ansprüche auf Indien auf und überließ diesem das Territorium Baktriens südlich des Hindukush.

Dort wurden drei Inschriften des Ashoka gefunden, zwei in Kandahar und eine bei Laghman. Natürlich handelte es sich nur um eine lockere Maurya-Oberherrschaft; bis heute hat sich die traditionelle Stammesgesellschaft Afghanistans fast ungebrochen erhalten.

Im nördlichen Baktrien wurden Münzen seleukidischer Herrscher (Seleukos I., Antiochos I. und II.) gefunden, wodurch die im Friedensvertrag festgelegten Grenzen ebenfalls archäologisch bestätigt werden. Es versteht sich von selbst, dass es sich auch hier nur um eine lockere Oberherrschaft gehandelt hat. Nach der Beseitigung der seleukidischen Herrschaft um -247/38 durch die Arsakiden erhielten sich in Baktrien gräko-baktrische Staaten, die zeitweise auch auf die Geschichte Indiens Einfluss nahmen.

### Die Gräko-Baktrier

Es gibt keine Schriftquellen aus dem Altertum, in denen zusammenhängend die Geschichte der Gräko-Baktrier beschrieben wurde. Verständlicherweise hatten aber hellenistische und (später) römische Autoren großes Interesse für das iranische Arsakiden- (Parther-)Reich, dem Nachbarn und Erbfeind des (nunmehr auf Syrien zusammengeschrumpften) Seleukidenreiches und danach des Römischen Reiches.

Diese Schriftsteller gingen mitunter auch auf die gräko-baktrischen Herrschaften und auf Nordwestindien ein. Von diesen Werken blieb die *Weltgeschichte (Historiae)* des **Polybios** (ca. 200–120) fast vollständig erhalten; in ihr wurde die *Anabasis*, der Feldzug des seleukidischen Herrschers Antiochos III. nach Indien (212–205) beschrieben.

Als verschollen gilt die *Weltgeschichte* (von Troja bis -119) des **Apollo-doros** von Aremita. Soweit es um die parthisch-baktrische Geschichte geht, lassen sich jedoch die Berichte des Apollodoros teilweise rekonstruieren. **Strabon** (-64/63 bis nach +23) hat in seiner 17 Bände umfassenden *Geographica* (die Bände 11–16 behandeln Asien) viele Zitate aus Apollodoros wiedergegeben, die er auch als solche bezeichnete. Wie Altheim [1947 I. 2-23, 286-327] nachwies, beruhen die Parthien/Baktrien betreffenden Kapitel 41 und 42 der *Philippischen Geschichte* des Römers Pompejus **Trogus** auf dem Werk des Apollodoros. Vom Werk des Trogus blieben die *Prologe* (Inhaltsübersichten vor jedem Kapitel) des Verfassers und die Auszüge des Römers **Justinus** erhalten. (Trogus lebte zur Zeit des Kaisers Augustus, Justinus um +100.)

Beide Schriftquellen sind, auch in Bibliotheken, schwer zu beschaffen. In einem DDR-Antiquariat habe ich sehr preisgünstig eine Übersetzung sowohl der *Auszüge* wie auch der *Prologe* aus dem Jahr 1824 erworben. Wie ich feststellte, werden in einschlägigen Werken zwar immer wieder Justinus und Trogus erwähnt, aber niemals konkret zitiert. Die Hinweise entsprachen oft nicht den Originaltexten.

Iljin [1962, II.573] behauptete, dass die Gräko-Baktrier in Baktrien und Nordwestindien „nicht die geringsten Anzeichen ihrer Anwesenheit im Lande“ hinterlassen hätten. Das ist nicht richtig. So wurde bei Kunduz eine Gruppe korinthischer Säulenbasen gefunden [Altheim 1947, I.296]. Vor allem haben die Gräko-Baktrier archäologische Relikte hinterlassen, die der **Gandhâra-Kultur**, diese einzigartige Verschmelzung von buddhistischen Inhalten und hellenistischen Formen, zuzuordnen sind.

Jede bedeutende Darstellung der Geschichte der Gräko-Baktrier ist notwendigerweise eine Geschichte ihrer Münzprägungen. Hambly [44] schrieb: „Die Geschichte der alten griechischen Königtümer von Baktrien ist bei den antiken Schriftstellern nirgends dargestellt. Sie wurden nach vereinzelt Hinweisen in der Literatur und nach den bemerkenswert zahlreich erhaltenen Münzen rekonstruiert.“

Die Rekonstruktion der Geschichte der Indo-Baktrier auf Grund des sehr widersprüchlichen Münzbestandes war das Lebenswerk des britischen Indologen Sir William Woodthorpe **Tarn** (1869–1957). Er fasste seine Erkenntnisse 1938 in dem Buch *The Greeks in Bactria and India* zusammen (mehrere Nachauflagen). Erst nach dem Ableben von Tarn veröffentlichte 1957 A.K. **Narain** ein Gegenwerk *The Indo-Greeks*, in dem er, teilweise zu Recht, ausführte, dass Tarns klassisches Werk mehr von der Phantasie des Autors als durch wissenschaftliche Analysen geprägt sei, warf also Tarn Unwissenschaftlichkeit vor. Selbst Hambly [z.B. 44], einem erklärten Narain-Anhänger, ging dies zu weit. Unter Hinweis auf die Verdienste von Tarn bezeichnete er die Generalkritik von Narain als überspitzt und im ganzen als „pedantisch“.

Fast unbekannt ist die 1951 in Halle/Saale von Franz **Altheim** veröffentlichte zweibändige *Weltgeschichte im griechischen Zeitalter*. Ich fand sie zufällig 1964 in einem Betrieb, der für Altpapier-Aufarbeitung zuständig war („VEB Sekundärrohstoffe“) und rettete sie für mich. Die Seiten waren vergilbt (da auf Zeitungspapier gedruckt), der Einband (aus braunem Packpapier) war brüchig, die Ausgabe selbst aber vollständig! Altheim würdigte durchaus die Verdienste von Tarn, unterzog aber schon damals dessen Werk einer allseitigen, aber sachlichen Kritik, die sich wohltuend von den Polemiken Narains unterscheidet. Ich verdanke seinem Buch viele Erkenntnisse, kann aber nicht jede seiner Behauptungen nachvollziehen.

Als unter Arsakes die Parther um -247/38 die Herrschaft der Seleukiden im Iran (und später im Irak) beseitigten und ihre Herrschaft errichteten, schlossen sich die griechischen Herrscher Baktriens den Arsakiden nicht an. In zeitlichem Bezug auf die Erhebung des Arsakes schrieb Justinus [41,4]:

„Zu derselben Zeit fiel auch **Theodotos**, der „Praefectus“ der 1000 Städte von Baktrien, ab und ließ sich König nennen; und diesem Beispiel folgend, fielen alle Völker des Orients von den Makedoniern ab.“ [Hvhg. K.W.]

„Theodotus“ ist natürlich die lateinische Namensform des aus Münzen gut bekannten **Diadotos I.** Der zitierte Satz des Justinus wird mitunter so gedeutet, dass Diadotos sich im Bündnis mit Arsakes gegen die Seleukiden erhoben hätte. Aber schon der Text des Justinus im gleichen Kapitel spricht eindeutig gegen diese Auslegung. Justinus beschrieb in diesem die Aktionen des Arsakes, der zunächst die Herrschaft über die Parther an sich gerissen und dann die Hyrkaner unterworfen hätte:

„Und so mit zweier Staaten [„Stämme“; K.W.] Macht versehen, rüstet er ein großes Heer, aus Furcht vor Seleukos und vor Theododotus, dem König der Baktrianer.“

Mit anderen Worten: Arsakes wurde im Westen von Seleukos I. und im Osten von Diadotos bedroht; letzterer kämpfte offensichtlich im Bündnis mit Seleukos I. gegen Arsakes, nicht umgekehrt. Nach dem Bericht des Strabon [XI, 515] stammte Diadotos aus Baktrien.

Die Münzen des **Diadotos** (mit Bildnis und Namensnennung) zeigen deutlich, dass dieser nicht sofort die Unabhängigkeit des nördlichen Baktriens erklärt hatte. Es war nicht ungewöhnlich, dass seleukidische Statthalter in Baktrien Münzen mit ihrem Namen prägten. So gibt es eine um -261 geprägte Münze des baktrischen Statthalters Andragoras, die auf der Vorderseite Bild, Name und Emblem des Seleukiden-Herrschers Antiochos I. trug. Dies war auch bei den frühen Münzen des Diadotos der Fall. (Sie tragen ebenfalls auf der Vorderseite Bilder, Embleme und Name des Antiochos I. und II.; aller-

dings wurde keine Münze mit dem Emblem des Seleukos II. gefunden.) Auf keiner der frühen Münze bezeichnete sich Diadotos als „König“; als solcher wurde nur der Seleukiden-Herrscher bezeichnet („Basileos Antiochon“).

Das änderte sich mit den späten Münzen des Diodotos (mit gleichem Bildnis), auf denen er sich ausdrücklich als König („basileos“) bezeichnete und kein Hinweis auf die Seleukiden mehr enthalten ist [Altheim 1947, I.287]. Damit wird die Angabe des Justinus, Diodotos habe sich zum König erklärt, mit der Maßgabe bestätigt, dass dies nicht schon nach der Machtergreifung erfolgt ist.

Diadotos I. starb nach den Berechnungen von Tarn [1938, 74] und Altheim [1947, I,287] -228, von Tarn [Altheim/Rehork 77] um -230 und von Wolski [Altheim/Rehork 245] -235. (Zur Erinnerung: Der Maurya-Herrscher Ashoka starb -234/228.)

Dem Diodotos I. folgte sein Sohn **Diodotos II.**, der sich auf seinen Münzen (darunter auch einer Goldmünze) ebenfalls als König bezeichnete. Wegen des jugendlichen Bildnisses wird allgemein angenommen, dass er nicht lang regiert hat. Arsakes gewann die Freundschaft des jungen Königs [Justinus, 41,4] „Aber bald durch den Tod des Theodotos von der Furcht befreit, schloss er mit dessen Sohn, ebenfalls Theodotus, Bündnis und Frieden.“

Nach dem Bericht des Polybios [X.31] wurde Diodotus II. von **Euthydemos**, einem Griechen aus Magnesia, gestürzt und ermordet. Letzterer wurde von Justin nicht erwähnt, wohl aber von Strabon [11, 515f] und vor allem von Polybios. Dieser Herrscher hat viele Silber- und Bronzemünzen hinterlassen, die auch in Mittelasien und im südlichen Baktrien gefunden worden sind. Er dürfte aber nur das Tal des Oxos (=Amu-Darja; lat. Oxus) mit der Hauptstadt Baktra (heute Balch) beherrscht haben.

Polybios [X.27ff.; XI.34; XIII.9] berichtete ausführlich von dem Ostfeldzug (*Anabasis*) des Seleukiden-Herrschers Antiochos III. gegen die Parther (212–205), wobei dieser auch Baktrien eroberte, aber im Kabul-Tal von Sophagasenos, dem „König der Inder“ (s. Kapitel 5: Magadha nach Ashoka) am Weiterzug gehindert wurde. Auch Euthydemos widersetzte sich und verteidigte seine Hauptstadt Baktra. Vor seinem Abzug war Antiochos III. im Jahr -206 gezwungen, die Unabhängigkeit des Euthydemos anzuerkennen.

Über das weitere Leben des Euthydemos I. ist nichts bekannt; aus dem Text des Justinus [41,6] ergibt sich, dass Baktrien, durch Kriege geschwächt, von den Parthern erobert wurde:

„Die Baktrianer aber, durch mancherlei Kriege beunruhigt, verloren nicht nur ihre Herrschaft, sondern auch ihre Freiheit; denn durch Kriege mit den Sogdianern („sogdianorum“), Arachotern („arachotorum“), Drangianern (drangarum“) und Indern [so die Übersetzung von 1824; im Original: „areoorum“] abgenutzt, wurden sie endlich von den schwächeren Parthern, als Entkräftete niedergedrückt.“



Tarn [in Altheim/Rehork 89] datierte dieses Ereignis auf etwa -189. Nach dem Bericht des Justin [ebd.] erhoben sich dann aber die Baktrier unter **Eukratides**, einem Zeitgenossen des Arsakiden Mithridates I. (konv. 171–139), gegen die Parther und errangen in Nord-Baktrien ihre Unabhängigkeit zurück:

„**Fast** zu derselben Zeit wie Mithridates bei den Parthern kam Eukratides bei den Baktriern; beide waren große Männer“ [ebd., Hvhg. K.W.].

Recht unklar bleibt dabei, wann Mithridates I. (Mithradata) im Iran die Regierung angetreten hat [vgl. Tarn 1938, 197; Altheim 1947, I,334; 1948, II.51]. Ich halte es für wahrscheinlich, dass Eukratides schon um -180 im nördlichen Baktrien seine Herrschaft errichtet hat.

Trotz des eindeutigen Wortlautes der Justin-Passage wurde sie meines Wissens von keinem Historiker (auch nicht von Altheim) wörtlich zitiert. In allen mir bekannten einschlägigen Werken wurde die zeitweilige Eroberung Baktriens durch die Parther und der siegreiche Aufstand der Baktrier unter Führung des Eukratides verschwiegen; lediglich Klima [1988, 101] deutete sie an. Stattdessen fand ich überall die Behauptung, Demetrios, ein Sohn des Euthydemos, habe die Nachfolge seines Vaters angetreten und von Baktrien aus Indien bzw. Nordwest-Indien erobert und das „Indo-Baktrische Reich“ begründet. Eukratides wird als (späterer) „Usurpator“ bezeichnet. Für die Ignorierung der eindeutigen Justinus-Passage in der Sekundärliteratur ist Tarn verantwortlich, der diesen Text, der nicht in seine Konzeption passte, als „place of nonsense“ [Tarn 1938, 199] bezeichnete. Auch Altheim hat sich in seinem Buch von 1947/48, soweit es um Demetrios und Eukratides ging, der Konzeption Tarns angeschlossen.

Ich vertrete dagegen, auf Grund des Berichtes des Justinus, die Auffassung, dass nach der Unterwerfung Baktriens durch die Parther Demetrios mit einem baktrischen Gefolge nach Indien gezogen ist, wo er im Pandschâb eine eigene Herrschaft begründet hat. Laut Justinus nannte er sich „rex indorum“ (was natürlich König von Nordwest-Indien bedeutete), laut Strabon [11,516] „epikator tun indon“ (so auch der spätere Menandros). Auch auf seinen zweisprachigen Münzen (griechische und Brâhmi-Schrift) bezeichnete sich Demetrios lediglich als „basileos tun indon“ und „mahârâja“, ohne jeden Bezug auf Baktrien.

Dagegen bezeichnete Justinus den Eukratides als Herrscher von (Nord-) Baktrien, der Angriffe des „Inder-Königs“ Demetrios abwehren musste:

„Doch führte Eukratides viele Kriege mit großer Tapferkeit, und obschon dadurch geschwächt, siegte er, als er von Demetrios, dem König der Inder, belagert wurde, durch beständige Ausfälle mit 300 Soldaten über 60.000 Feinde.“

Altheim [1947, I.54] betrachtete diese Zahlen nicht als Übertreibung. Er geht

davon aus, dass das Heer des Demetrios zum großen Teil aus unzuverlässigen indischen Hilfstruppen bestand, während sich Eukratides, der selbst aus Baktrien stammte, auf die einheimische baktrische Bevölkerung stützen konnte, mit deren Hilfe er im Kampf gegen die Parther zur Macht kam. (Die Griechen akzeptierten notwendigerweise die alte Stammesgesellschaft. Zu welchen Leistungen diese im Kampf gegen ausländische Eroberer auch jetzt noch fähig ist, haben die letzten 25 Jahre afghanischer Geschichte deutlich gezeigt.)

Dass Demetrios ein Sohn des Euthydemos I. war, ergibt sich aus einer Notiz des Polybios [XI,34], wonach ersterer als Gesandter seines Vaters um -206 bei Antiochos III. erschien. Tarn [1938, 129ff] errechnete das Eindringen des Demetrios in Nordwest-Indien auf -184; diese Jahreszahl widerspricht nicht meiner Konzeption.

Strabon [15,698] berichtete, dass ein gräko-baktrischer Herrscher einen Beutezug bis Palibothra (= Pataliputra) unternommen hätte, wobei er offen ließ, ob es sich um Demetrios, Menandros oder einen anderen gehandelt hat. Kaum bekannt ist, dass in einigen Purānas dieser Zug nicht nur erwähnt, sondern auch ausdrücklich betont wurde, dass Demetrios Anführer desselben gewesen ist.

In den Abschnitten 5–7 des Yuga-Purāna heißt es, dass die „Yavana“ unter Dharmamita (= Demetrios) die Stadt „Pushpapura“ (= Pataliputra, die Hauptstadt Magadhas) belagert hätten, ohne dass von einem Erfolg die Rede ist. Als in ihrem eigenen Land „ein sehr schrecklicher und wilder Krieg“ ausgebrochen sei, hätten sie die Belagerung abgebrochen und seien abgezogen. Im Bāghavat-Purāna [Wilson 1868, 4,10f] heißt es in einer separaten Herrscherliste: „Pushpamitra, ein König, und dann Durmitra“. Altheim [I.331] schrieb hierzu:

„Pushpamitra aber ist Pushyamitra der Shunga, der Feldherr des letzten Maurya, der Mörder seines Herrn und Gegner des Demetrios. [...] Sein Nachfolger ist Durmitra, und in ihm hat man längst Demetrios erkannt.“

Dieser Purāna betrachtete offensichtlich beide als „Usurpatoren“, weshalb sie in eine separate Liste kamen. In diesem Zusammenhang möchte ich an die Inschrift des Kalinga-Herrschers Khāvela erinnern, in der es ausdrücklich heißt, dass „Dimita“ bis nach Magadha vorgedrungen sei, die Hauptstadt „bedroht“ (nicht erobert) und sich dann nach Mathurā zurückgezogen hatte, als Khāvela selbst Aktionen einleitete. Auf keinem Fall kann somit davon die Rede sein, dass Demetrios das Ganges-Tal und Magadha erobert hat; er brachte lediglich kurzfristig einige Gebiete unter seine Kontrolle bzw. plünderte sie aus. (Dies wurde in den Purānas besonders hervorgehoben.)

Ich betone dies deshalb, weil in der Sekundärliteratur [z.B. Hallade 23] mitunter davon die Rede ist, dass Demetrios -184 das einstige Reich Ashokas

samt Pátaliputra erobert und für kurze Zeit Griechen, Iraner und Inder in einem gemeinsamen Reich und Kulturgebiet vereinigt hätte. Selbst im *Kleinen Pauly* [II,1466] findet sich folgender Satz:

„Unter D. und seinen Söhnen [...] lebten Iranier, Griechen und Inder in gutem Einvernehmen. [...] 175 fiel D. im Kampf gegen Eukratides, dem Usurpator des baktrischen Reichsteiles.“ [Ich habe die im Zitat genannten, aus Münzen bekannten Kleinkönige weggelassen, zumal es sehr zweifelhaft ist, ob diese überhaupt Söhne des Demetrios gewesen sind; K.W.]

Der Autor, Hans Volkmann, bezog sich hierbei ausdrücklich auf Justinus, der, wie zitiert, das genaue Gegenteil sagte: Eukratides hatte im Kampf gegen die Parther die Unabhängigkeit erkämpft und wurde von Demetrios, der nie Herrscher von Baktrien war, bekriegt. Deshalb konnte Demetrios auch keine Baktrier („Iranier“) beherrscht haben. Im Justinus-Text ist auch keine Rede vom Tod des Demetrios im Kampf gegen Eukratides, worauf schon Altheim [1947, 1.334f] hingewiesen hatte. Lediglich die Jahreszahl des Sieges des Eukratides (-175) scheint korrekt zu sein.

Wie wenig Volkmann selbst von seiner eigenen Datierung überzeugt war, beweist sein Artikel „Eukratides“ im *Kleinen Pauly* [II.426]:

„Durch seine Eltern Heliokles und Laodike [...] Vetter des Antiochos IV. stürzte in dessen Auftrag 167/66 [Eukratides; K.W.] den Demetrios von Baktrien.“

Offensichtlich hat Volkmann inzwischen Tarn [1938, 183-224] gelesen, der in seinen umfangreichen, aber phantastischen Erörterungen über Eukratides genau diese Thesen vertreten hat. Es ist ihm aber entgangen, dass Altheim [1947, 1.20f; 1948 II,40ff] gerade diese Thesen überzeugend widerlegt hat. Es gibt nicht den geringsten Beweis für eine seleukidische Abstammung des Eukratides; alle bekannten Schriftquellen sprechen dagegen. So bezeichnete Strabon [15, 685f] Eukratides als „baktrischen Griechen“, der von den „Makedonen“ (= Seleukiden) abgefallen war. Weiter vertrat Tarn die Auffassung, dass Demetrios I. nur das südliche Baktrien beherrscht hätte und dass erst dessen Sohn Demetrios II. den Zug nach Magadha unternommen hätte, den er auf -167/66 ansetzte. Für diese angenommene Personenspaltung gibt es keinen Beleg.

Über die Aktionen des **Eukratides** und über sein Ende nach seinem Sieg über Demetrios berichtete Justinus [immer noch 41,6]:

„[...] und so im fünften Monat befreit, brachte er Indien in seine Gewalt. Als er sich daraus zurückzog, wurde er von seinem Sohn, welchen er zu seinem Mitherrscher gemacht hatte, unterwegs getötet, welcher, ohne den Vatermord zu verheimlichen – als hätte er einen Feind, nicht den Vater getötet –, sowohl seinen Wagen durch das Blut desselben fuhr als auch den Körper unbeerdigt wegwerfen ließ.“

Eukratides hat viele Münzen hinterlassen, deren Legenden den Titel „râjâtirâja“ (Oberkönig der Könige) tragen. Der Zeitpunkt der Ermordung des Eukratides wurde von Spezialisten verschieden datiert: von Tarn [1938, 219] auf -159/58, von Narain [1957, 73] auf -155 und von Altheim [1948, II.52] auf -145. Alle angegebenen Datierungen des Todes des Eukratides möchte ich bezweifeln. Altheim [1948, II.52] hat selbst zugegeben, dass es keinen einzigen Lebensbeleg für ihn nach dem Jahr -163 mehr gibt, aber auch diese Jahreszahl wurde von ihm spekulativ errechnet. Nach meiner Auffassung ist Eukratides weitaus eher ermordet worden, wobei ich mich auf den zitierten Text des Justinus stütze, dem zufolge er nach einem relativ kurzen Zug nach Indien ermordet wurde.

Strabon [II,515] berichtete, dass die Arsakiden nach dem Tod des Eukratides in zwei Wellen Baktrien zurückerobert hatten (Dazwischen muss somit noch eine griechisch-baktrische Herrschaft bestanden haben.) Wie ich im Kushâna-Abschnitt noch begründen werde, bin ich, soweit es um Eukratides geht, nur insofern einig, dass kurz vor -140 die Tocharer das nördliche Baktrien eroberten. Als Nachfolger des Eukratides gilt **Heliokles**, der nur durch Münzen bekannt ist:

„Von den Münzen kennt man nach Eukratides nur noch einen baktrischen König: Heliokles Dikaios.“ [Tarn 1938, 270]

Die beliebte Streitfrage, ob dieser Heliokles, auf dessen Münzen zuweilen auch sein Bruder Eukratides (II.) abgebildet ist, mit dem Vatermörder identisch war, trägt m.E. nur spekulativen Charakter [ausführlich hierzu Altheim 1948, II.64ff]. Münzen des Heliokles wurden allerdings vorwiegend in Nordwest-Indien gefunden, die des Eukratides II. nur in Baktrien:

„Vielleicht also war es nicht Heliokles, sondern Eukratides II., der gegen die Parther Thron und Leben verlor“ [Altheim 1948, II.65].

Im südlichen Baktrien bestanden vor dem Einfall der Tocharen auf jeden Fall noch gräko-baktrische Herrschaften, wie die des durch viele Münzen und die Säule seines Gesandten Heliodor bekannten Antialkidas (ca. -140).

Pompejus **Trogus** hatte in seiner *Philippischen Geschichte* auch über die Feldherren und Nachfolger des Demetrios in Nordwest-Indien berichtet, was aus seinem erhalten gebliebenen *Prolog* (Inhaltsübersicht) des 41. Kapitels hervorgeht:

„Auch die indischen Taten sind hinzugefügt, die durch ihre Könige, Apollodotus und Menander, ausgeführt wurden.“ [Justinus 1824, 393]

Leider hat Justinus in seinen Auszügen diese „indischen Taten“ weggelassen. Ein Nachfolger des Demetrios war sein „Bruder“ **Apollodotos**, von dem relativ viele Münzen in Nordwest-Indien gefunden worden sind, mit der Legende

„mahârajasa apaladatasâ tradaras“. Sonst ist von ihm nichts bekannt. Er soll gegen Eukratides gefallen sein [so Waldschmidt 1950, 78, ohne Quellenbeleg]. Ein anderer gräko-baktrischer Kleinkönig war **Menandros**, der Schwiegersohn des Demetrios. Sein präkritischer Namen Minandra steht auf einem gefundenen Bajaur-Kästchen [Derrett 1198f], außerdem wurden viele zweisprachige Münzen mit seinem Namen gefunden. Aus den Münz-Fundstätten wurde geschlossen, dass Eukratides (und nach ihm Heliokles) im Pandschâb westlich des Hydaspes (heute Jhelum), Menandros östlich dieses Flusses geherrscht hätten:

„Aber es war zweifelhaft, ob er den Hypanis [den östlichsten Fluss des Pandschâb, heute Boas; K.W.] überschritten und den Imaos [Jamuna? = Dschamna; K.W.] erreicht hat. [...] Ob M. in Magadha eingefallen und Sâketa und Pâtaliputra belagert hat, ist zweifelhaft, das Zeugnis des Yuga-Purâna und des Grammatikers Patanjali ist unzureichend (Narain 1957, 82ff.). Die phantasievolle Biographie bei W.W. Tarn [...] ist nur schwach begründet“ [Derrett 1198].

Nach buddhistischen Berichten residierte er als Milinda in Sâgala/Sâkala (wahrscheinlich das heutige Siâlkôt/Pandschâb) und gilt als Förderer des Buddhismus. In dem philosophischen Traktat *Milinda-pancho* (Fragen des Milinda) diskutierte er mit dem Mönch Nagasena, der ihn schließlich davon überzeugt, dass es keine Seele gibt.

Danach gibt es keine schriftlichen Berichte mehr über die Gräko-Baktrier. Die vielen gefundenen Münzen beweisen, dass es auch weiterhin griechische Herrschaften in Nordwest-Indien gegeben haben muss. Die Vielzahl der prägenden „Herrscher“ spricht aber eindeutig dafür, dass es sich nur um Kleinfürstentümer gehandelt haben kann. (Schon zur Zeit des Demetrios gab es „Unterkönige“, die sich auf den Münzen als seine „Brüder“ bezeichneten.) Schon Lefmann [811] betonte:

„Nach Menander haben wir wieder nur Namen, ohne Sicherheit der Namen, ohne Sicherheit der Zeitfolge, ohne Tat, ohne Geschichte.“

Ich habe nicht die Absicht, detailliert diesen Dschungel zu analysieren. Es fallen aber die vielen Namensverdopplungen auf, die sich natürlich aus den Münzen selbst nicht ergeben. Nach meiner Überzeugung wurden sie von Numismatikern vorgenommen, um scheinbare „Leerzeiten“ zu füllen.

Liest man die üblichen Darstellungen, ist man überrascht von den vielen Herrschern, die zwischen Demetrios und Maues in Taxila geprägt und regiert haben sollen. Negiert man aber die vielen Verdopplungen und geht man in die Tiefe, ergibt sich ein ganz anderer Geschichtsverlauf. So wird eine relativ lange Regierungszeit eines Heliokles II. angenommen. Schon Hambly [49] hat aber aufgezeigt, dass dieser mit Heliokles (I.), dem Sohn und Nachfolger des

Eukratides, identisch war. Die angeblichen vier Herrscher mit Namen Strato lassen sich unschwer auf einen einzigen Strato reduzieren, dessen Sitz in Pushkalavati (Peshavar) war. Dessen Münzen wurden aber von Heliokles überprägt [Tarn 1938, 271]. Auch Amyntas ging Soter zeitlich voraus [Hambly 49]. Es bleibt die Schlussfolgerung, dass Maues in Taxila der unmittelbare Nachfolger des Heliokles gewesen sein muss.

Kaum bekannt ist, dass in den Vishnu-, Matsya-, Vāyu- und Bhagavata-Purānas Listen von Herrschern der „Yavana“ (Griechen) enthalten sind. Jeder Purāna enthält andere Namen, in jedem sind es genau acht. Mir liegt noch keine Analyse darüber vor, inwiefern diese Namen mit den aus den Münzen bekannten Namen identisch sind. In einigen Purānas, so im Vāyu-Purāna wurde aber betont, dass die „Yavana“ insgesamt 82 Jahre in Indien geherrscht haben [Wilson 1868 (The Visnu-Purana), IV.206]. Da die erste griechisch-baktrische Invasion nach Indien -184 durch Demetrios erfolgt ist, muss dieses Jahr als das Beginn dieser 82 Jahre betrachtet werden. Demnach müssen bis -102 griechisch-baktrische Herrschaften in Nordwest-Indien bestanden haben.

Nach den griechischen Quellen haben die Kushāna etwa -126 Baktrien besetzt; dies schließt aber nicht aus, dass es auch noch später griechisch-baktrische Herrscher gab, die mehr oder weniger Vasallen der Eroberer wurden [Posch 84].

### Die Saken (Sakai)

Im westlichen und südwestlichen Indien wurden Münzen und Inschriften der „Shaka“ (Sanskrit-Schreibung) gefunden. Diese waren offensichtlich identisch mit den in griechischen Schriftstellen genannten „Sakai“. Schon im -5. Jh. wies Herodot [III.93; VI.113; VII.9] auf „Sakai“ hin, die im südlichen Mittelasien die XV. Satrapie des Achämenidenreiches bildeten. In der berühmten Behistun-Inschrift berichtete der Achämeniden-Herrscher Dareios I., dass der „Saka“-Führer Skunka in seine Gefangenschaft geraten ist [Brentjes 1967, 84]. Es gibt viele andere achämenidische Inschriften, in denen „Saka“ genannt wurden, auch archäologische Funde werden ihnen zugeschrieben [ausführlich Hambly 31-38].

Spätere griechische Autoren, wie z.B. Strabon [XI.511], bezeichneten die „Sakai“ als Teilvolk der „Skythen“. Unter diesem Begriff wurden die Nomadenvölker mit (nord-)iranischer Sprache zusammengefasst; die gefundenen Inschriften beweisen, dass die Sakai tatsächlich iranisch-sprachig waren.

Während der Arsakidenzeit waren die „Skythen“ faktisch unabhängig, unternahmen aber Beutezüge nach Persien. So berichtete **Justinus** [36,1; 38,8] in seinen Auszügen ausführlich über den Krieg zwischen dem Seleukiden Antiochos VII. Sidetes und dem Arsakiden Phraates, dem Nachfolger und

Bruder des Mithridates I. Den Arsakiden gelang es, das seleukidische Heer in seinen Winterquartieren einzukesseln und zu vernichten; auch Antiochos VII. fiel. Dieses Ereignis wurde auch von anderen Autoren (Diodoros und Flavius Josephus) geschildert; es wird übereinstimmend auf -129 datiert. Wie Justinus weiter im 41. Kapitel berichtete, fielen in dieser Zeit „Skythen“ in Persien ein und verwüsteten es. Phraates zog gegen diese Skythen, beging aber den Fehler, seleukidische (makedonische) Kriegsgefangene in sein Heer zu pressen. Es kam zur Schlacht:

„Als sie [die Gefangenen; K.W.] daher der Parther Schlachtheer weichen sahen, gingen sie zu den Feinden über und vollzogen durch blutiges Niederhauen des parthischen Heers und des Königs Phraates selbst die langersehnte Rache für ihre Gefangenschaft.“ [Justinus 41,1]

Dieses Ereignis wird auf -127/26 datiert.

„Die Skythen aber, zufrieden mit dem Sieg, kehrten, nachdem sie Parthien verheert hatten, in ihr Vaterland zurück.“ [Justinus 41,2]

Die Saken beschränkten sich aber nicht auf Beutezüge nach Persien. Hambly verwies darauf, dass schon im -2. Jh. die ostiranische Provinz Drangiane (im Gebiet des Sees Hilmund, heute Hamun) Sakastan (Segistan) genannt wurde:

„Man darf mit Sicherheit annehmen, daß die Saken-Stämme durch die Herat-Schlucht nach Süden gezogen sind und sich in der früheren Drangiane niedergelassen haben.“ [Hambly 52]

Diese Region heißt jetzt Seistan (Sistan), ihre Bewohner wurden noch im Mittelalter als „Sagzi“ bezeichnet [Hambly 51f]. Offensichtlich zogen Saken auch weiter östlich nach Arachosien, wo sakische Münzen aus dem -1. Jh. gefunden worden sind.

In den meisten konventionellen Darstellungen der Geschichte Mittelasiens und Indiens findet sich die Behauptung, dass die Saken auch das **Industal** erobert und beherrscht hätten. Meine Studien haben ergeben, dass es sich hierbei bestenfalls um eine Vermutung handelt, die vor allem mit Münzfunden begründet wird. In Taxila wurden zweisprachige Münzen gefunden, die ein Herrscher geprägt hatte, der sich in griechischer Schrift **Maues** und in Kharoshtî-Schrift Moa nannte und sich als „basileon basileos megas“ bzw. „rājâtîrāja“ (beides bedeutet: König der Könige) bezeichnete. Weiterhin wurde in Taxila eine Kupferplatte mit Inschrift gefunden, in dem sich ein Moga (in griechischer Sprache) als „großer König“ bezeichnete. Beide waren offensichtlich identisch. Da es sich um einen „sakischen“ Namen handelt, wurden in der Literatur sehr weitgehende Schlüsse gezogen. Selbst Altheim [1948, II.116] schrieb:

„Maues war der Eroberer des Industals, der Surastrene, des nordwestlichen Punjâb mit Taxila, wo sich seine Münzen fanden.“

Diese „Eroberungsthese“ wird jedoch von einigen Historikern bezweifelt. Hambly [52] schrieb:

„Viel eher möchte man annehmen, dass Maves seine Laufbahn als Kommandeur sakischer Söldner begonnen hat, die in den Diensten der späten indo-griechischen Könige, vor allem des Archebios, gestanden haben. [...] Wie Jenkins auf Grund einer Münzanalyse bewiesen hat, gelang es den Griechen unter Appolodotos II. schließlich, Maves (97 bis um 77 v.Chr.) aus Taxila zu vertreiben.“

Ich möchte diese Datierung bestreiten und eine andere Lösung des Problems vorschlagen. Fest steht, dass das neue Taxila (Sirkap) von Demetrios I. errichtet wurde; wahrscheinlich war es seine Residenz. Diese wurde nach seiner Niederlage -175 offensichtlich von Eukratides besetzt, der natürlich einen Kommandanten einsetzte. Dieser könnte Maues gewesen sein, der sich aber bald selbst zum König erklärte.

Maues hat, wie schon dargelegt, eine Kupferplatte mit einer Inschrift hinterlassen, die auf das Jahr 78 einer unbekanntenen Ära datiert ist [Altheim 1948, II.111]. Geht man von der damals üblichen Arsakiden-Ära (Beginn: -247) aus, entstand die Inschrift im Jahr -169, was genau meiner These entspricht. Maves wurde dann nicht von Apollodotos II., sondern von Apollodotos, dem „Bruder“ und Feldherrn des Demetrios gestürzt! Nach den umfangreichen Münzforschungen von Kenneth Jenkins gab es nach Maues nur noch griechische Münzprägungen von Apollodotos und Hippostrates [Hambly52].

Später sollen mit parthischer Hilfe die Saken unter dem Herrscher **Azes** wieder die Macht in Taxila ergriffen haben, weil Münzen desselben in Taxila gefunden wurden. Allerdings ist es zweifelhaft, ob Azes, der nach seinen Münzen parthischer Vasall war, jemals in Taxila geherrscht hat. Altheim [1948, II.116f] rekonstruierte zwar an Hand der Münzen die Geschichte dieser Dynastie (Azes soll der Schwestersonn des Maues gewesen sein), verschwieg aber, dass es sich um eine in Arachosien herrschende Dynastie handelte, die mit Taxila überhaupt nichts zu tun hatte [vgl. Hambly52].

Mit diesem Azes haben die Historiker, wenn sie überhaupt auf ihn eingehen, ihre Schwierigkeiten. Numismatiker unterscheiden zwischen Münzen eines Azes I. und II. Altheim [1948, II.121] lehnte diese Personenspaltung ab; sie ist aber bedenkenswert. Die Azes I. zugeschriebenen Münzen wurden ausschließlich in Arachosien gefunden; alle in Taxila gefundenen Münzen gelten als Münzen des Azes II. Allerdings möchte ich nicht ausschließen, dass beide trotzdem identisch waren. Die Parther können nach einer (kurzzeitigen) Eroberung Taxilas den arachosischen Azes als ihren Statthalter in Taxila eingesetzt haben. Der Azes von Taxila überprägte übrigens Münzen des Apollodotos II. und des Hippostrates [Altheim 1948, II.121], was dafür spricht, dass er unmittelbar diesen gräko-baktrischen Herrschern gefolgt ist.



Mit dem Namen des Azes ist die von Historikern auf Grund der Indravarma-Inschrift konstruierte **Azes-Ära** verbunden. Diese soll, wie die Vikrama-Ära, im Jahr -57 begonnen haben. Posch [102, Anm. 9] erklärte beide Ären für identisch; er verschwieg allerdings, dass es sich bei der „Azes-Ära“ eigentlich um eine „Aya-Ära“ handelt. Auf einer in Taxila gefundenen Silberrolle steht die Inschrift eines Indravarma, die im „126. Jahr des Aya“ verfasst worden ist. Dieser Aya wird aus Gründen, die ich sachlich nicht nachvollziehen kann, zumeist mit Azes identifiziert. (Für eine Taxila-Ära kommt nur ein in Taxila regierender Herrscher, also Azes II., in Betracht.) Altheim [1948, II.122] schrieb über diese Inschrift:

„Sie selbst ist zu Ehren des ‘maharaja rajatirara devaputra Khushani’, also des Kujula oder des Vima Kadphises aufgezeichnet.“

Es handelt sich hierbei um Kushâna-Herrscher vor Kanishka, die vor allem durch Münzen bekannt sind. Die Datierung des Beginns der „Azes-Ära“ auf -57 hatte somit einen Zweck: Mit ihrer Hilfe wurden diese frühen Kushâna-Herrscher in das späte +1. Jh. datiert. Während Altheim [ebd.] noch Zweifel äußerte, ging Posch [102, Anm. 9] ohne jede weitere Beweisführung schon davon aus, dass „aufgrund der Indravarma-Inschrift“ diese Datierung „endgültig“ gesichert ist.

Mir liegt es nicht, so zu spekulieren, möchte aber darauf hinweisen, dass zur Partherzeit allgemein nach der Arsakiden-Ära datiert wurde, die -247 begann. Wenn „das 126. Jahr des Aya“ tatsächlich das 126. Jahr ab -247 gewesen ist, wurde die Inschrift im Jahr -121 verfasst, also einige Jahre nach der Eroberung Baktriens durch die Kushâna!

Der archäologische Befund beweist eindeutig, dass zwischen Azes und Kujula keine Zeitdifferenz von 126 Jahren bestanden haben kann. So wurden in den Schichten III und II von Taxila-Sirkup nur Münzen von Azes II., Gudophares und Kujula Kadphises gefunden, die somit unmittelbar aufeinander gefolgt sein müssen [Posch 110].

**Gudophares**, der unmittelbare Nachfolger des Azes II. und Vorgänger des Kujula Kadphises in Taxila, bezeichnete sich auf seinen Münzen als „basileos basileon megas“; sie waren griechisch und iranisch, niemals indisch beschriftet. Nach iranischen Berichten war er ein Perser („Pahlava“), der die Saken in Arachosien unterwarf und eine relativ große Herrschaft begründete. Aus dem Münzbefund ergibt sich, dass er außerdem Taxila beherrschte. Auf Inschriften wurde er auch Gundopharos oder Gundofarr genannt.

Viele konventionelle Historiker datieren diesen Herrscher in die Mitte des +1. Jh. Als „Beweis“ gilt das späte apokryphe Evangelium nach Thomas (des „ungläubigen Thomas“ des Johannes-Evangeliums, der als Apostel der Inder gilt), in dem davon die Rede ist, dass Thomas sich auf seinem Weg nach

Indien bei König „Gondophares“ aufgehalten habe. Mitunter wird in diesem Zusammenhang auch auf eine armenisch-christliche Quelle verwiesen, wonach „Guthospar“ (Kaspar) einer der drei Könige war, die Jesus nach seiner Geburt aufsuchten [Albanese 2003, 34].

Sten Konow berichtete 1925 von der Inschrift eines Guduvhara, die bei Tacht-i Bahi (Takht-i Bahi) in Baktrien gefunden wurde. Sie ist datiert auf das 26. Regierungsjahr dieses Herrschers im Jahr 103 einer unbekanntes Ära. Sofort identifizierten einige Historiker diese unbekanntes Ära mit der Vikrama-Ära. Altheim [1948, II.118] lehnte diese These entschieden ab:

„Die Vikrama-Ära ist eine solche von Ujjainî; Gundofarr hat dort nie geherrscht. Sie bezeichnet die Befreiung des Landes von der Herrschaft der Saka: auch damit hat er nichts zu tun.“

Später wurde die unbekanntes Ära der Inschrift mit der künstlich konstruierten „Azes-Ära“, die chronologisch der Vikrama-Ära entspricht, identifiziert. Dieser Auffassung haben sich auch Hambly [53] und Posch [109] angeschlossen, letzterer „aus guten Gründen“, die er allerdings nicht angab. Auch diese These wurde schon von Altheim [1948, II.114] abgelehnt:

„Aber auch da sieht man nicht, warum Gundofarr sich die Jahresrechnung nach einem König angeeignet haben sollte, dessen Haus und Nachfolger er selbst entthront hatte.“

Aber auch Altheim [ebd., 118] kam zu keiner Lösung: „Welche Ära die des Gundofarr war [...] steht völlig dahin.“ Möglich ist, dass die Inschrift von Tach-i Bahi ebenfalls nach der Arsakiden-Ära datiert wurde. Immerhin ging Gudophares nach dem archäologischen Befund den Kushâna unmittelbar voraus. Das 103. Jahr dieser Ära war das Jahr -144; die Inschrift wurde somit, wenn man von den griechischen Schriftquellen ausgeht, einige Jahre vor dem Einfall der Kushâna in Baktrien verfasst. Gegen diese These scheint zu sprechen, dass die Inschrift im 26. Regierungsjahr des Gudophares verfasst wurde, seine Herrschaft also -170 begonnen haben muss. Zu dieser Zeit kann er noch nicht in Taxila geherrscht haben; er behauptet dies aber auch nicht in seiner Inschrift. Die Inschrift wurde auch nicht in Taxila, sondern in Baktrien angebracht. Es ist durchaus möglich, dass Gudophares schon zur Zeit des Eukratides, wahrscheinlich als arsakidischer Unterkönig (er war Perser), in Baktrien seine Herrschaft begonnen hatte.

Auf die weitere Geschichte Taxilas werde ich im Kushâna-Abschnitt eingehen, ebenso auch auf die in chinesischen Berichten erwähnten „Sai-Wang“, die offensichtlich mit den Saken identisch waren.

### Zur „Shaka-Ära“

In Indien wurden die Saken als „Shaka“ bezeichnet. Möglicherweise war dies ihre ursprüngliche Selbstbezeichnung; die Griechen hatten keinen Buchstaben

zur Bezeichnung des „sh“-Lautes. Dieser („shan“) wurde erst von den Kushâna-Herrschern geschaffen und in griechischen Texten verwendet [Tam 1938, 508-512; Altheim 1947, I.87].

Bis ins 19. Jh. wurde im südwestlichen Indien nach der „Shaka-Ära“ gerechnet, die im Jahr +78 begonnen hat. Kein Indologe konnte bis jetzt überzeugend erklären, was in diesem Jahr geschehen sein soll. Zumeist wird auf die Vikrama-Legende, auf die ich noch eingehen werde, verwiesen oder behauptet, dass in diesem Jahr der Kushâna-Herrscher Kanishka seine Regierung angetreten hat, wofür es nicht den geringsten Beweis gibt.

Da nach dieser Ära fortlaufend vor und nach der von Illig bewiesenen Phantomzeit datiert wurde, kam ich schon vor Jahren auf die Idee, dass diese Zeitrechnung nicht im Jahr +78, sondern 297 Jahre früher begonnen haben muss, also im Jahr -220. Wie ich dargelegt habe, operierten damals schon lange Saken im Iran.

Kritiker könnten mir entgegenhalten, dass schon vor der Phantomzeit nach der christlichen Zeitrechnung datiert worden sei und somit meine These nicht verallgemeinert werden könne. Es handelte sich hierbei jedoch nur um ein Scheinargument, weil in Europa vor der Phantomzeit keineswegs ab der Geburt Christi, sondern nach Herrscherjahren, mitunter auch nach „heidnischen“ Ären (ab Gründung Roms oder ab Regierungsbeginn des Kaisers Diokletian) datiert wurde [vgl. Illig 1999, 17ff]. Mitunter wird auf Dionysius Exiguus verwiesen, der im Jahr 525 eine Ostertafel geschaffen haben soll, die von Christi Geburt ausging. Ich habe jedoch Zweifel, ob diese Ostertafel tatsächlich schon im 6. Jh. entstanden ist, auf jeden Fall ging von ihr unmittelbar keine neue Zeitrechnung aus. Die gilt auch für den ominösen Text des Philocalus [ebd., 169], auf den ich hier nicht näher eingehen möchte.

Vor allem besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der christlichen und der chinesisch/indischen Geschichtsschreibung. Erstere beruht, wie Illig nachgewiesen hat, auf *erfundenen* drei Jahrhunderten. In China und Indien gab es, abgesehen von den Jahren zwischen 226 und 316 (s. Grundthese 2, S. 369) solche Zeiterfindungen nicht. Die chinesischen und indischen Zeitrechnungen wurden von Wissenschaftlern nachträglich der christlichen *angepasst*, was logischerweise zu einer Zeitverschiebung von einigen Jahrhunderten führen musste.

So wurde auch die Chronologie Südostasiens der christlichen angepasst. Vor kurzem las ich eine *Geschichte Kambodschas* [Golzio 2003]. Auch hier gab es eine „Leerzeit“ von etwa 300 Jahren. Die einheimischen Inschriften wurden nach der „Shaka-Ära“ datiert; diese Daten entsprachen in etwa den Daten der chinesischen Berichte.

## Die „westlichen Satrapen“ (Shaka-Kshatrapa)

Meine Studien ergaben, dass die frühesten Shaka-Ära-Datierungen von den „Shaka-Kshatrapa“ in Gujarât und Mâlava stammen, also gerade aus der Region, in der noch bis zum 19. Jh. nach der Shaka-Ära datiert wurde. Das kann kein Zufall sein. Nach meiner Konzeption ist die Einführung der Shâka-Ära im Jahr -220 (+78 minus 297, ohne ein Jahr „Null“) mit der Begründung der Herrschaft der „westlichen Satrapen“ im südwestlichen Indien zeitlich identisch. Diese „Kshatrapa“ waren offensichtlich Führer von sakischen Stämmen, die zu dieser Zeit, aus dem Iran kommend, in Indien eingedrungen waren. Nach ihnen wurde das Gebiet von Gujarât noch von spätantiken griechischen Autoren als „Indoskythia“ bezeichnet [*Periplus Maris Erythraei* 38; Ptolemaios *Geographia* VII,1, 55].

Diese Shaka sind vor allem durch Inschriften und durch Münzen bekannt. Diese Münzen tragen ein Emissionsdatum, was „in Indien ein Einzelfall“ [Petech 444] ist:

„Das ermöglicht eine ziemlich vollständige Erschließung ihrer Genealogie und eine sichere Chronologie.“ [ebd.]

Ich bin keiner anderen Meinung, datiere allerdings jede angegebene Shaka-Jahreszahl 297 Jahre zurück. Der früheste Herrscher, dessen Münzen nach der Shaka-Ära datiert wurde, war **Bhumâka**, der den Titel „Kshatrapa“ trug. Seine Münzen wurden im heutigen Unionsstaat Gujarât gefunden; sie tragen Legenden in Brahmî- und Kharoshtî-Schrift. Dessen Sohn **Nahapâna** bezeichnete sich auf seinen Münzen und Inschriften als „mahâkshatrapa“ (Groß-Kshatrapa) und „râja“. Seine Münzen sind auf 41–46 Sh. datiert [Petech 442], was nach meiner Konzeption den Jahren 179–174 entsprechen würde. Weiterhin fanden sich in den Höhlentempeln bei Nasik Stifter-Inschriften seiner Verwandten. Anscheinend wurde seine Herrschaft durch die Sâtavâhena (Ândhra-Reich) beendet. Jedenfalls wurden seine Münzen mit dem Namen des „Gautamiputra Satakarni“ überstempelt [Thapar-Spear 130]. Dies kann nur der Satakarni der Kalinga-Inschrift des Khâravela gewesen sein, der um -180 von den Kalinga besiegt wurde. Die bereits erwähnte Inschrift des Satakarni in Nanagatha belegt, dass dieser Sâtavâhena-Herrscher nach dem Abzug (oder Vertreibung) des Khâravela das Ândhra-Reich wiederhergestellt und große Eroberungen im Westen durchgeführt hatte. Noch konkreter ist die Inschrift des Vasishthiputra, des Sohnes des Satakarni:

„Vasishthiputra behauptet, Gautamiputra habe die Shakas entwurzelt und den Stolz der 'kshatriyas' zerstört“ [Thapar-Spear 130].

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die These, wonach das Ândhra-Reich noch im +2. Jh. bestanden habe, allein auf den Shaka-Datierungen der Kshatrapa beruht, weil der archäologische Befund dem widerspricht. Ich

betrachte die zeitlichen Übereinstimmungen, die sich aus zeitgenössischen Inschriften in verschiedenen Regionen Indiens ergeben, als wesentlichen Beweis für die Richtigkeit meiner Rückdatierung der Shaka-Ära.

Allerdings konnten sich die Sâtavâhena nur kurze Zeit im westlichen Indien halten. Schon einige Jahre später prägten die „mahâkshatrapa“ wieder, und zwar in Ujjain (Mâlava, das frühere Avanti. Nach der Inschrift des Rudradâman beherrschten sie auch Gujarat.) Ob es sich um eine neue Dynastie handelt, ist unklar. Der erste Herrscher, der in Ujjain prägte, war **Chashtana**, Sohn des Ysâmotika. In der Inschrift von Andhau datierte er 52 Sh.; in die gleiche Zeit fallen seine Münzprägungen.

Dessen Enkel (und wohl auch unmittelbarer Nachfolger) war **Rudradâman**, der nicht nur durch Münzen bekannt ist, sondern vor allem durch seine Inschrift von Junagadh, unweit des Maurya-Staudammes (der noch heute besteht), die auf das Jahr 72 Sh. (nach meiner Konzeption -148) datiert ist [Auszüge der Inschrift: Thapar 2002, 224f]. In dieser heißt es, dass der Staudamm, von Pushyaguta, einem Vizekönig des Chandragupta Maurya errichtet, und von Tushapha, einem Vizekönig des Ashoka, ausgebaut, dass er durch einen heftigen Wirbelsturm zerstört und durch Pahlava Suvishakya, den Statthalter Rudradâmans in Surâshtra, wiederhergestellt worden ist. Weiterhin ist von siegreichen Feldzügen Rudradâmans die Rede, auch gegen die Sâtavâhana. Er habe den „Herren des Dekkhan“ zweimal besiegt und ihn nur wegen verwandtschaftlicher Beziehungen nicht völlig vernichtet. Vasisthiputra, der Sohn des Satakarni, war nach einer Inschrift zu Kanheri mit einer Tochter Rudradâmans verheiratet [Waldschmidt 1950, 86].

Ich möchte hier nicht auf die weitere Geschichte der „westlichen Satrapen“, die vor allem auf Grund der Münzprägungen rekonstruiert worden ist, eingehen. Allerdings gab es auch Unter-Könige, die im Unterschied zu den Mahâkshatrapa schlicht „Kshatrapa“ genannt wurden und deren Namen aus vielen Inschriften bekannt sind. Soweit es um die Großkönige geht, verweise ich, um diesen Abschnitt nicht zu überlasten, auf die von Truhart [2000, 200f] wiedergegebene Herrscherliste. Wegen der Datierungen muss diese bis 217 Sh. (nach meiner Konzeption bis -3) als gesichert gelten. Dann folgte eine Pause in den Münzprägungen bis 270 Sh. (nach meiner Konzeption bis +51). Dann soll Rudrasena III. eine neue Dynastie begründet haben.

Nach meiner Konzeption befinden wir uns jetzt schon in der frühen Gupta-Zeit. In der Allahabad-Inschrift des zweiten Gupta-Herrschers, Samudragupta (konv. 335–375; nach meiner Konzeption 38–78) wurden die Shâka noch als westliche Nachbarn des Gupta-Reiches bezeichnet. Erst Chandragupta II. (konv. 375–414; nach meiner Konzeption 78–117) rühmte sich, die Shaka unterworfen zu haben. Thapar/Spear [179] datierten diese Eroberung

konv. auf 388–408. Als letzter „Kshatrapa“ gilt ein Rudrasimha [Truhart 2000, 201].

### Zur Vikramâditya-Ära („Vikrama Savat“)

Im westlichen Indien wurde noch im 19. Jh. nach einer Ära datiert, die -57 (konvent. Zeitrechnung) der in Ujjain residierende Mâlava-Herrscher Vikramâditya (kurz: Vikrama) begründet habe. Diese Ära gilt als „heißes Eisen“ der indischen Chronologie [so Kulke-Rothermund 82]. Es gibt nur einen einzigen Beleg über die Umstände ihrer Einführung. In einem jainistischen Text, dem Kâlakâchâryarkathânika, heißt es, dass sich Kâlaka auf der Suche nach seiner entführten Schwester zu den Shaka („Saga“) begeben hätte. Ein Stamm der Shaka hätte dann Ujjain, das von Gardhabilla (dem Entführer der Schwester) beherrscht wurde, erobert und dort eine eigene Herrschaft begründet:

„Nach einiger Zeit aber erhob sich der König von Mâlava, Vikramâditya mit Namen, besiegte die Shakas und wurde selbst König. Er führte seine eigene Ära ein. Nach 135 Jahren kam sodann ein anderer Shaka-König, stürzte die Dynastie des Vikramâditya und führte wiederum eine neue Ära ein“ [Altheim 1948, 111; nach Sten Konow].

Die Shaka-Ära wurde, wie dargelegt, angeblich +78 eingeführt. Zwischen -57 und +78 liegen tatsächlich 134 Jahre (Altheim datierte übrigens den Beginn der Vikrama-Ära auf -58, um genau auf 135 Jahre zu kommen). Diese Verknüpfung von Vikrama- und Shaka-Ära wird von den meisten Wissenschaftlern abgelehnt, zumal feststeht, dass die zitierte Passage aus einem sehr späten jainistischen Text stammt.

Schon Lafmann [82] betrachtete Vikramâditya als „ein ins Dämmerlicht der Sage zurückgeworfenes Schattenbild, ohne Wesen und Wirklichkeit“. Kulke/Rothermund [82] schrieben direkt: „Fest steht allerdings, daß es keinen historischen König Vikramaditya von Malawa gab.“ Fast alle heutigen Indologen sind der gleichen Meinung.

Ich halte es deshalb für wenig sinnvoll, auch die Daten der Vikrama-Ära dogmatisch um 297 Jahre zurückzudatieren und halte es für sinnvoller, wie die meisten Historiker von einer späten Entstehung dieser Ära auszugehen. Immerhin soll die früheste Datierung nach ihr erst aus dem Jahr 428 V. und die zweite aus dem Jahr 794 V. stammen (auch diese sind umstritten). Ich halte es für ausgeschlossen, dass nach so vielen Jahrhunderten überhaupt noch eine Erinnerung an ein so lange zurückliegendes Ereignis bestanden haben kann. Auch den zitierten Jaina-Text halte ich für eine späte Fälschung, die zu dem Zweck verfasst wurde, die neu geschaffene Vikrama-Ära in ein zeitliches Verhältnis zu der bereits bestehenden Shâka-Ära zu bringen.

Ich neige der Auffassung zu, dass diese Ära erst nach der Phantomzeit, also nach (konvent.) 911, geschaffen worden ist. Für diese späte Datierung gibt es gewichtige literaturgeschichtliche Belege. Die Figur des Vikramāditya von Ujjain erscheint nämlich erst sehr spät in der indischen Literatur (in vorherigen Schriftquellen, bis auf den bezeichneten Jaina-Text, überhaupt nicht). Er war der legendäre Held eines indischen Epos, des *Shivadāsa* [deutsche Ausgabe Leipzig, 1978]. Klaus Mylius vertrat als Herausgeber entschieden die Auffassung, dass dieses Epos nicht früher als im 10. Jh. entstanden sein kann [so auch Mylius 1983, 211]. Erst im 13. Jh. entstand auf dieser Grundlage der von Ananta verfasste Erzählungsband *Virarcharitra* bzw. *Simhāsana-dvātrimshatikā* [deutsch 1976: „Der Löwenthron“]. Beide Texte tragen märchenhafte Züge; interessant ist jedoch, dass sie den Anschein erwecken wollen, Vikrama habe im ältesten Indien gelebt. So wurde er als Zeitgenosse des „Nanda, des Königs von Vishala“ [Beer 27] und des „Shalivahana“ [Beer 152ff], des Begründers des Reiches von „Pratishthana“ (also des Āndhra-Reiches mit der Hauptstadt Pratishthana) bezeichnet. Shalivahana war nach dieser Darstellung der Sohn des Shesha, „des Fürsten der Unterwelt und König der Schlangen“ [Beer 18, 156]. Während einer militärischen Auseinandersetzung zwischen Vikrama und Shalivahana kam Shesha seinem Sohn zur Hilfe:

„Und Shesha sandte alle seine Schlangen hinauf auf die Erde. Sie stürzten sich auf Vikramas Heer, bissen und töteten mit ihrem Gift sämtliche Krieger, so dass König Vikrama sein gesamtes Heer verlor. Ganz allein kehrte er in seine Hauptstadt zurück.“ [Beer 156]

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass diese Vikrama-Epen stark vom Jainismus beeinflusst sind [so Beer 212].

Wie man auch zur Vikramāditya-Ära stehen mag: Kein einziges wichtiges Ereignis der indischen Geschichte wurde nachweisbar nach ihr datiert, so dass sie für die Rekonstruktion der wirklichen Geschichte ohne jede praktische Bedeutung ist.

Literatur s. ZS 1/2004, 208-214

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6

# Irgendwo in Gallien

## Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451

Volker Friedrich

### Einleitung

(Der vollständige Artikel mit ca. 75 Seiten ist als Monographie im Mantis Verlag erhältlich. Die für die *Zeitensprünge* vorgenommenen Kürzungen sind hier im Text mit “//” vermerkt.)

// Bei der Diskussion um das Gelände der Varusschlacht kam mir in den Sinn, ob nicht analog auch die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern geographisch entschleierte werden könnte. Aufgrund meiner persönlichen Ortskenntnisse im östlichen Frankreich, im Saarland und in Rheinland-Pfalz kam ich nach Lektüre einschlägiger Quellentexte bald zu dem Schluss, dass das diskutierte rund 100 km lange Gelände zwischen Troyes und Châlons-sur-Marne als abwegig zu betrachten ist. Aufgrund der Feldarbeiten für meine geographische Dissertation waren mir vor allem die Grenzsäume zwischen Frankreich und Deutschland sowie die angrenzenden deutschen Gebiete geläufig. Mir fielen daher, als ich mich mit der von Ritter-Schaumburg herausgegebenen *Svava*, der schwedischen Fassung der nordischen *Thidreks-Sage*, näher befasste, alsbald Ähnlichkeiten von dort genannten Orts- und Völkernamen mit mittelalterlichen und rezenten Siedlungen sowie Landschaften in der Moselgegend, also Gebieten westlich des Rheins, auf. Die frühe Hypothese, dass insbesondere die *Svava* sogar geographische Angaben aus der späten Antike enthält, stellte sich bei der Analyse der klassischen historischen Quellen zunehmend als vermutlich richtig heraus.

Dank schulde ich dem Barsinghausener Altphilologen Dr. Klaus Gast für seine Recherche des Hydattius-Begriffes „*haud longe de Mettis*“ und Übertragungen aus dem Lateinischen. Prof. Dr. Johannes Niesler, Dießen, half mir bei griechischen Texten. Mit Dipl.VWT Ulrich Becker, München, stand ich wegen Turk- und Hunnenfragen in ständigem Kontakt, ebenso mit Dipl. Ing. Peter Kirchlechner, Puchheim, bezüglich Ungarn. Dr. Barbara Demandt, Berlin, gab mir während der letzten Phase der Niederschrift vor allem zu Problemfragen des frühen Mittelalters eine Reihe unverzichtbarer Hinweise.

Behaupten zu wollen, den Schlachtort gefunden zu haben, wäre vermessen. Meine Studie kann allenfalls Anstöße liefern, mittels eines neuen



Ansatzes sich mit anderen als den bisher diskutierten, nicht belegbaren Schlachtregionen zu befassen. Ob allerdings archäologische Funde in solchen Mengen, wie sie eigentlich zu erwarten wären, überhaupt gemacht werden können, ist fraglich, weil die in den Quellen genannten Zahlen stark übertrieben sein dürften [Wirth 1999, 99]. //

Abkürzungen: Ju = Jungandreas, MA = Mittelalter, ma = mittelalterlich, N = Nord/nördlich, NL = Nibelungenlied, O = Ost/östlich, p = pagus (Gau), S = Süd/südlich, SV = Svava (schwedische Fassung der Thydreks-Sage), W = West/westlich.

## 1. Das angebliche Kriegergrab Kampanien

Im französischen *Grand Atlas Historique* werden anders als in deutschen Geschichtsatlanten die Katalaunischen Felder nicht erwähnt. Lediglich die Jahreszahl 451 ist mit Schlachtsymbol südlich von Reims notiert [Duby 2001, Karten 37 B, 220A ]. Anhäusers Reiseführer *Champagne* [1993] stellt die drei aktuellen französischen Varianten vor:

1.) die Gegend um La Cheppe [31], auf halbem Wege zwischen Châlons-sur-Marne (= Châlons) und Suippes, rund 14 km NO Châlons.

2.) ein Gebiet W von Troyes bei Estissac, Macey und Mesnil Saint-Loup, wobei französische Heimatforscher „Macey“ von den „Mauriacensischen Feldern“ herleiten [196], rd. 18 km WSW Troyes an der N 60,

3.) das Gelände von Moirey innerhalb der Gemarkung von Dierrey-St-Julien W Troyes, dessen Name von „Campus Mauriacus“ herkommen soll [31]. Anhänger plädiert für die Umgebung von Troyes, ähnlich wie „Atrium“ [frz. Web-Seite, 25. 02.2004]. //

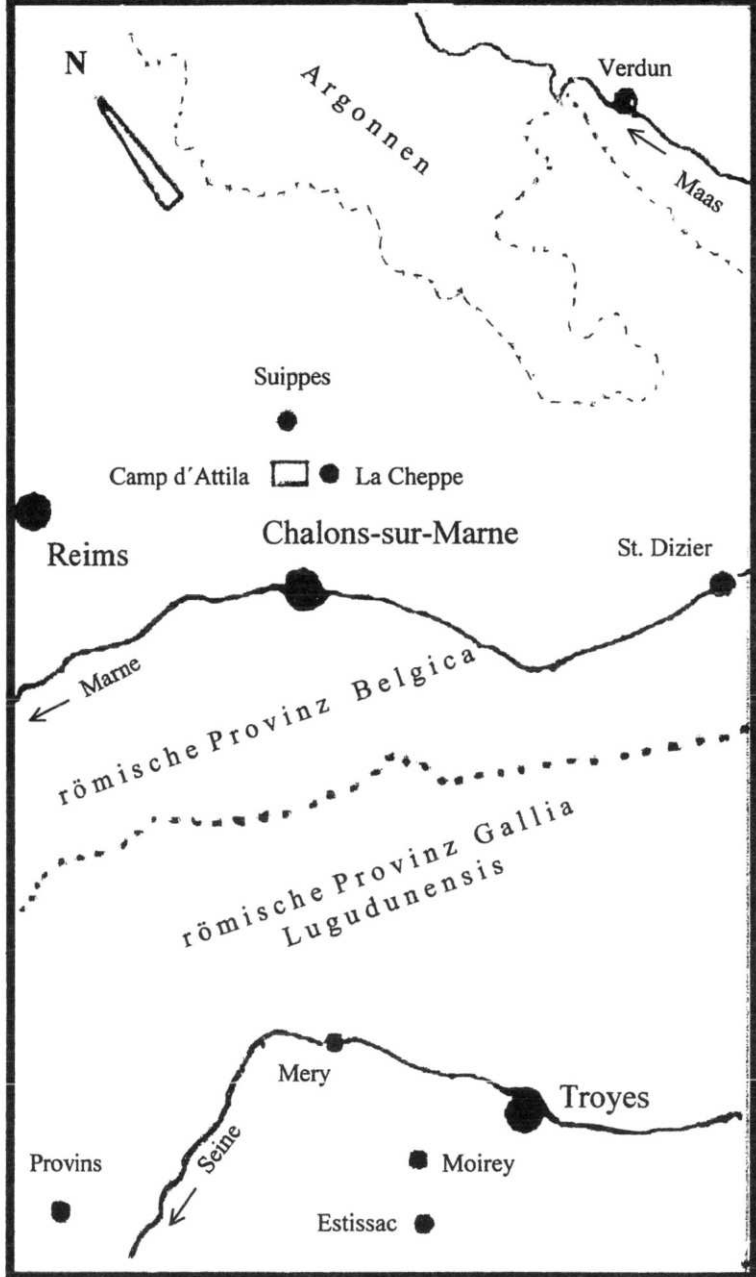
4.) Der *Kleine Brockhaus*, 1949: „die Champagne [...] bei Troyes“. Ein Blick in den *dreibändigen Brockhaus*, 1995, ergibt „Katalaunische Felder, Ebene in der Gegend des heutigen Troyes, an der Heerstraße nach Sens, berühmt durch die Niederlage Attilas 451 n. Chr. gegen Flavius Aetius (Hunnenschlacht)“, also obige Variante 2, ebenso *Encyclopédie Microsoft Encarta 2002 en ligne* [frz. Web-Seite, 25. 02. 2004], *ARTE Tempete* [frz. Website, 12. 04.2004].

5.) Der zur Kontrolle herangezogene *Große Ploetz* [2001, 360] bereichert uns um „Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (besser: Mauriacensischen Feldern) zwischen Troyes und Châlons-sur-Marne. Die Hunnen werden von Aetius und dem Westgotenkönig Theodorid (durch Speerwurf des Amalers Andagis getötet) besiegt und in ihrer Wagenburg eingeschlossen“. Den *Ploetz*-Bearbeitern zufolge ist also das Schlachtfeld N von Troyes Richtung Châlons zu suchen. //

6.) *Brockhaus. Kleines Konversations-Lexikon*, 1906 [CD, Directmedia Berlin, 2001]: „die weite Ebene um Chalons-sur-Marne (Catalaunum) in der Cham-

CHAMPAGNE/ MEUSE

25 km



pagne, auf der 451 die Römer unter Aetius die Hunnen unter Attila besiegten.“ //

7.) Keine Ortsangabe: Der *Große Brockhaus*, 1955: „lat. Campi Catalaunici, eine von dem Geschichtsschreiber Jordanis gebrauchte ungenaue Bezeichnung für den Ort der Schlacht [...] (Mauriazensische Gefilde)“.

8.) *The Oxford Dictionary of Byzantium* leistet den Offenbarungseid, indem es unter Hinweis auf Bury und Jalmain über den Stand der Forschung notiert [1991, 390]:

„Die Römer und ihre Alliierten hinderten Attila daran, Orleans zu erreichen und verfolgten die Hunnen ins östliche Gallien hinein. Die beiden Armeen trafen irgendwo in der heutigen Champagne aufeinander. Der genaue Schlachtort war Streitpunkt einer beträchtlichen, aber unnützen akademischen Diskussion.“

Aus der Gesamtheit der frühen historischen Quellen geht konkludent hervor, dass Attila beim Erscheinen des westgotisch-römischen Entsatzheeres vor Orléans in die Defensive ging und sich von Orléans aus abgesetzt haben muss, gemäß Schreiber [1990, 241] in NO Richtung, um sich den Rückzug nach Pannonien offen zu halten. Die Gleichsetzung, Verwechslung oder Unterscheidung der „Campi Catalaunici“ mit dem „locus Mauriacus“ hat wissenschaftliche Fortschritte behindert. Obwohl der Waitz-Schüler Georg Kaufmann schon 1868 [126] in einer stringenten Quellen-Analyse dargelegt hatte, dass „Mauriacus“ als lokale Gegend, keinesfalls als Wohnort, innerhalb der Campi Catalaunici als übergeordnetem Raum begriffen werden müsse, beharrte man insgesamt auf dem Flussgebiet Loire/Seine.

Schließlich spricht auch das Aufkommen der hochmittelalterlichen Heldenepik mit Themen aus der Völkerwanderungszeit im damaligen deutschen Sprachraum massiv dafür, dass die zugrunde liegenden historischen Ereignisse sich dort und nirgendwo sonst abgespielt haben. Ausgerechnet Chrétien de Troyes, in dessen Nähe die Schlacht nach Auffassung der relativ meisten Historiker stattgefunden haben soll, bearbeitete Stoffe aus dem Artus-Sagenkreis, ließ jedoch das Thema Hunnenschlacht außer Acht. Sollte dies ein bloßer Zufall gewesen sein? Jordan [1947, 141] unterstrich, dass bereits 1870 der Franzose Barthélemy auf das Fehlen von Hinweisen auf die Hunnenschlacht in den örtlichen Sagen aus der Gegend um Troyes hingewiesen hatte und es in Frankreich im Gegensatz zu Deutschland keinerlei Attila/Etzel-Kult gäbe [ebd., 157].

Der Germanist J. Heinzle schreibt aktuell über die Herkunft der Epen im Ausstellungsführer [2003a, 21] der Karlsruher Nibelungenausstellung (13.12.03 – 14.03.04):

„So offenkundig wie der Sachverhalt, dass sich die Sage auf historische

Wirklichkeit bezieht, ist die Tatsache, dass sie diese Wirklichkeit nicht faktengetreu wiedererzählt. Schon dass die Sage Gundaharius/Gunther, der um 436 fiel, und Attila/Etzel, der erst 441 bis 453 als Alleinherrscher die Hunnen regierte, zu Zeitgenossen macht, spricht den Fakten Hohn. Aber die Sage lügt nicht. Sie hat nur einen eigentümlichen Begriff von Geschichtswissen. Vergleicht man, wie sie berichtet, mit den Ereignissen, wie sie geschehen sind, dann bemerkt man rasch, dass sie die Fakten in einer Weise umerzählt, die bestimmten Mustern folgt.“

Ortsangaben in Sagen billigt man eine größere Genauigkeit zu: Grosse betont im Kommentar zum Nibelungenlied [= Fassung „B“; 1997, 757], räumliche Festlegungen seien in der Heldensage sehr viel konkreter als zeitliche. Ähnlich äußert Heinzle im einleitenden Aufsatz des Textbandes zur Nibelungenausstellung, *Die Nibelungensage als europäische Heldensage*, dass „Sagen auf genaue Lokalisierung Wert legen“ und dass „für die Bewohner der ‘Erinnerungsorte’ [...] die Sage von besonderer Bedeutung“ war [2003b, 19, 21].

## 2. Quellentexte über die Schlacht

//

### 2.4 Spanischer Bischof Hydatius, Zeitgenosse, im *Chronicon* (379–468) zum Jahre 451: [XII, 84]:

„Das Volk der Hunnen bricht den Frieden und plündert die Provinzen von Gallien. Sehr viele Städte werden erobert und zerstört. Auf den katalanischen Feldern nicht weit von der Stadt Metz (= lat: in campis Catalaunicis. Haud longe de civitatem quam effregerant, Mettis), die sie erobert hatten, trifft es [= das Hunnenvolk; Anm. VF] mit dem Heerführer Aetius und dem König Theodores (= Theodorid, König der Westgoten), die im Frieden ein Bündnis hatten, in offener Feldschlacht zusammen und wird mit göttlicher Hilfe geschlagen und besiegt. Den Kampf unterbrach die tiefe Nacht. Niedergestreckt starb dort der König Theodores, etwa 300.000 Menschen fielen in diesem Kampf, wie berichtet wird.“ [Riese, *Das rheinische Germanien in der antiken Litteratur*, 1892, 352 (Übers: K. Gast)]

//

### 2.14 Theophanes Confessor (ca. 750–813), Berichte 284–813 im griech. *Chronicon* (a. m. 59423):

„Attila griff die Kaiser [...] Valentinian, den von Rom, an, weil dieser ihm nicht seine Schwester Honoria zur Frau gegeben hatte. Er rückte bis zur Stadt Orleans vor, wo er auf Aetius, den General der Römer, traf. Nachdem er unter Verlust eines großen Teiles seiner Truppen dicht am Flusse Ligus besiegt worden war, rückte er unehrenhaft ab.“ [Blockley, 309; De Boor, *Theophanis Chronographica*, I,II, 1885, Schreibweise „Ligos“, II, 661] //

### 3. Attilas Feldzug nach Gallien

#### 3.1 Die Routen

Angaben über die Marschwege existieren nicht. Sie sind daher bei den Historikern umstritten. Andrews plädierte für einen Weg Ukraine - Mitteleuropa - Gallien [1994, 130]. Altheim [1962, 267, Anm. 6] sprach sich aufgrund archäologischer Funde für die Route Pannonien - Schlesien - südliches Sachsen - Thüringen-Gallien aus. Angesichts des Wagentrosses [vgl. Jordanes, Kap. XL, 209], scheint es wahrscheinlicher, dass Attila mit seinen wichtigsten Vasallen (Ostgoten und Gepiden) und anderen Hilfsvölkern schnell auf der Heerstraße Wien (= Vindobona) - Lorch (= Lauriacum) auf römischem Gebiet S des Grenzflusses Donau nach W bis ins heutige Oberösterreich und Bayern vordrang. Es ist kaum vorstellbar, dass Attila durch Promotus, der noch 449 als Präfekt von Ufernoricum in Lorch residierte, sich von der besten Strecke hätte abschrecken lassen [so Altheim, 1962, 267, Anm. 6]. //

Eine mittelbare Bestätigung kann man Aufsätzen im Begleitband zur Wanderausstellung „Die Alamannen“ (1997/98) entnehmen. Martin [1998, 179] verwies darauf, dass mancher um 470/80 in Süddeutschland verstorbene Elb- oder Ostgermane wahrscheinlich schon mit den Truppen Attilas hierher gelangte. Wahl/Wittwer-Backofen/Kunter [1998, 342] belegten durch anthropologische Untersuchungen, dass die gefundenen Schädel von Erwachsenen, meist Frauen und Leuten eher untergeordneten Status, stammten, aber selten mongoliden Typs waren. Die Menschen dürften erst nach dem Ende der hunnischen Herrschaft gestorben sein. Mit Ausnahme von Weingarten liegen alle Fundorte an Römerstraßen im vormals römischen Dekumatland S des Rätischen Limes: Hemmingen an der strategischen Straße Bad Cannstadt - Stettfeld südl. Heidelberg; Kirchheim/Neckar nördl. Querstraße Walheim/ Neckar - Rätischer Limes bei Mainhardt; Pleidesheim an der Nachschubstraße vom Neckar zum Rätischen Limes bei Murrhardt; Neresheim an der Straße Nördlingen-Heidenheim. Die Funde können also Hinweise auf Attilas Route sein.

Es ist unbekannt, wo Attila den Rhein überschritt. //

Einzige sichere Kunde vom zeitlichen Verlauf des Gallien-Zuges erhalten wir durch Gregor von Tours mit dem Einnahmedatum von Metz, nämlich Karsamstag, dem 7. April 451 [Buch II, Kap. 6]. Gregor [II, 7] sagt nur allgemein, im Anschluss an Metz hätten die Hunnen noch viele andere Städte „Galliens“ verheert. Ihr weiteres Vordringen kann man aus der Vita der Hl. Geneveva erschließen: Sie soll die Verteidigung von Paris organisiert haben [Textauszug Vita Genovefae, cap. 9, zit. bei Homeyer, 1951, 145]. Wahrscheinlicher für den Ausgang dürften jedoch die starken Befestigungen der „Cité“, der Seine-Insel, gewesen sein [Seston 1986, 570]. Einen zweiten vagen Anhaltspunkt gibt die

Vita des Hl. Anian, des Bischofs von Orléans. Dieser gab 451 anlässlich eines Bittgangs nach Arles in prophetischer Voraussicht als Tag der größten Gefahr für Orléans den 24. Juli an [Kaufmann, 133].

Die Unsicherheit bei der zeitlichen Einordnung der einzelnen Etappen des Gallienzuges Attilas beeinflusste wissenschaftsgeschichtlich auch unmittelbar die Überlegungen zur Lage der Kat. Felder und des Schlachtortes Mauriacus. Die Dahnsche Theorie eines Direktstoßes Metz-Orléans vertrat auch Altheim [1957, 66] Mitte der 1950er Jahre: Bereits am 20. Juni 451 soll

„auf einem weiten, für den Reiterkampf geeigneten Gelände die Schlacht, die man sich gewöhnt hat, nach den Katalaunischen Feldern zu nennen, stattgefunden haben“.

Altheim schwächte später in seinem fünfbandigen Werk über die Hunnen dieses punktuelle Datum auf ungefähr Juni 451 ab [Altheim 1975, IV.321; hierzu Schreiber, 245]. Maenchen-Helfen plädierte in seinem 1973 durch Knight herausgegebenen Nachlasswerk *The World of the Huns* gemäß L. Webers Aufsatz *Die katalaunische Geisterschlacht* [1936] für die erste Juliwoche 451 am „locus Mauriacus“ [1997, 98]. Schreiber [234] hält wegen der großen Entfernungen in Gallien die Juni-/Juli-Termine für zu früh, weil er eine tägliche Marschleistung von 10 km und zehn Ruhetage für die Strecke Metz - Troyes - Orléans (ca. 425 km) als realistisch annimmt. Hierzu wären noch die Entfernungen Orléans - Troyes (rd. 180 km) bzw. Troyes - Châlons/Suippes/La Chappe (rund 100 km) zu addieren, wenn da und/oder dort gekämpft worden wäre. Schreiber [243-247; vgl. unten Kap. 4; 7. 5 und 10] orientiert sich deswegen am 7. September als dem Beginn der Kämpfe, weil an diesem Tag ein Diakon Memorius in der Nähe der Aube von Gepiden erschlagen worden sein soll.

Howarth [1994/2001, 155] lässt Attila im Hochsommer 451 vor Orléans erscheinen, legt sich jedoch hinsichtlich des weiteren zeitlichen Ablaufs nicht fest. Die Schwäche der bisherigen Erörterungen scheint in ihrer teleologischen Fixierung auf Orléans zu liegen, indem man mittels durchschnittlicher Tagesmarchleistungen Datumsangaben zu errechnen suchte und hierbei den 7. April 451, den Fall von Metz, zugrunde legte. Menghin [1985, 110] verweist im Zusammenhang mit dem Einmarsch der Langobarden in Italien 568 sogar auf eine mittlere Tagesleistung von rd. 60 km (!) im 6. Jh. Wirth [98] vertritt die Auffassung, dass Attilas Heer nur zum geringeren Teil aus Reiterei bestand, d.h. in keiner Weise so beweglich wie die früheren hunnischen Heere war. Dieser teleologische Denkansatz ist daher wenig ergiebig. Die Motive der Gallien-Unternehmung Attilas sind weiterhin strittig (Thronstreitigkeiten bei den salischen Franken, Beute, Hunger, Komplott mit Geiserich, gegenseitiges Ausspielen von Westgoten und Hunnen durch Aetius). Es ist daher zweckmäßig, bei den Bewegungen der Attila-Scharen von drei Axiomen auszugehen:

1) Die Truppe operierte zuerst aufgelockert, um unter Ausnutzen des Überraschungsmoments möglichst viel zu erbeuten. Nur der Haupttrösschlug die bequemerer Wege Richtung Zentralgallien ein. Die Beuteerwartung muss hier wohl am größten gewesen sein, da das N Gallien wegen der häufigen germanischen Beutezüge seit 406/07 ausgeblutet war.

2) Die Beutephase ging mit der Belagerung von Orléans zu Ende: Erst hier sahen sich die Westgoten, deren Gebiet S der Loire begann, gezwungen einzugreifen, da sie nunmehr selber direkt bedroht waren.

3) Ab Wendepunkt Orléans [Wirth, 102], einem hunnischen El Alamein (Vergleiche hinken), musste Attila so handeln, dass er rechtzeitig vor Ende der Vegetationsperiode nach Pannonien zurückkehren bzw. in einer günstigen Region Galliens überwintern konnte.

### 3.2 Archäologische Fundstellen von Hunnenkesseln

Die einschlägigen archäologischen Funde sind leider bisher zu mager, als dass sich aus ihnen das Gebiet der Schlacht hätte ableiten können. Wichtiger Leitfund für die Hunnen ist der sog. Hunnenkessel, ein aus Metall bestehender, nicht sehr hochwertiger, mit Fuß und Griffstücken versehener Topf. Eine aufgrund der Forschungsergebnisse von Maenchen-Helfen erarbeitete Karte zeigt für das ehemalige Gallien drei Fundorte in der Region zwischen den Oberläufen von Seine/Marne und Mosel, einen in der Nähe von Straßburg und fünf am Niederrhein [Dixon 1975, 8]. Maenchen-Helfen [1997, 219] selbst hatte bis 1967 insgesamt 19 Fundorte registriert, bezweifelte jedoch, dass zwei vor 1955 in Frankreich gefundene Henkelfragmente tatsächlich vom „katalaunischen Schlachtfeld“ stammten. Bernhard [168] verweist auf einen hunnischen Bronzekessel, der bei einer Brandbestattung in Münstermaifeld (SO Mayen und der regionalen Römerstraße Trier - Koblenz) als Urne verwendet wurde. Gleichwohl scheinen die Kesselfunde grob den Weg der Attila-Scharen durch das damalige Gallien, nicht jedoch die üblicherweise angenommene Kampfreion Orléans - Troyes - Châlons zu bestätigen.

## 4. Begriffsbestimmungen

### 4.1 Locus Mauriacus

Schreibers [254] Schlussfolgerung, dass der Name Mauriacus auf den Hl. Mauritius, den Patron der Soldaten und Waffenschmiede, zurückgehe, stellt einen methodologischen Fortschritt dar. Sie lenkt nämlich die Suche auf Orte oder Kirchen, welche im O Teil Galliens in ausgehender Antike oder Frühmittelalter dem hl. Mauritius geweiht waren. Ob der Tag des Martyriums des Mauritius und seiner Leidensgefährten von der Thebäischen Legion, der 22.

September, sich auf die Schlacht auf den Kat. Feldern bezieht, bleibt zu prüfen, erscheint jedoch naheliegend. Immerhin gibt es eine eigenartige Diskrepanz bei den Festtagen: Der eigentliche Mauritius [*Encyclopaedia Britannica* 1961, Vol. 15] war ein Kavallerie-Offizier im Range eines „primicerius“, der während der diokletianischen Verfolgungen im syrischen Apamea mit seinen Soldaten hingerichtet wurde (Tag des Martyriums: 21. Februar). Manns schreibt im Handbuch „Die Heiligen“ [1976, 92]:

„Der Bericht über das Martyrium des Mauritius und seiner Gefährten stammt aus der Hand des Bischofs Eucherius von Lyon († 449). Er hat wohl Überlieferungen gekannt, die sich bis in die Zeit des heiligen Ambrosius († 397) zurückverfolgen lassen. Für die Echtheit des Kerns der Überlieferung spricht die frühe Verehrung der Gruppe am Orte ihrer Hinrichtung; sie reicht nämlich bis ins vierte Jahrhundert hinab [...] Über dem Grab des Märtyrers Mauritius wurde bald eine Kirche errichtet.“

Eugen Ewigs viel zitierte und 1987 zum zweiten Mal aufgelegte Habilitationsschrift *Trier im Merowingerreich* von 1954 belegt viele Patrozinien des Mauritius im O Gallien: Als älteste Mauritiuskirche der Moselprovinz soll St. Evre bei Toul um 530/40 [1987, 103], die älteste der Diözese Trier im saarländischen Tholey nach 600 gegründet worden sein. Jedoch wurde auch für ein früheres Datum plädiert [Ewig, 160]. Geographisch ist sehr auffällig, dass sich nicht weniger als 25 Mauritius-Patrozinien im südlichen Halbkreis um Trier gruppieren [ebd., Karten 3, 5], unter ihnen das lothringische Genkirchen zwischen Trier und Metz, das wahrscheinlich von Tholey aus gegründet wurde [ebd., 289]. Trier besaß im MA eine Mauritius-Kapelle und einen großen Wehrturm gleichen Namens. Meist entstanden die Mauritius-Kirchen in fränkischer Zeit, jedoch räumt Ewig [158] aufgrund der Quellenarmut ein, dass einige auch vorher gegründet sein können, zumal Mauritius einer der ältesten in Gallien verehrten Heiligen ist [Ewig 2002, 2820]. So erscheint es folgerichtig, dass die Schlacht in der Nähe einer bereits dem Mauritius geweihten Örtlichkeit (Kirche oder Ort) stattfand oder diese unmittelbar nach errungenem Sieg dem hilfreichen Patron der Soldaten geweiht wurde.

## 4.2 Katalaunische Felder

Für die meiste Verwirrung hat wohl der Jordanes-Satz gesorgt [XXXVI]:

“So kam es auf den Katalaunischen Feldern, die auch die Mauriakischen heißen, die sich hundert Leuvä, wie es die Gallier nennen, in die Länge und siebzig in die Breite erstrecken, zum Zusammenstoß.”

Der Hauptgrund scheint mir im Umstand zu bestehen, dass man beide geographischen Ortsangaben gleichsetzte und sich über die tatsächlichen Größenordnungen nicht im Klaren war: Die Katalaunischen Felder umfassten näm-



lich gemäß Jordanes' Angaben ein Gebiet von rd. 34.250 qkm, also ungefähr die Größe von Baden-Württemberg (35.751 qkm)! Augenscheinlich konnte damals auf einem solch riesigen Gebiet zur gleichen Zeit durch Abertausende von Streibern kein organisierter Kampf innerhalb eines Tages unter jeweils zentralem Kommando stattfinden. So meinte Kaufmann bereits 1868 [124], dass Hydatius unter „campi Catalaunici“ die ganze Champagne verstanden hätte. Die antiken Autoren haben diesen Begriff womöglich auf das damalige Wohngebiet der Catalaunen bezogen. Dieses befand sich Mitte des 5. Jhs. am Oberlauf der Marne (Matrona) um Châlons (Catrelauni) in der Belgica II [vgl. Pauly 1783]. Die heutige Champagne hat eine Fläche von 25.606 qkm, kommt also der Angabe des Jordanes recht nahe. Es ist aber nicht unbedingt davon auszugehen, dass Jordanes die heutige NS-Lage der Champagne im Sinne hatte, sondern von einer WO-Erstreckung ausging. Die Wortwahl des Jordanes, „campi“, war ebenfalls wie die der anderen Autoren zutreffend, weil der zentrale Teil der heutigen Champagne und das Department Mosel (Lothringische Hochfläche) im O, abgesehen von den Schichtstufen beiderseits von Maas (= Argonnen) und Mosel, orographisch nur leicht gewellt sind. Welches Gebiet Jordanes aber tatsächlich gemeint hat, ist nicht bekannt. Da das italische und gallische „Campania“ sich jeweils von „campus“ = „freies Feld, Ebene, Plateau“ ableiten, dürfte Jordanes keine politische Einheit, sondern eher die flache Landschaft zwischen Seine/Marne im W und Mosel/Saar im O gemeint haben. Die Verwendung der Wurzel „camp“ als Bezeichnung für flaches Gelände belegen im übrigen auch zahlreiche deutsche Flurnamen mit dem Wortbestandteil „camp“. Die WO bzw. auch SW-NO Erstreckung dieses Gebiets entspricht genau der Jordanes-Maßangabe von 100 Leugen: Die gallische Leuge war als politische Konzession gegenüber den Galliern in Gebrauch geblieben und hatte eine Länge von 2,22 km [Mommsen, *Weltreich*, 101]. Christ gibt ca. 2, 3 km an [1988, 616]. Eine Projektion der von Jordanes genannten Fläche bedeckt leicht das Gebiet Seine - Trier.

#### **4.3 Ortsangaben der antiken und frühmittelalterlichen Quellen im Überblick**

Die genaueste, jedoch von den meisten Autoren übergangene Ortsbestimmung (haud longe de Mettis/Metz) stammt vom spanischen Bischof Hydatius. Kaufmann konnte aufzeigen, dass die näher wohnenden gallischen Quellen den Ausdruck „locus Mauriacus“, die entfernteren „campi Catalaunici“ gebrauchten. Die spanischen Patristen Hydatius und Isidor verwenden folgende Formulierungen: Hydatius (bis 468 schreibend): „in campis Catalaunicis haud longe de civitate [...] Mettis“; Isidor v. Sevilla [*Hist. Got. Vand. Suev.*, 624]: „in campis Catalaunicis“. //

#### 4.4 Exkurs: Paulus Diakonus' Textstelle über Scarponna und Decempagus //

### 5. Geographische Analyse traditionell genannter Schlachtorte

#### 5.1 Zur Meinungsvielfalt der Autoren im Überblick (Lexika: vgl. Kap. 1, o.)

Troyes und Umgebung: Dahn [1881-89/1977, 352]; Löwe [1973, 20]; Wenskus [1973, 469]; Maenchen-Helfen [1973/97, 333]; Seston [1986, 570]; Ardagh/Jones [1992, 24]; Maczynska [1993, 103]; Andrews [1994, 130]; Jones [1995, 47].

Gelände zwischen Troyes und Châlons: Jordan [1947, 151ff]; Altheim [Hunnen, 4. Bd., 1975, 321, Anm. 6]; Nitro-Garriga [2004]; Moussier [2004].

Gebiet um Châlons: Schreiber [1990, 254]; Howarth [1994/2001, 147, 155]; Pauli [1980, 67]; Wirth [1999, 102]; Babcock [2001, 32]; Khakhan [2003].

An der Loire: Larane [2002].

Allgemein Campania/Champagne: Valentin/Riemerschmidt [1976, 206]; Gottschalk [1980, 250]; Kunow [1987, 109]; Bernhard [1990, 160].

Keine Festlegungen: *dtv-Atlas zur Weltgeschichte* [1973, 113]; frz. Autoren Letaudin [2004]; Manuel [2004].

#### 5.2 Troyes und Umgebung

In die Sackgasse ließen sich viele Forscher wohl durch die Hinweise in der Chronik von 641 führen, dass fünf Meilen entfernt von Troyes (Trecas) gekämpft wurde, daraus folgernd, die Entscheidungsschlacht hätte sich dort abgespielt. Man kann zwar nicht ausschließen, dass es auch bei Troyes Geplänkel und dislozierte Rückzugsgefechte gegeben hat. Doch wird ausgerechnet durch den örtlichen Kronzeugen, Bischof Lupus, eine Entscheidungsschlacht bei Troyes widerlegt: In der Biographie des heiligen Mannes heißt es nämlich [zit. n. Hohmeyer, 165]:

„Nachdem mehrere Städte durch listige Friedensvorspiegelungen bezwungen, andere einfach zerstört worden waren, bedrängte *ein* feindliches Heer [Hvhg. VF] auch Tricassina, eine offene Stadt, ohne Befestigungen und Mauern. Da nahm der fürsorgliche fromme Bischof Lupus seine Zuflucht zu einem Mittel, zu Flehen und Gebet, und verteidigte so mit Hilfe des Himmels die Stadt.“

Diese fromme Legende zum größeren Ruhme von Kirche und Gott lässt nur eine sinnvolle Interpretation zu, nämlich die, dass es dort überhaupt keine größeren Kämpfe gab und Attila samt Hauptmacht anderes im Sinne hatte, als

das unbefestigte Troyes zu zerstören, weil er sich schlichtweg in Richtung NO, Metz, absetzte. Gestützt wird meine Auffassung vom fragwürdigen Wert der Chronik von 641 (vgl. Kap. 4. 4, o.) durch Jacobi: Der wies bereits 1877 [80-84] nach, dass der langobardische Chronist von 641 zeitlich stark manipulierte, orts- und zeitnahe Quellen sonderbarerweise nicht berücksichtigte und einen gefälschten Papstkatalog verarbeitete. Auf fehlende örtliche Sagen der Völkerwanderungszeit habe ich bereits oben verwiesen.

Es gibt abgesehen vom o.a. Hydatius noch eine andere Textstelle, die belegt, dass woanders als in der Gegend um Troyes die Entscheidung gefallen sein muss, die jedoch m.W. bisher noch nicht diskutiert worden ist: Jordanes schreibt nämlich (vgl. o., Kap. XLI. 216), dass Thorismund nach Beerdigung seines Vaters Theodorid auf den Kat. Feldern nach Gallien zurückkehrte. Die Stelle bedeutet denkgesetzlich, dass außerhalb Galliens gekämpft wurde. Was kann Jordanes unter „Gallien“ verstanden haben?

Unter Diokletian (Kaiser: 284–305) hatte Gallien eine Gebietsreform erfahren [vgl. Brühl 2001, 52ff; Bechert 1999, 127f]: Es war in zwei Diözesen, die „diocesis Galliarum“ im N (Provinzen Gallia Lugudunensis I, II; Sequania; Belgica I, II; Germania I, II) und die „diocesis Viennensis“ im S (Provinzen Aquitania I, II; Novempopulonia; Alpes Maritimae; Alpes Narbonensis; Viennensis; Gallia Narbonensis I) aufgeteilt worden. Hauptort der Westgoten war Toulouse in der Gallia Narbonensis I. Troyes hatte stets zur Provinz Gallia Lugudunensis (= Lyon) bzw. später zur diokletianischen Provinz Gallia Lugudunensis I gehört. Die Formulierung des Jordanes kann nur implizieren, dass die Schlacht außerhalb der Gallia Lugudunensis, d.h. nicht bei Troyes stattgefunden hatte, weil Jordanes sonst wohl nicht über die Rückkehr Thorismunds nach Gallien berichtet hätte. Der Kampfort muss sich in der Belgica I oder II befunden haben. Germania I und II sowie Sequania können wegen zu großer Entfernung keine Rolle spielen.

### 5. 3 Das Gebiet um Châlons-sur-Marne

Abgesehen von der Tatsache, dass hier während des Ersten Weltkrieges zwischen Sommer 1914 und Winter 1916/17 ein Teil des Stellungskrieges an der Marne tobte, kann die Gegend um Châlons sich touristisch mit zwei zeitfernen Attributen schmücken, dem Begriff der „Schlacht von Chalons“, der im Jahre 1840 vom Engländer Sir Edward Creasey geprägt wurde [Howarth, 153], und dem sog. „Camp d’Attila“, einem großen, rund zwei Kilometer langen keltischen Ringwall, den bereits um 1740 der Nürnberger Kartograph J. B. Homann in seine Champagne-Karte mit der Schreibweise „Camp d’Attila“ eingetragen hatte. Châlons (Durocatallauni) lag in der Spätantike an der strategischen römischen Heerstraße vom Genfer See über Besançon nach Reims.

Nach Verkleinerung der römischen Provinzen unter Kaiser Diokletian [Bernhard, 129] gehörte die Civitas zur Belgica II, dem NW Teil der vormaligen Belgica. Der Camp d'Attila selbst liegt am Ortsrand von La Cheppe, zwischen Châlons und Suippes im NNO an der Kreuzung der Straßen D 66 und D 394, die der Trasse der Römerstraße Naix-Reims folgt, bis sie vom militärischen Camp de Mourmelon abgeriegelt wird. Neben zwei Einlässen der Wallanlage kann man auf Hinweistafeln des *Service Regionale de l'Archéologie*, Châlons, auf französisch und englisch folgende nicht interpretierbare negative amtliche Stellungnahme zur Schlacht auf den Kat. Feldern lesen:

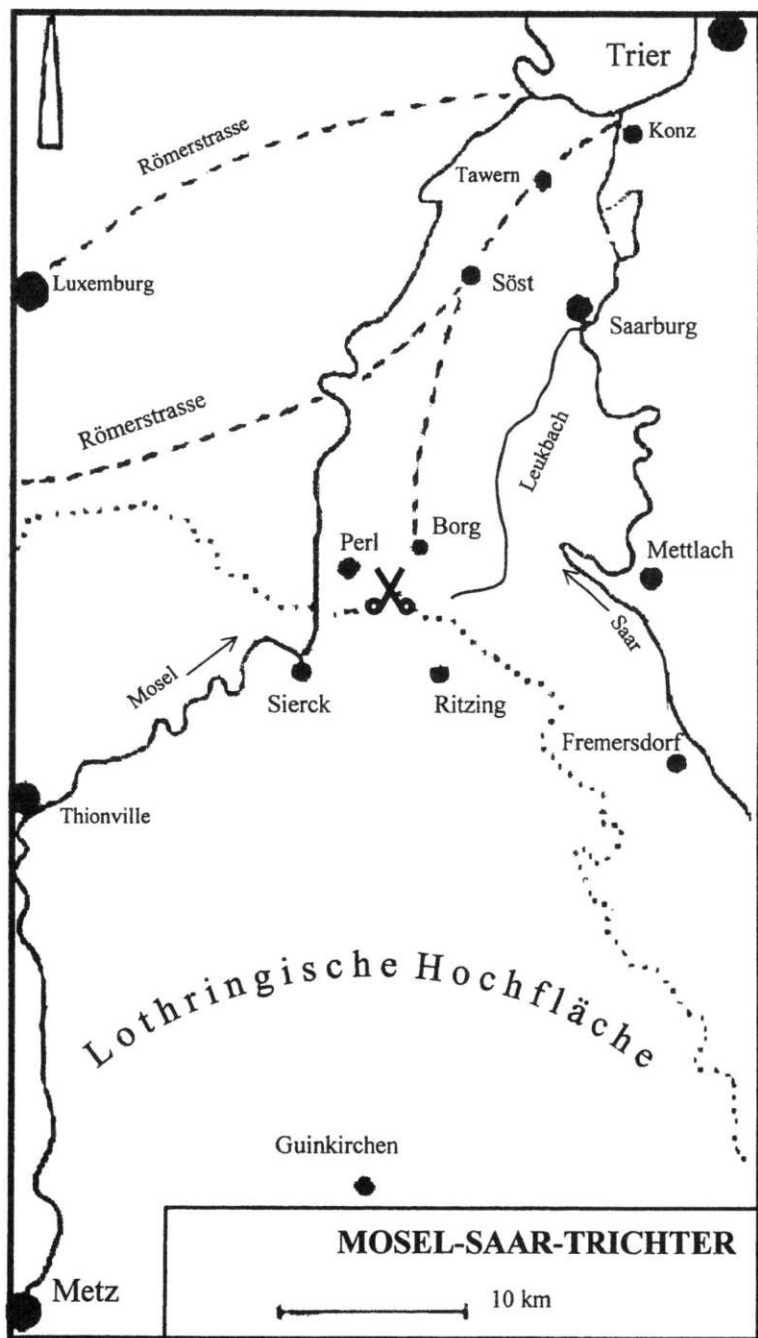
„Die prähistorische Wallanlage von La Cheppe, genannt Camp d'Attila, ist ein befestigter gallischer Ort, ein oppidum, errichtet während des ersten Jahrhunderts v. Chr. Im Jahre 850 unserer Zeitrechnung wird die Wallanlage unter ihrem ältesten Namen *vetus Catalaunum*, das alte Chalons, erstmals genannt. Es handelt sich wahrscheinlich um den befestigten Hauptort des gallischen Stammes der Catalaunen. Dieses Flachland-Oppidum, eines der besterhaltenen in Nordost-Gallien, erstreckt sich entlang des rechten Ufers der Noblette, eines Zuflusses der Vesle. Der 'Gros Chatelet', eine mittelalterliche Wehranlage mit 60 m Durchmesser, die einen hölzernen Wachturm trug, liegt neben dem (Oppidum-)Eingang nahe der RD 394. *Eine von Historikern des XVII. Jahrhunderts ersonnene Legende plaziert dorthin ohne irgendeinen Beweis die Schlacht der Katalaunischen Felder, die den Hunnen im Jahre 451 geliefert wurde.*“ [Stand Sept. 1998; Übers. u. Hvhg. F.V.].

Dieser Text scheint entweder nicht gekannt oder wegen anderer Auffassungen grundsätzlich totgeschwiegen zu werden. Er verdeutlicht, dass die französische Wissenschaft bis weit ins 20. Jh. hinein die Erforschung der römischen Archäologie in Gallien Bau- und Lokalforschern sowie Architekten überlassen hatte [Bechert, 128]. Es ist daher wie im Falle Troyes müßig, sich weiter mit Châlons und der umfangreichen französischen Regionalliteratur zu befassen [vgl. *Universal Illustrada*, 1958, Tomo VI, 911/12].

## 6. Der Hochlandtrichter zwischen Mosel und Saar, Metz, Saarbrücken und Trier

### 6.1 Die Metz-Aussage des Hydatius

Kaufmann konnte zwingend nachweisen, dass viele Chronisten ihre Vorlagen zugunsten ihrer jeweiligen Regime abänderten, insbesondere Fredegar für die Franken, Prosper Tiro für Rom/Aetius und Isidor von Sevilla für die Westgoten. Hierdurch gewinnen die zeitgenössischen, d. h. älteren Chronisten natürlich an Wert. Es verwundert, dass trotz der konkreten Aussage des spanischen



Zeitzeugen Hydatius, die Schlacht hätte nahe Metz stattgefunden, sich m. W. zumindest kein überregionaler Autor mit dieser Region beschäftigte. Immerhin votierten Bury und Lalmain in den 1980er Jahren für eine Walstatt im O Gallien, allerdings in der heutigen Champagne [*Oxford Dictionary of Byzantium*, Vol. I, 1991, 390]. Jordan [134] suchte die Ortsangabe Metz mit dem Hinweis zu entkräften, Hydatius hätte aus Gründen der geographischen Anschaulichkeit eine bekannte Stadt gewählt. Allerdings kann dieses Argument nicht stechen, da bei einem Schlachtort zwischen Troyes und Châlons Hydatius das gleich bekannte, aber nur 60 km entfernte Reims anstelle des immerhin 150 km abgelegenen Metz gewählt hätte.

Eine philologische Recherche zur Textstelle des Hydatius „in campis Catalaunicis haud longe de [...] Mettis (auf den Katalaunischen Feldern nicht weit von [...] Metz)“ erbrachte ein konkretes geographisch weiterführendes Ergebnis: Die Junktur „haud longe ab/de“ ist nur auf wenige Autoren beschränkt, wenn man die kritischen Editionen der Werke der lateinischen Kirchenväter, der mittelalterlichen Theologen und der profanen lateinischen Literatur bis zum Ende des +2. Jhs. und einiger Autoren späterer Zeit berücksichtigt. Sie ist allerdings eine Präferenzformulierung von Sallust, z. B:

Sallust, *De bello Jugurthino*, cap. 21, par. 2:2 „interim haud longe a mari prope Cirtam oppidum utriusque exercitus consedit et, quia diei extremum erat, proelium noninceptum“.

Sallust, *De bello Jugurthino*, cap. 47, par. 1:47 1 „Erat haud longe ab eo itinere, quo Metellus pergebat, oppidum Numidarum nomine Vaga, forum rerum venalium totius regni maxime celebratum, ubi et incolere et mercari consueverant Italici generis multi mortales“. [Hvhg. VF]

Bei Servius ist eine Stelle besonders gewichtig, weil Servius in ihr „haud longe“ als Synonym für „procul“ verwendet und letzteres in seinem Kommentar zu Vergils *Aeneis* ausdrücklich so definiert [Serv. Aen. 6, 10]: „procul enim est et quod prae oculis est, et quod porro ab oculis“, auf deutsch: „procul bedeutet im Gesichtskreis liegend oder nur gerade daraus entfernt“, also im Sinne von 'weniger als eine Tagesreise entfernt'. Man kann vermuten, dass Hydatius die *Aeneis*, das Nationalepos der Römer, kannte, von dem es zahlreiche Handschriften gab. Die Junktur „non longe ab“ findet sich hingegen z. B. bei Cicero, Caesar und anderen klassischen Autoren häufig. Dies spricht gegen eine technische Verwendung von „haud“, so dass „haud“ synonym zu „non“ sein dürfte, denn warum sollten gerade Sallust und Eutropius so oft Bedarf an dieser Wendung haben und z. B. Tacitus nie?“ [K. Gast, 2004]

Die Ortsangabe des Hydatius bedeutet also, dass der locus Mauriacus sich im Umkreis von etwa einer Tagesreise um Metz herum befunden hat. Die Angaben der Historiker über die durchschnittlichen Tagesleistungen schwan-

ken naturgemäß, da sie notwendigerweise eine Funktion von Gelände, Straßenzustand, Transportmittel und physischer Verfassung der Reisenden sind: Menghin [1985, 110] bezüglich der 568 in Italien einrückenden Langobarden = 60 km, Jordan [1947, 149] über die Hunnen in Gallien = 25 km. Die Raststationen lagen demgegenüber wesentlich enger zusammen, wie die *Tabula Peutingeriana* deutlich belegt. Nimmt man einen Mittelwert und schlägt einen 35 km-Halbkreis um Metz, gelangt man im W bis rd. 20 km vor Verdun und den Ostrand der Argonnen. Im O liegt genau St. Avold. Im N erreicht man ungefähr die WO-Linie Sierck/Mosel - Ritzing (Lothringen) - Merzig/Saarland. Das Gelände O der Argonnen dürfte ausscheiden, da es flach ist, die Flüsse keine nennenswerten Hindernisse darstellen und es keine Gelegenheit bot, Attila zum Kampf zu zwingen. Eine andere Lage ergibt sich jedoch N Metz: Zwischen Mosel im W und Saar im O erstreckt sich als N Ausläufer der lothringischen Hochfläche auf deutscher Seite ein gewelltes Plateau (Mosel-Saar-Gau oder Gutland), das sich nach N trichterartig infolge der Einmündung der Saar in die Mosel bei Konz verengt.

Es ist gut vorstellbar, dass Aetius und seine Verbündeten den in der Defensive befindlichen Attila samt Beutetross unauffällig in diesen Fluss-trichter drängten, um Attila hier zu stellen (vgl. Varus-Schlacht). Aetius muss infolge seines Geiselaufenthaltes bei den Hunnen und seines wirksamen Einsatzes hunnischer Hilfstruppen in Gallien auch die Schwächen der hunnischen Strategie und Taktik gekannt haben [vgl. Wirth, 103]. Er dürfte die römische Linientaktik [vgl. Zorn, 210] mit drei Treffen und der Reiterei an den Flanken angewandt haben, da er die unsicheren alanischen Truppen in der mittleren Linie (Treffen) und die westgotische Reiterei auf dem rechten Flügel aufstellte. Aetius dürfte Attila zeitlich und örtlich seine Bedingungen diktiert haben, so wie dies später Narses bei der Vernichtung der Ostgoten demonstrierte [Agathias, II, 8].

Die geographischen Bedingungen waren hierfür denkbar günstig: Von Metz aus [*Tabula Peutingeriana*, Bl. II] verlief, wahrscheinlich auf Höhenrücken, eine große Römerstraße nach Trier und von dort aus nach Köln bzw. über den Hunsrück nach Bingen (Ausonius-Straße). Rund 20 km NO Metz liegt Genkirchen/frz. Guinkirchen, das eine frühmittelalterliche Mauritiuskirche besitzt. Rund 45 km NO Metz liegt mit Fremersdorf (W Saar, Nähe Merzig) ein weiterer Ort mit einer frühmittelalterlichen Mauritiuskirche. Vielleicht stehen beide in räumlichen Bezug zur Mauriacus-Aussage der frühen Quellen.

## 6.2 Der Fluß Ligus des Theophanes Confessor

Dem von Theophanes Confessor notierten Fluß Ligus [Ligos lt. De Boor, 1885, II, 661], an dessen Ufern die Entscheidung gefallen sein soll, wurde keine nach-

haltige Beachtung geschenkt: Die zweite Silbe in Ligus/Ligos war wohl als fehlerhafte Schreibweise des größten gallischen Flusses Liger (= Loire) angesehen worden, zumal Theophanes lange nach den Geschehnissen geschrieben hatte. Da jedoch nachgewiesen ist, dass Theophanes die Schriften des Priskos kannte und u. U. auch nicht bekanntes Priskos-Material benutzte [Blockley 1983, 117], kann man davon ausgehen, dass Priskos den Namen des Baches, neben dessen flachen Ufern das Gemetzel seinen Lauf nahm, phonetisch tatsächlich richtig aufzeichnete. Kaiser Konstantins VII. Eingriffe in die Geschichtsschreibung, z.B. persönliche Anfertigung der Biographie seines Großvaters Basileios I., eines Mörders [Beck 1982, 48, Kommentar], erfolgten aus dynastischen Gründen im 10. Jh. [vgl. Illig 1999, 162ff; Weissgerber 2003, 45ff], dürften jedoch nicht die kurze Passage über den Gallien-Feldzug Attilas betreffen, da die anderen byzantinischen Quellen ebenfalls über die Ereignisse – zwar geographisch vage, jedoch zutreffend – berichten.

Als ich mich anhand der Hydatius-Aussagen mit dem Grenzgebiet zwischen Frankreich und Deutschland erneut näher beschäftigte, konnte ich eine frappierende Feststellung treffen: Unmittelbar N der französisch-deutschen Grenze W des Orscholzer Riegels (Saarschleife) befindet sich bei Borg, Eft-Hellendorf und Büschdorf das Quellgebiet des Leukbaches, der bei Saarburg in die Saar mündet: Der Name des Leukbaches lautete im Hochmittelalter um 1250 „fluminis qui dicitur Luca [Jungandreas 1962, 604]. Da jedoch Niederleuken bereits für 946 als „villa que dicitur Luica [ebd., 758] und Oberleuken 964 Odowinesluica genannt werden [ebd., 739], muss auch der Bach im 10. Jh. \*Luica geheißt haben. Die aus der 1343er Schreibweise Colinschlücken für Kollesleuken am Mittellauf des Leukbaches [ebd., 231] ersichtliche Diphtongierung beweist im übrigen den Verlust des „i“ im Namen „Luca“ als fehlerhafte Schreibweise. Dieser Befund belegt in Verbindung mit Hydatius unschwer, dass der Leukbach der von Priskos/Theophanes genannte Ligus/Ligos, das Bächlein, dessen Wasser sich vom Blut der Getöteten rot färbte [Jordanes, Kap. XL, 208], gewesen sein dürfte. Der von Jordan [154] genannte „Lhuitrelle“ entzieht sich im Gegensatz hierzu überdies auch einer etymologischen Zuordnung.

### 6.3 Die Hochfläche ums saarländische Borg

Die landschaftlichen Gegebenheiten der näheren und weiteren Umgebung von Borg passen zudem gut in das von Jordanes geschilderte Gelände-Raster: Die Hochfläche des Mosel-Saar-Gaus auf der Höhe von Borg misst W-O zwischen Mosel und Saar etwa 7 km, während sie nur 10 km S davon, auf der Höhe Diedenhofen/Thionville-Saar, noch rd. 32 km breit ist, d.h. sich beträchtlich erweitert. Mosel und Saar bildeten hier für Tross und Reiterei



bereits erhebliche Hindernisse, wie dies auch der Lech für die Ungarn nach verlorener Schlacht 955 bei Augsburg war. Die sich nach N bewegenden Attila-Truppen konnten zwar ihren Tross zügig vor sich her ziehen lassen, da die Römerstraße eine sehr breite Fahrfläche hatte, sahen sich aber mit ihrer Reiterei infolge der zusammen strebenden Ufer der Mosel und Saar zunehmend eingengt. Insbesondere fällt der Ostrand des Plateaus zwischen Orscholz und Saarburg steil zur Saar ab (vgl. dortige keltische Wallanlage bei Kastel).

Es ist deswegen zu vermuten, dass Attila am Tage vor dem Treffen das jenseitige, westliche Moselufer in Richtung des heutigen Luxemburg wieder zu gewinnen trachtete oder über die Mosel nach O gedrückt wurde. Dies wäre eine plausible Erklärung für die von Jordanes erwähnte vornächtliche Schlacht zwischen den mit Attila verbündeten Gepiden und den wahrscheinlich salischen [vgl. Jurisch 1996, 432] Franken, aber auch Sachsen, wie ich vermute (s.o. [vgl. Jordanes, Kap. XLI, 217]). Beide Stämme dürften infolge von Zuzügen aus ihren N gelegenen Gebieten auch in die NW Flankensicherung der Koalition einbezogen gewesen sein. Gestützt wird diese These durch die fränkische Kampfweise:

„Sie erleiden auch Schaden durch Hinterhalte von den Flanken oder im Rücken ihrer Heeresmacht; denn sie sorgen gar nicht für eine Nachhut oder sonstigen Schutz. Sie geraten leicht durch eine maskierte Flucht in Verwirrung, die sich plötzlich gegen sie wendet. Häufig bringen ihnen auch nächtliche Angriffe berittener Bogenschützen Schlappen bei, da sie ihr Lager an zerstreuten Punkten aufschlagen.“ [Kaiser Maurikios (532–602), *Strategikon*, 11, Kap. 4; in: Dieterich, 1912, 119]

#### 6.4 Das vermutliche geographische Schlacht-Szenario

Jordanes hat nach eigenem Bekunden noch mit Schlachtteilnehmern gesprochen. Vielleicht war einer von ihnen jener Andagis, der den westgotischen König Theodorid tötete [Buch XXXIX, 209]. Babcock [2001, 43f] identifiziert diesen Andagis mit dem Alanenfürsten Andag, für dessen Sohn Gunthigis Jordanes als Kanzlist arbeitete. Die Evidenzüberprüfung, wo die Geländeschildering des Jordanes mit Landschaft und Linienführung der Römerstraße am besten übereinstimmen, erbrachte folgendes Ergebnis:

Das vermutliche Kampfgebiet liegt zwischen den lothringisch-saarländischen Grenzhöhen Leyendecker (402 m) - Hirschenberg (425 m) - Schneeberg (430 m) und Apach-Perl im S und reicht über Eft-Borg bis etwa zur Linie Palzem/Mosel bis Portz im N. Es handelt sich um eine Terrasse mit Quellhorizonten, auf der heute die B 407 entlang geführt ist und die W von einem Höhenzug begrenzt wird, auf dessen Rücken die Römerstraße entlang zieht. Der o. als Ligus identifizierte Leukbach entspringt bei Eft an der Fußflä-

che des Schneeberges. Insbesondere zwischen Oberleuken und Kesslingen entspricht er der Jordanes-Beschreibung: ein Bächlein, das in niederen Ufern an der erwähnten Ebene vorbeifließt [Kap. XL, 208]. Bei Borg und in dessen nördlicher Umgebung finden sich mehrere Toponyme, welche womöglich die Hunnenschlacht widerspiegeln:

Kampholz (1 km NNW Borg W Römerstraße; ahd. champf/Kampf geht wohl auf lat. Campus/Feld, Schlachtfeld zurück.);

Schildwacht (1, 5 km N Borg, direkt an Römerstraße; ahd. Scilt/Schild der Germanen; Bedeutung der Wortwurzel: spalten, trennen);

Gliederbach (von Münzingen über Faha in den Leukbach; ahd. gilid im Sinne von Körpergliedern im Gegensatz zum Rumpf);

bie dem slimmen marcksteyne, Flurname im vor 817 urkundlich belegten Orscholz [Ju, 777];

Klingelbach (Oberleuken; mhd. Klinge ist Rückbildung aus mhd. klingen/hell tönen. Name nach dem Klang, den Klingen beim Auftreffen auf die Rüstung verursachen);

Hundelsbach, rechter Zulauf des Leukbaches O Borg; Loosenwinkel (östl. Ortsrand Borg; ahd. hliozan/losen/wahrsagen/zaubern; das Losen diente ursprünglich der Schicksalsbefragung).

Über das Alter dieser Flurnamen sind bei Jungandreas keine Angaben zu finden. Sie können auch jünger sein, da die Hochfläche seit 1675 wiederholt für militärische Aufmärsche genutzt wurde. Aufgrund der Quellentexte, der Axiome und der Gesamtheit zueinander passender identifizierbarer Orte kann indes folgender plausibler Ablauf angenommen werden:

Die nachrückenden Westgoten und Römer samt Foederaten hielten auf einer Linie N von Ritzing - Büschdorf/Tünsdorf. Attila hatte N von Borg, vielleicht im Raum um Merzkirchen O von Palzem, mit seinem Tross die Wagenburg aufgebaut. Er selbst hatte in oder oberhalb von Borg, wo nach jüngsten saarländischen Ausgrabungen eine römische Villa vorhanden war, Standort bezogen. Dort im Loosenwinkel mag Attila seine Schamanen wegen des Ausgangs der bevorstehenden Schlacht befragt haben.

Die zunächst umkämpfte Anhöhe dürfte der rund 1 km W der Römerstraße gelegene o.a. Bergzug Leyendecker - Hirschenberg - Schneeberg gewesen sein, der eine durchschnittliche relative Höhe von mehr als 30 m gegenüber dem Niveau der Höhenstraße und sogar einen Höhenunterschied von 73 m zum N gelegenen Borg (357 m) aufweist. Diesen Höhenzug wird der westgotische Königssohn Thorismund, dessen Reiterkontingent an der linken Flanke bei Aetius stand, als erster erreicht haben. Er konnte wegen des Gefälles die Hunnen bergab nach N in die Talmulde des Leukbaches drücken.

Der Hauptkampf spielte sich dann an seinem flachen Oberlauf bachabwärts in Richtung Keßlingen, später wohl auch Richtung W gelegener Mosel

ab. Dies können die räumlich eng beisammen liegenden martialischen Flurnamen, aber auch die schwedische Didrik-Sage andeuten (vgl. Kap. 7, u.). Attila floh dann in seine weiter N gelegene Wagenburg, die er wahrscheinlich um die Römerstraße herum hatte aufbauen lassen. Von der O Seite dürfte die Wagenburg zusätzlich durch den Abfall des Hochplateaus geschützt gewesen sein, so dass Attilas Bogenschützen gut postiert waren (vgl. Kap. 7. 3, u.).

Zur Illustration der günstigen militärischen Bedingungen des skizzierten Geländes sei ausschnittsweise ein Bericht aus dem Jahre 1794 wiedergegeben. Der deutsche Kommissar Coster schildert darin die Gefechte zwischen angreifenden französischen Revolutionstruppen und dem verteidigenden deutschen Bataillon unter Obristleutnant von Lusignan am 17./18. April. Coster hatte auf den Saarhöhen Spähposten bezogen und notierte [Labouvie, o.J., 199] :

“Alles ist in Bewegung, es scheint, als wollen die Carmagnolen ihre hl. Ostern in Trier halten. Unsere Truppen zwischen Mosel und Aar sollen sich in die Merzkirchener Verschanzungen gezogen haben, von woher heut ein heftiges Kanonieren gehört wird. [...] bemerkte auch in der Gegend von Borg, Keßlingen, Faha und Münzingen nicht allein ein stark aufgehender Rauch, sondern durch zwei unterschiedliche Malen gegen Keßlingen Flammen empor steigen, woraus zu schließen ist, daß beide Örter in Flammen stehen, und mehrere in diesem trockenen und windigen Wetter unglücklich sein geworden“.

Merzkirchen, in dessen Nähe die Deutschen 1794 ihre Stellungen aufgebaut hatten, liegt rd. 8 km N Borg. Vielleicht hatte Attila in dieser Gegend seine Wagenburg aufbauen lassen, zumal das N gelegene Söst (vgl. Kap. 7. 2, u.) von hier nur 5 km entfernt ist. Vom Höhenzug bei Söst konnte Attila wiederum leicht nach Trier, in die Wittlicher Senke, den Mayengau und auf den Hunsrück O der Saar gelangen. Gleichzeitig boten Mosel und in deren nördlicher Verlängerung die Sauer gute Abwehrmöglichkeiten gegen die wahrscheinlich W stehenden römischen Resttruppen.

Hinweis am Rande: Heute wird die Römerstraße wie im Mittelalter wieder als Pilgerweg nach Santiago genutzt. Sie dient als Zubringer zur Via Tolosana ab Arles [vgl. Bottineau, 1997, 86, 366f].

## 6.5 Das Datum der Schlacht und die Zeit danach

Über die Geschehnisse im unmittelbaren Anschluss an die Schlacht auf den Kat. Feldern ist aus den frühen Quellen wenig bekannt. Weder wissen wir, ob Attila bereits 451 in die Donau-Theiß-Tiefebene zurückging, noch, ob er in der Belgica I 451/52 überwinterte und dann erst über Pannonien nach Italien vorstieß. Kaufmann [141] verwies jedoch darauf, dass eine Rezension des Prosper Tiro die vieldeutige Wendung „in Gallias superiores fugatur“ bewahrt. In

Frage kommt hierbei insbesondere die Civitas Treverorum/Trier, die damals den größten Teil der Eifel, der milden Wittlicher Senke und des SW Hunsrücks umfasste. Schreiber [243] legte sich auf den 7. September als Beginn der großen Schlacht fest, als der heilige Memorius bei Troyes von Gepiden getötet wurde. Den 20. September als Beginn der Schlacht gibt das *Universal Illustrad* an [1958, X, Campos Catalaunicos]. Wirth [102] plädiert für die zweite Septemberhälfte.

Als Datum der Entscheidungsschlacht nehme ich den 22. September 451, den Festtag des hl. Mauritius, an. Angesichts der starken kirchlichen Verbindungen zwischen Burgund und Trier in der Spätantike und der Bedeutung des Völkerringens ist ein Zusammenhang nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Wenn man dem Patron der Soldaten und Schutzpatron der Franken den Sieg zuschrieb, dann ergäbe sich im Umkehrschluss aus seinem Festtag der Schlachtentag – der 22. September. Es ist nämlich nicht genau bekannt, seit wann der 22. September das Datum der liturgischen Feier ist. Nach Müller [1986, 8/9, Anm. 4] ist unsicher, ob Mauritius tatsächlich am 22. Sept. 285 hingerichtet wurde. Zudem ist der ursprüngliche Festtag des in Syrien hingerichteten hl. Mauritius, wie bereits oben dargelegt wurde, der 21. Februar. Belegt ist lediglich, dass am 22. Sept. 515, also lange nach der Schlacht auf den Kat. Feldern, die Abtei Acaunus (= heutiges St. Maurice/Wallis) vom burgundischen König Sigismund erweitert wurde [Müller, 8, Anm. 4]. Ergo muss der Tag des hl. Mauritius irgendwann vor 515 festgelegt worden sein.

Die Datumsänderung und der Umstand, dass Mauritius früh zu einem der wichtigsten Heiligen der Franken aufstieg, scheinen funktional verknüpft zu sein, da die Franken als Kriegsgewinner sich ihm wahrscheinlich verpflichtet gefühlt haben. Für diese These sprechen auch, unabhängig von ihren Gründungszeiten, die vielen Mauritiuskirchen in der Belgica I. Weiterhin unterstelle ich einen zeitweiligen Aufenthalt Attilas beim heutigen Weiler Söst (19 km SSW Trier W der Römerstraße) sowie wegen der fortgeschrittenen Jahreszeit auch eine Überwinterung 451/52 in klimatisch begünstigten Gebieten der Civitas Treverorum.

## **7. Zur geographischen Entschlüsselung der Didrik-(Dietrich von Bern) Sage //**

## **8. Eine geographische Neubewertung umstrittener Quellen**

Abschließend soll versucht werden, die Theorie der Hunnenschlacht in der Gegend um Borg anhand von Quellen zu überprüfen, die gemäß üblicher Lesart unzuverlässig sind oder sich auf Italien beziehen. Es gibt im Rahmen des Themas vier Texte, welche für die Jahre 451/52 kriegerische Vorgänge in

Verbindung mit Rom schildern. Prosper Tiro Aquitanus: Papst Leo erreicht 452 anlässlich eines Bittgangs zu Attila dessen Rückzug aus Italien hinter die Donau (vgl. Kap. 2. 5, o.). Damaskius: Gegenseitiges Abmetzeln „vor Rom“ (sog. Geisterschlacht; vgl. Kap. 2. 6, o.). Jordanes: Ergänzt Prosper's Bittgang Papst Leos um den Verhandlungsort Ambuleische Gefilde in Venetien an einer Furt des Flusses Mincio [Kap. XLII,223]. Hellenischer Chronograph in kirchenslawischer Übersetzung des Malalas: Bittgang „römischer Bischöfe“ zur Fürstentochter, die von Attila begehrt wird (vgl. Kap. 2. 16, o.).

## 8.1 Malalas und Chronicon Paschale

Wenn das 451er Szenario stimmt, kann die Angabe des grundsätzlich als unzuverlässig abgestempelten Malalas und, diesen ausschreibend, des Chronicon Paschale, der Kampf hätte sich in der Nähe der Donau abgespielt, nicht ohne weiteres verworfen werden. Die Entfernung Donauquellflüsse - Borg beträgt rd. 220 km Luftlinie, jedoch Liger/Loire - Borg rd. 340 km. Welchen anderen Grund als die geographische Anschaulichkeit hätte Malalas haben sollen, den aussagekräftigeren oströmischen Schicksalsstrom als Bezugspunkt zu nehmen?

Zumindest der Rhein als gallischer Grenzfluss muss doch auch dem rd. 2.500 km entfernt in Syrien lebenden Mönchschronisten ein Begriff gewesen sein. Babcock [89f] versucht denn auch im Gegensatz zu Moravcsik, Malalas als Quelle zu rehabilitieren.

## 8.2 Die sogenannte Geisterschlacht vor Rom des Damaskius

Das Herumgeistern der Toten bei Damaskius ist als Topos zu werten. Welches Rom die Damaskius-Quellen meinten, ist nicht bekannt. Das italische Rom können sie nicht im Sinn gehabt haben, da die Hunnen es physisch niemals bedroht hatten und 452 nur N des Po operierten [Wirth, 107]. Möglicherweise war Trier gemeint. Dessen Synonyme lauteten in der späten Antike Roma Secunda, Belgica Roma und im Früh-MA gemäß Ausonius Roma Aeterna [vgl. R. Beck 1969, 42ff]. Dagegen steht, dass vor Rom gekämpft worden sein soll, ohne dass man weiß, ob Kämpfe vor der Stadtmauer oder weiter entfernt gemeint waren. Wenn man das von Gast eruierte Entfernungsäquivalent von *haud longe de Mettis* analog anwendet, gelangt man 25 – 35 km S Trier ebenfalls in das deutsch-französische Grenzgebiet ums saarländische Borg. Da Borg auf halbem Wege zwischen Metz und Trier liegt, haben also die Damaskiusquellen (Kampf vor Rom = Trier) auf das gleiche Gebiet wie der Bischof Hydatius (Tagesreise von Metz entfernt) hingewiesen.

### 8.3 Bittgänge des Papstes und römischer Bischöfe

Drei der o.a. Texte beschäftigen sich mit angeblichen kirchlichen Aktivitäten, um die Einnahme Roms zu verhindern, was ihnen zufolge ja auch gelungen ist: Das italische Rom wurde ja tatsächlich nicht erobert. Ebenso gibt es keine seriöse Quelle, die für 451 eine Einnahme der Roma Secunda, Trier, meldet: Die zu Anfang des 11. Jh. im Trierer Kloster St. Matthias begonnenen *Gesta Treverorum* [Zenz 1955, 7] berichten zwar [Kap. XXII], dass der Hunnenkönig Attila die Stadt Trier in seine Gewalt bekam und sie schwer verwüstete, doch ist die Passage dem Silvesterprivileg, das dem Trierer Bischof den Primat über Gallien und Germanien zuerkannte, entnommen. Die von Sauerland [1889, 104f] aus diesem Silvesterprivileg abgeleitete und später allseits akzeptierte Folgerung, Trier wäre durch Attila zerstört worden, ist jedoch obsolet: Oppermann konnte nämlich schon Anfang der 1940er Jahre, kurz vor seinem Tode nachweisen, dass das Silvesterprivileg eine bald nach 969 entstandene Fälschung ist [1951, 144]. Wäre die ehemalige weströmische Hauptstadt Trier, damals immer noch eine der großen gallischen Städte, nach den Einnahmen von 275/76, 420/21, 435-37 [Bernhard, 125ff], 406/07, 413 und 436 [Ewig 1987, 22] auch 451/52 wieder einmal erstürmt worden, dann hätte dies seinen schriftlichen Niederschlag gefunden.

Im Lichte obiger Überlegungen gewinnt auch die Erzählung des hellenischen Chronographen über einen Bittgang der römischen Äbte zu der von Attila begehrten Fürstentochter, um einen Sturm auf Rom zu vereiteln, einen Sinn. Vielleicht war auch hier Trier gemeint. Der große Turkologe und Byzantinist J. Moravcsik argumentierte, dass im 10. Jh. der hellenische Chronograph bei seiner Übersetzung des griechischen Malalas-Textes ins Kirchenslawische eine unbekannte, aber zutreffende byzantinische Vorlage des 6. Jh. einfügte [1926-32, 104]. Er betonte zwar [ebd., 101], dass man in Byzanz zu Beginn des 6. Jh. von der Schlacht des Attila bei Rom sprach, jedoch lag für ihn Trier außerhalb der Betrachtung.

Am Wahrheitsgehalt der Darstellung des Prosper Tiro über die diplomatische Mission des Papstes sind erhebliche Zweifel angebracht: Der päpstliche Kanzlist Prosper Tiro hatte seine in Gallien begonnene Chronik nachträglich zweimal in Rom, 455 und 465, überarbeitet [Fischer 1948, 128]. Er dürfte bei dieser Gelegenheit zugunsten des mit ihm befreundeten Leo des Großen [Beck 200, 2750] im Nachhinein eine fromme Legende gewoben haben. Dies belegt mittelbar der spanische Bischof Hydatius als Zeitzeuge. Der verliert nämlich über die angebliche päpstliche Mission in Italien kein Wort:

„Die Hunnen, die Italien plünderten, auch in einige Städte eingebrochen waren, werden durch göttliche Fügung, teils durch Hunger, teils durch Krankheit, mit himmlischen Plagen geschlagen; nach Entsendung von

Hilfstruppen durch den Princeps Marcian werden sie unter Führung des Aetius besiegt; so werden sie an ihrem Aufenthaltsorte gleichzeitig durch die Strafe vom Himmel und durch das Heer Marcians unterworfen und schließen so nach ihrer Niederwerfung mit den Römern Frieden. Alle kehren an ihre eigentlichen Wohnsitze zurück.“ [Fischer 1948, 129]

Seston [1986, 571] meinte wie vor ihm andere, Leo hätte mit Attila über eine Räumung Italiens gegen Tribute verhandelt.

Sonderbar ist im Kontext auch die Ähnlichkeit von zeitgenössischen Bischofsnamen: In Rom war damals Papst Leo der Große langjährig im Amt (440–461); in Trier amtierte 451 u.U. noch zeitgleich mit ihm ein Leontius als Bischof. Ewig [1987, 39ff] stellte für die damaligen Trierer Bischöfe zwar die Reihung Felix (386–398) - Mauritius (nur Name bekannt) - Leontius/Legontius († um 446) - Severus († kurz nach 451) auf, doch wird Leontius nur einmal urkundlich sicher für 445 erwähnt: Valentinian bestätigt damals mit Reskript vom 17. Juli 445 Papst Leos des Großen Weisung, mit der dem Leontius als Senior die Leitung der gallischen Kirche übertragen worden war. Zusammenfassend ist festzustellen, dass oben besprochene Berichte entweder als frei erfundene Legenden gegenstandslos sind oder Trier betreffen.

## 9. Zusammenfassung

Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern als das entscheidende Ereignis des Gallienfeldzuges Attilas kann sich nicht, wie bisher angenommen wird, im Raume Troyes/Châlons-sur-Marne abgespielt haben. Dies belegen der Mangel archäologischer Funde hunnisch-donauländischen Typs in der Champagne, aber auch die amtliche französische Erklärung über die Obsolenz des Gebietes um Châlons. Die Rückführung heutiger Ortsnamen dieser Region auf den „locus Mauriacus“ ist etymologisch fragwürdig. Die Überbetonung der Vorgänge und Kämpfe um und im Anschluss an Orléans sowie eine Vernachlässigung der spanischen und byzantinischen Quellen Hydatius, Priskos/Theophanes, Damaskius, Malalas und des hellenischen Chronographen verstellten den Blick für andere Lösungsansätze.

Die Schlacht dürfte während des Rückzuges Attilas, vermutlich am 22. September 451, dem jüngeren Festtag des fränkischen Schutzheiligen Mauritius, zwischen Metz und Trier in der Gegend des saarländischen Grenzortes Borg, einem jahrhundertlang beliebten früheren Aufmarschgebiet zwischen Franzosen und Deutschen, stattgefunden haben. Borg ist, was den „locus Mauriacus“ betrifft, sowohl weiträumig als auch im engeren Umkreis durch ein Netz von z.T. frühmittelalterlichen Mauritius-Kirchen umgeben. Auf das Borger Gebiet passt ebenfalls die Angabe des Hydatius, der Schlachtort wäre im Umkreis von Metz zu suchen. Mit dem von Theophanes genannten

„Ligos/-us“, im Kontext identisch mit dem bei Saaburg in die Saar mündenden Leukbach, wird Hydatius' Entfernungsangabe verifiziert.

Eine Einnahme Triers durch Attila scheidet aus. Antike und frühmittelalterliche Texte über bischöfliche Missionen zur Rettung „Roms“ dürften trotz Geschichtsklitterungen einen wahren Kern, nämlich Kämpfe nahe des sich verteidigenden Triers, der Roma Secunda, enthalten, denn sonst wären sie aus der Luft gegriffen. Das ist weniger wahrscheinlich, da sie byzantinischer, römischer und römisch-gotischer Herkunft sind. Bei einer Überwinterung von Attila-Truppen 451/52 in der Belgica I (Mosel-Saar-Gau, Moseltal, Wittlicher Senke, Mayengau, SW Hunsrück) wäre der schnelle Hunnenvorstoß nach Italien 452 plausibel erklärt: Das letzte Aufgebot brauchbarer Truppen [Thompson, zit. n. Wirth, 109] wäre aus Pannonien über die Bardos-Alpe (Slowenien) direkt nach Italien eingedrungen; Attila hätte sich von der Belgica I direkt nach Italien begeben können; Anfang 452 wäre genügend Zeit für das Burgundergemetzel in Söst geblieben.

Die Lokalisierung der Hunnenschlacht auf dem Hochland im Trichter zwischen Mosel und Saar wird durch die Entschlüsselung der in der schwedischen Thidreks-Sage genannten Orts- und Volksnamen, die sich auf Kämpfe des historischen Attilas beziehen dürften, gestützt: Sie liegen alle auf dem Gebiet der ehemaligen Civitas Treverorum und können der Antike, dem beginnenden und späten Frühmittelalter sowie dem Hochmittelalter zugeordnet werden (vgl. Tab.). Auffällig ist bei der *Svava*, abgesehen von den für das Jahr 862 in den *Annales Bertiani* belegten „ungri“/Ungarn („Ungeren“) das Fehlen urkundlicher Namen im 7., 8. und 9. Jh. Die Illigsche Phantomzeit 614–911 erhält dadurch Unterstützung.

## Epilog

Neben vielen Landschafts- und Flurnamen im deutschen Sprachgebiet mit „Hun“ oder „Hon“ als Bestimmungswörtern lassen gerade auch viele Hunnen-Märchen links des Rheins den Eindruck entstehen, als ob Attila sich längere Zeit dort aufgehalten hätte. Er soll sogar im Flussgebiet des Rheins verstorben und begraben sein. Märchen dieses Inhalts treten gehäuft im Bereich Mosel und Saar in den ehemaligen römischen Provinzen Belgica I sowie Germania I auf:

Belgica I: Ohlweiler SW Simmern im Hunsrück (im Streithahn [Lohmeyer 1955]), Ommersheim O Saarbrücken (im goldenen Sarg im Bettelwald [Lohmeyer 1955, 15]), zwischen Erfweiler, Ballweiler, Wolfersheim und Rubenheim SW Blieskastel/Saarland (im goldenen Sarg in einem von 32 hallstattzeitlichen Grabhügeln im Schorn- und Kappelwald [Lohmeyer 1935, 79]), im Trantal im SW Hunsrück (im Tranbach [Lohmeyer 1935, 342; Zauert II, 91]), irgendwo im



**Tabelle:** Identifizierung von Namen der schwedischen Thidreks-Sage (Svava) und bei Theophanes

| Antike       | Frühmittelalter |        |        |            |           |                | Hoch - Mittelalter |            | Mittelalter | Neuzeit      |
|--------------|-----------------|--------|--------|------------|-----------|----------------|--------------------|------------|-------------|--------------|
| bis 5. Jh    | 6. Jh.          | 7. Jh. | 8. Jh. | 9. Jh.     | 10. Jh.   | 11. Jh.        | 12. Jh.            | 13. Jh.    | SVAVA       | 16./ 21. Jh. |
|              |                 |        |        | Ligos/ -us | Luica     |                |                    | Luca       |             | Leukbach     |
|              |                 |        |        |            |           | Ort Osanna     |                    |            | Kg. Osatrix | Ort Osann    |
| Palatium     |                 |        |        |            | Palatiolo | Palcele        |                    |            | Palteskia   | Ort Palzem   |
|              |                 |        |        |            |           |                | Perle/ Pirla       | Peirla     | Palerna     | Ort Perl     |
| Roma II      | R. Aeterna      |        |        |            |           |                |                    |            | Roma/ -burg | Stadt Trier  |
| Ricciacum    | Rizzigau        |        |        |            |           |                |                    |            | Rytzen-Volk | Ort Ritzing  |
|              |                 |        |        |            |           | Sozede         | Sozide             | Sozede     | Susat       | Weiler Söst  |
|              |                 |        |        |            |           | Serico         | Sirche             | Sirch      | Sirialand   | Ort Sierck   |
| Wawergau     |                 |        |        |            |           | Wavera         |                    |            | Swaweren    | Ort Wawern   |
|              |                 |        |        |            |           |                |                    |            | Thorta      | Tortadomus   |
| p. Teucorias |                 |        |        |            |           |                |                    |            | Torkeren    |              |
|              |                 |        |        | 862: Ungri |           |                |                    |            | Ungeren     | Ungarn       |
| p. Vilcias   |                 |        |        |            |           | m. Villiacensi |                    |            | Wilzen-Volk | Wittlich     |
| Vosagus      |                 |        |        |            |           |                |                    | Waschem W. | Waskenstein | frz. Vosges  |

Hunsrück (vorher Versenken des goldenen Wagens des Herrschers im Pütz innerhalb des Otzenhausener Hunnenringes [Lohmeyer 1935, 14]).

Germania II: Rumeln bei Moers/Rh. (in goldenem Sarg im Mühlenwinkel [Zaunert I, 15]).

Germania Libera: bei Hersbruck/Bayern (auf der Hubirg [Schöppner 1852/53, 1656]).

Bis jetzt ist allerdings nirgendwo die Grabstätte der „Geißel Gottes“ entdeckt worden. Infolge eines nächtlichen Blutsturzes verstarb Attila 453 irgendwo innerhalb seines Machtbereichs.

„Schnell reitet der Tod.“ (Emmanuel von Geibel, 1815–1884).

## Zitierte Literatur

### Gedruckte Quellen und Nachschlagewerke

- Abel, Otto (1986) „Paulus Diakonus. Geschichte der Langobarden“ (Historia Langobardorum), Faksimile-Druck, hrsg. von Alexander Heine, Essen und Stuttgart
- Arend, Walter (1989) „Altertum. Alter Orient – Hellas – Rom“ München 4. Aufl.
- Blockley, Roger C. (1983) „The Fragmentary Classicising Historians of the Later Roman Empire“ Liverpool
- Boor, Karl de/ Boor, Carolus de (1883/85) „Theophanis Chronographica“ Vol I, II Leipzig; retrographischer Nachdruck, Hildesheim 1963
- Cüppers, Heinz (1990) „Die Römer in Rheinland-Pfalz“ Stuttgart
- Dieterich, Karl (1912) „Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde“ Leipzig
- Erichsen, Fine (1924) „Die Geschichte Thidreks von Bern“ Jena
- Giordano, Oronzo (1972) „Jordanes De Origine Actibusque Getarum“ Bari
- Heine, Alexander; Schäfer, Andreas (1997) „Prokop. Der Gotenkrieg, Der Vandalenkrieg nebst Auszügen aus Agathias sowie Fragmenten des Anonymus Valesianus und des Johannes von Antiochia“ Essen
- Irmischer, Johannes u. Johne, Renate (Hrsg., 2000) „Lexikon der Antike“ Berlin 2000, CD Directmedia Berlin, Bd. 18, 10. Aufl.
- Jeffreys, Elisabeth/Michael; Scott, Roger (1986) „The Chronicle of John Malalas“ Melbourne
- Jungandreas, Wolfgang (1963) „Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes“ Trier
- La Bouvie, Eva (Hrsg.) „Saarländische Geschichte. Ein Quellenbuch“ Reihe: 'saarlandBibliothek' o. O. o. J.
- Martens, Wilhelm (1913) „Jordanis Gotengeschichte nebst Auszügen aus seiner Römischen Geschichte“ Leipzig
- Mommsen, Theodor (rec.) (1882) „Jordanis Romana et Getica“ Berlin (=MGH, Auctorum Antiquissimorum Tomi V Pars Prior)
- Moravcsik, Gyula/Julius (1943) „Byzantinoturcica II. Sprachreste der Türkvölker in den byzantinischen Quellen“ Budapest

Müller, Fritz (1961) „Müllers Grosses Deutsches Ortsbuch“ Wuppertal/Barmen  
Riese, A. (1892) „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur“ Leipzig  
Ritter-Schaumburg, Heinz (1989) „Die Didriks-Chronik oder die Svava“ St. Goar  
Schäfer, Andreas „Auszüge aus Agathias' Historien“ in: Heine/Schäfer „Prokop“ S.  
265-311

Simrock, Karl (1889) „Das Nibelungenlied“ Stuttgart 49. Aufl.

Zenz, Emil (Hrsg.) (1955) „Die Taten der Trierer. Gesta Treverorum“ Trier

### **Karten / Kartenwerke / Kartographie:**

ADEVA/Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz: Faksimile-Druck der „Tabula  
Peutingeriana“, Blätter I, II

Bechert, Tilmann (1999) „Die Provinzen des Römischen Reiches“ Mainz

Cuntz, Otto (ed.) (1929) „Itineraria Romana. Volumen Prius Itineraria Antonini  
Augusti et Burdigalense“ Leipzig

Duby, Georges (2001) „Grand Atlas Historique. L'histoire du monde en 520 cartes“  
Paris

Homann, J. B. (um 1740) Karte « Campania/Champagne » Nürnberg

Deutsche Meßtischblätter 1 : 25 000: Nr. 6204-6504; 6205-6505; 6208

Zusammendrucke Dt. Meßtischblätter 1 : 50 000: Nr. L 6304-L6704; L 6306-L 6706

### **Darstellungen**

Altheim, Franz (1957) „Reich gegen Mitternacht“ Hamburg

ders. (1962) „Die Geschichte der Hunnen“, Sonderdruck aus Band V, Berlin

ders. (1975) „Die Geschichte der Hunnen“, Vierter Band, Berlin, New York

Andrews, Michael (1994) „Europa. Entstehung und Entwicklung eines Kontinents“ o.  
O. Originaltitel: „The Birth of Europe. Colliding Continents and the Destiny of  
Nations“

Anhäuser, Uwe (1993) „Champagne“ Köln

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg., 1998) „Die Alamannen“  
(= Begleitband zur Ausstellung 'Die Alamannen') Stuttgart 3. Aufl.

Ardagh, John; Jones, Colin (1992) „Weltatlas der alten Kulturen. Frankreich“, dt.  
Ausg. München; Originaltitel: „Cultural Atlas of France“ Oxford 1991

Babcock, Michael A. (2001) „The Stories of Attila the Huns Death“ Queenston, Ontario

Badische Landesbibliothek Karlsruhe; Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.)  
(2003) „Das Nibelungenlied und seine Welt“ (= Führer der „Ausstellung im Badi-  
schen Landesmuseum, 13. 12. 2003-14.03.2004“), WBG-Lizenzausgabe, Darm-  
stadt

Beck, Hans-Georg (1961/75) „Überlieferungsgeschichte der byzantinischen Literatur“  
in: 'Die Textüberlieferung der antiken Literatur und der Bibel', Zürich München, S.  
423-510

ders. (1982) „Byzantinisches Lesebuch“ München

ders. (2000) „Die frühbyzantinische Kirche“ in: 'Jedin: Kirchengeschichte', S.  
2513-2745

Beck, Regula (1969) „Die Tres Galliae und das Imperium im 4. Jahrhundert“ Zürich

- Behr, H. J., Hagelstein, Bengt (08. 04. 2004) „Dietrich von Bern“, TU Braunschweig, Seminar für deutsche Sprache und Literatur, HS „Das Nibelungenlied“, WS 2000/01, [www-public.tu-bs.de:8080/~y0007800/DietrichvBern.html](http://www-public.tu-bs.de:8080/~y0007800/DietrichvBern.html)
- Bernhard, Helmut (1990) „Die römische Geschichte in Rheinland-Pfalz“ in: „Cüppers, Römer in Rheinland-Pfalz“, S. 39-168
- Bittel, Karl; Weber, Gerhard (26. 03. 2004) Web-Seite [www.archaeologie-bayern.de](http://www.archaeologie-bayern.de): „Neue Grabungen am Apollo-Grannus Heiligtum in Faimingen“ = ‘Mitteilungen der Freunde der bayerischen Vor- und Frühgeschichte’, Nr. 13 vom Dezember 1979
- Bosl, Karl (1990) „Bayerische Geschichte“ München
- Brüggen, Elke (2003) „Räume und Begegnungen. Konturen höfischer Kultur im Nibelungenlied“ in: ‘Die Nibelungen’, hrsg. durch Heinzle/Klein/Obhof, Wiesbaden, S. 161-188
- Brühl, Carlrichard (1970) „Studien zu den langobardischen Königsurkunden“ Tübingen
- ders. (2001) „Die Geburt zweier Völker“ Köln, Weimar, Wien (Erstauflage 1990)
- Christ, Karl (1988) „Geschichte der römischen Kaiserzeit“ München
- ders. (1994) „Die Römer“ 3. Aufl., München
- Dahn, Felix „Die Völkerwanderung“ (o. J.) gekürzte und bearbeitete Lizenzausgabe der vierbändigen „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“ 1881-1889 o. O.
- Demandt, Karl E. (1972) „Geschichte des Landes Hessen“ Kassel, Basel
- Der Spiegel (1991) „Gemetzelt im Trichter“, Nr. 44, S. 301-312
- Dixon, Philipp „Das barbarische Europa“ („Barbarian Europe“ Lausanne 1975)
- Elbe, Joachim von (1984) „Die Römer in Deutschland“ München
- Engels, Peter (1991) „Der Reisebericht des Ibrahim ibn Yaqub“ in: ‘Kaiserin Theophanu’, hrsg. von Anton von Euw und Peter Schreiner, Band I, Köln
- Ewig, Eugen (1987) „Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum“, Habilitationsschrift, 2. Neudruck der Originalausgabe Trier 1954, Aalen
- ders. (2002) „Die lateinische Kirche im Übergang“ in: ‘Jedin, Handbuch der Kirchengeschichte’, CD Directmedia Berlin, S. 2746-2971
- Ferrill, Arther (12. 04. 2004) „Attila the Hun and the Battle of Chalons“, frz. Web. [reserver.org/history/attila-at-Chalons.txt](http://reserver.org/history/attila-at-Chalons.txt), in: “The Quartely Journal of Military History”/MHQ
- Fischer, Joseph (1948) „Die Völkerwanderung im Urteil der zeitgenössischen Schriftsteller Galliens unter Einbeziehung des heiligen Augustinus“ Diss., Heidelberg-Waibstadt
- Frenz, Hans G. (1990) „Antike Religionen“ in: ‘Cüppers, Römer in Rheinland-Pfalz’, S. 213-232
- Gordon, C. D. (1960) “The Age of Attila. Fifth Century Byzantium and the Barbarians” Michigan
- Gottschalk, Gisela (1980) „Die großen Cäsaren“ Bern München
- Heinzle, Joachim; Klein, Klaus; Obhof, Ute (Hrsg.) (2003) „Die Nibelungen. Sage-Epos-Mythos“ (= Textband zur Nibelungenausstellung in Karlsruhe, 13. 12. 2003 -14. 3. 2004) Wiesbaden
- Heinzle, Joachim (2003a) “Von der Sage zum Epos” in: ‘Das Nibelungenlied und

- seine Welt' (= Führer durch die Ausstellung im Schloss Karlsruhe, 13.12. 2003 - 14.03. 2004), WBG-Lizenzausgabe, Darmstadt, S. 20-29
- ders. (2003b) „Die Nibelungensage als europäische Heldensage“ in: 'Die Nibelungen' Wiesbaden, S. 3-27
- ders. (2003c) „Die Handschriften des Nibelungenliedes und die Entwicklung des Textes“ in: 'Die Nibelungen' hrsg. von Heinzle, Klein, Obhof, Wiesbaden S. 191-212
- Henkel, Martin (2004) „'spaha sint Peigira' Althochdeutsche Sprache und Literatur und die Phantomzeit-Theorie“ in: 'Zeitensprünge', Gräfelting, Jg. 16, H. 1, S. 125-144
- Henkel, Nikolaus (2003) „Die Nibelungenklage und die \*C-Bearbeitung des Nibelungenliedes“ in: 'Die Nibelungen', hrsg. von Heinzle/Klein/Obhof, Wiesbaden, S. 113-133
- Herodote.net (25. 02. 2004) „Attila est battu aux Champs Catalauniques“, frz. Web-Seite "<http://www.yrub.com/histoire/herodoteattila.htm>"
- Holzapfel, Otto (2001) „Die Germanen. Mythos und Wirklichkeit“ Freiburg, Basel, Wien
- Hohmeyer, H. (1951) „Attila der Hunnenkönig von seinen Zeitgenossen dargestellt“ Berlin
- Howarth, Patrick (2001) „Attila, der Hunnenkönig“ deutsche Erstausgabe Freiburg, Basel, Wien; Originaltitel: "Attila, King of the Huns", London 1994
- Illig, Heribert (1993) „Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte“ in: 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart' Gräfelting. Jg. 5, Heft 2, S. 41-56
- ders. (1999) „Wer hat an der Uhr gedreht?“ München
- Jedin, Hubert (Hrsg.) (2000) "Handbuch der Kirchengeschichte", Buchfassung: Freiburg 1985; CD Directmedia Berlin, Band 35
- Jones, Colin (1995) "Frankreich. Eine Illustrierte Weltgeschichte", übers. von U. Reimert, Frankfurt; Originaltitel: „The Cambridge Illustrated History of France“, Cambridge
- Jurisch, Alexander (1996) „Die Germania und die Germanen“ in: 'Zeitensprünge', Jg. 8, Heft 4, Gräfelting, S. 429-435
- Kaufmann, Georg (1868) „Über die Hunnenschlacht des Jahres 451“ in: 'Forschungen zur Deutschen Geschichte', 8. Band, S. 115-146
- Klünemann, Clemens (02. 05. 2002) „Strahlender Stern aus dem Herbst des Mittelalters. Kirchtürme, Kaufleute, Starrköpfe: In Soest“ in: 'FAZ', Nr. 101, R 8
- Kowollik, Konrad; Weinand, Karl (1993) „Petrus. Papst in Rom am Rhein“ Taufkirchen
- Kremer, Bernhard; Heller, Christian (26. 03. 2004) „Exkursion Zentralfrankreich 2000“ Web <http://www.altegeschichte.uni-erlangen.de/>  
[www.altegeschichte.uni-erlangen.de/](http://www.altegeschichte.uni-erlangen.de/) (letzte Bearbeitung vom 21. Okt. 2003),
- Kunow, Jürgen (1987) „Die Militärgeschichte Niedergermaniens“ in: 'Die Römer in Nordrhein-Westfalen', hrsg. von Heinz Günter Horn, Stuttgart, S. 27-109
- Larane, André (25. 02. 2004) „Le 3 janvier dans le monde“ frz. Website "[perso.wanadoo.fr/olaga.bluteteau/ORCULTURE/2002/3janvier.htm](http://perso.wanadoo.fr/olaga.bluteteau/ORCULTURE/2002/3janvier.htm)" (Stand: 03. 01. 2002)
- Lienert, Elisabeth (2003) „Perspektiven der Deutung des Nibelungenliedes“ in: 'Die

- Nibelungen' (= Textband zur Nibelungenausstellung), hrsg. von Heinzle/Klein/Obhof, Wiesbaden, S. 91-112
- Löwe, Heinz (1973) „Deutschland im fränkischen Reich“ in: 'Gebhardt, Handbuch der Deutschen Geschichte', Band 2, München
- Lohmeyer, Karl (1935) „Die Sagen an der Saar, Blies, Nahe vom Hunsrück, Soon- und Hochwald“ Saarbrücken
- Lohmeyer, Karl (1955) „Die Sagen von der Saar von ihren Quellen bis zur Mündung“ Saarbrücken
- Lohmeyer, Karl (1964) „Die Sagen der Saar“ o. O. (Saarbrücken)
- Maczynska, Magdalena (1993) „Die Völkerwanderung“ Zürich
- Maenchen-Helfen, Otto (1997) „Die Welt der Hunnen. Herkunft, Geschichte, Religion, Gesellschaft, Kriegführung, Kunst, Sprache“, dt. Ausg., besorgt von Robert Göbl, Wiesbaden
- Manns, Peter (1976) „Die Heiligen. Alle Biographien zum Regionalkalender für das deutsche Sprachgebiet“, 2. Aufl. Mainz
- Martin, Max (1998) „Historische Schlagzeilen, archäologische Trümmer. Siedlungs- und Herrschaftsgebiete zwischen 436 und 506 nach Christus“ in: 'Die Alamannen', S. 163-190
- Menghin, Wilfried (1985) „Die Langobarden. Archäologie und Geschichte“ Stuttgart
- Mommsen, Theodor (o. J.) „Das Weltreich der Römer“, ungekürzte Ausgabe, Stuttgart
- Moravcsik, Julius (1967) „Attilas Tod in Geschichte und Sage“ in: 'Körösi Csoma Archivum' II Kötet (1926-1932), Copyright 1967 by E. J. Brill, Leiden, Niederlande, S. 83-116
- Moussier, Morgann (13. 04. 2004) frz. Web. « Histoire de la ville d'Orléans » 'morgann.moussier.free.fr./Orléans/histoire/Barbares.htm' (Stand: 26. 01. 2002)
- Müller, Paul (1986) „Mauritius, Zeuge seines Glaubens an Christus. Die Einsiedler Handschrift X 2 der Passion des heiligen Mauritius“ in: 'Chr. Köhler, Mauritiuskirchen in deutschen Landen', S. 7-24
- Nitro-Garriga, Fabienne (25. 2. 2004) „Sainte Genevieve 'Patronne de Paris'“ frz. Web. „www.servicehistorique.gendarmerie.defense.gouv.fr.“
- Noack, Kurt (1985) „Zur historischen Entwicklung“ in: 'Der Landkreis Kusel', hrsg. vom Landkreis Kusel, Redaktion: Erich Weingart, Paul Kaps, Landau/Pfalz, S. 14-92
- Oppermann, Otto (1951) „Rheinische Urkundenstudien“ in: 'Bijdragen van het Instituut voor Middeleeuwse Geschiedenis der Rijks-Universiteit te Utrecht', XXIII, hrsg. von F. Ketner, Groningen und Djakarta
- Oxenstierna, Eric Graf (2002) „Die Nordgermanen“ o. O.
- Pauli, Ludwig (1980) „Die Geschichte der Alpen“ München
- Paulys Realencyclopaedie (1930) Stuttgart
- Prieur, Jean (1968) „La Province Romaine des Alpes Cottiennes“, Reihe « Publications du Centre d'Études Gallo-Romaines de la Faculté des Lettres et des Sciences Humaines de Lyon », Fascicule 1
- Reichert, Hermann (2003) „Die Nibelungen im mittelalterlichen Skandinavien“ in: 'Heinzle/Klein/Obhof Die Nibelungen', S. 29-88
- Rhein-Nahe Touristik e. V. Bacharach (22. 5.20 04) „Bacharach“, Web.

„www.rheinreise.de“

- Ritter-Schaumburg, Heinz (1982) „Dietrich von Bern – König zu Bonn“ München, Berlin
- Sauerland, H. V. (1889) „Trierer Geschichtsquellen des XI. Jahrhunderts“ Trier
- Schöppner, Alexander (2003) „Sagenbuch der Bayerischen Lande“ 1852/53 in: 'Uther, Deutsche Märchen und Sagen', CD Directmedia Berlin, Band 80, S. 1655-1657
- Schreiber, Hermann (1990) „Die Hunnen – Attila probt den Weltuntergang“ Neuauf- lage Wien und Düsseldorf
- Seston, William (1986) „Verfall des Römischen Reiches im Westen. Die Völkerwan- derung“ in: 'Propyläen Weltgeschichte', Vierter Band, Frankfurt und Berlin
- Sternberger, Günter (1983) „2000 Jahre Christentum“ Salzburg
- Stiftsbibliothek St. Gallen/Basler Parzifal-Projekt (2003) „Sankt Galler Nibelungen- handschrift (Cod. Sang. 857)“ CD und Begleitheft, St. Gallen und Basel
- Thomsen, Rudi (1947) „The Italic Regions. From Augustus to the Lombard Invasion“ Diss. Kopenhagen
- Uther, Hans-Jörg (2003) „Deutsche Märchen und Sagen“ CD, Directmedia Berlin, Band 80
- Valentin, Veit (1976) „Illustrierte Weltgeschichte“, fortgeführt von Albert Wucher und Ulrich Riemerschmidt, Köln
- Vollmer, Albert (1998) „Hunnen-Sturm in Europa“ Obernburg/Main
- Wahl, Joachim; Wittwer-Backofen, Ursula; Kunter, Manfred (1998) „Zwischen Masse und Klasse. Alamannen im Blickfeld der Anthropologie“ in: 'Die Alaman- nen', S. 337-348
- Weissgerber, Klaus (2003) „Ungarns wirkliche Frühgeschichte“ Gräfelting
- Wenskus, R. (1973) „Attila“ in: 'Reallexikon der Germanischen Altertumskunde', Erster Band, Berlin, New York, S. 467-469
- Wirth, Gerhard (1999) „Attila. Das Hunnenreich und Europa“ Stuttgart, Berlin, Köln
- Zaunert, Paul (1924) „Rheinland Sagen“ Bd. I = „Niederrhein bis Köln, Bergisches Land, Eifel“, Bd. II = „Das Rheintal von Bonn bis Mainz, Volksglaube der Gegen- wart“, Jena
- Zorn, Rudolf (o. J.) „Niccolo Machiavelli. Discorsi. Gedanken über Politik und Staatsführung“, Kröners Taschenausgabe, Bd. 377, 2. Auflage Stuttgart

Prof. Dr. Volker Friedrich, 82178 Puchheim, Winterstraße 27

# Richtigstellung zu Lukas

durch Jan Beaufort

Auf S. 55 von ZS 1/2004 schreibt Peter Winzeler:

«Schon Bruno Bauer sah das Corpus Paulinum und Lukas als literarische Fälschung aus einem Gusse an, denn beide sind "miteinander 'im Gespräch'" [Detering 81]. Als frühmittelalterlicher Urheber wäre ein im *Pseudodionysius Areopagita* beheimateter Mönch von St. Denis zu suchen (so ein Vorschlag Jan Beauforts). Damit wäre die Urkirche endgültig enterbt. Kein echter Apostelbrief bliebe übrig. Eine wirkliche Lösung kommt nicht in Sicht.»

Diese Behauptung ist nicht korrekt, soweit sie meine Person betrifft. Ich schlage *nicht* vor, für das Corpus Paulinum und Lukas einen frühmittelalterlichen Urheber zu suchen.

Winzeler bezieht sich hier auf einen privaten, im Jahre 2001 mit Illig und ihm geführten Mailwechsel. Ich hatte damals – unter dem Eindruck der Bücher Deterings und Toppers – in der Tat die Vermutung geäußert, das lukanische Geschichtswerk könne erst im Mittelalter entstanden sein. Nach einigen (insbesondere kunsthistorischen) Hinweisen Illigs und auch Winzellers hatte ich diese Hypothese allerdings schnell wieder fallengelassen. Noch im besagten Mailwechsel formulierte ich dann die Position, die ich seither auch in öffentlichen Diskussionen vertrete.

Da Winzeler um diese Selbstkorrektur weiß, ist mir nicht klar, warum er meine verbesserte Hypothese zur Entstehung des lukanischen Werkes (Lukas-Evangelium und Apostelgeschichte) verschweigt. Ich benutze die Gelegenheit, um meine jetzige Auffassung kurz zu skizzieren.

Sie geht aus von Deterings Forschungsergebnissen, die nahe legen, dass das Urchristentum mit dem uns heute bekannten katholischen Kreuzchristentum nur wenig zu tun hatte. Vielmehr war es eine Art gnostische Täuferreligion. Die Erwachsenentaufe und die gemeinsame Mahlzeit waren die Hauptrituale, die Getauften und Gesalbten (*christoi*) fühlten sich als Kinder Gottes und des Heiligen Geistes. Das Urchristentum mag sich eher auf Johannes den Täufer als auf Jesus bezogen haben (so wie noch heute die Mandäer den Täufer verehren und Jesus für einen Lügner halten). Später verketzerte Richtungen wie der Markionismus und der Manichäismus dürften in Wirklichkeit Vorformen des orthodoxen Christentums gewesen sein.

Die Jesusreligion ist meiner Ansicht nach bei den ägyptischen Kopten aus jüdischen, urchristlichen, essenischen und/oder therapeutischen Wurzeln ent-



standen. Die Kopten betrachten den Evangelisten Markus als ersten Papst (Petrus genießt diese Ehre nur im Katholizismus und wohl frühestens seit Justinians Reform). Markus hat jenes Evangelium verfasst, das den Antihelden Jesus als Gegenentwurf zum Divus Julius Caesar ins Spiel bringt (Carotta hat mich in diesem Punkt überzeugt).

Die nächste Phase in der Entwicklung der Jesusreligion beginnt dann mit dem Auftreten des Arius. Die Arianer leugneten die Kreuzigung und die Gottheit Jesu und bekämpften das koptische Kreuzchristentum. Sie bildeten nach meiner Auffassung die Keimzelle des späteren Islam, in den sie als Partei des Arius (Schi'at Ali) aufgegangen sind. Als Jesus-Anhänger waren sie wie die Kopten Gegner der Caesarverehrung und stellten deshalb eine ständige Gefahr für das byzantinische Kaisertum dar (Kaiser = Caesar).

Mit der vollen Entwicklung dieser vier Religionen (Johanneschristentum, Kaiserkult, koptische Jesusreligion und Arianismus), neben denen noch das Judentum zu nennen ist, ist die religiöse Gemengelage gegeben, in der die katholische Orthodoxie ihren Ursprung hat. Geopolitisch gesehen handelte es sich (zusammen mit dem Judentum) um die fünf Hauptreligionen des byzantinischen Reiches: Das Oberhaupt des (griechischen) Täuferchristentums war der Bischof (Erzbischof, Patriarch, Metropolit) von *Konstantinopel*, der (lateinisch-griechische) Caesarkult leitete sich vom Pontifex Maximus in *Rom* her, der koptische Papst residierte in *Alexandrien*, der Arianismus mag ein religiöses Zentrum in *Antiochien* gehabt haben und das Judentum orientierte sich religiös an *Jerusalem*.

Die katholische Orthodoxie ist in meinen Augen von Anfang an eine kaiserlich verordnete Staatsreligion gewesen. Traditionell wird ihre Entstehung in die Zeit von Theodosius dem Großen datiert. Dieser Kaiser scheint mir persönlich ein Märchenkaiser zu sein. Viel plausibler ist mir eine Entstehung unter Justinian. Von Justinian ist bekannt, dass er eine wichtige religiöse Reform durchgeführt hat, die allerdings in der Literatur widersprüchlich dargestellt wird. Für mich bestehen kaum Zweifel, dass es sich bei dieser Reform um die Einführung des uns heute als katholische Orthodoxie bekannten Christentums gehandelt hat.

Justinians Katholizismus war ein genialer Streich. Seine Idee war die Vereinigung der legitimen Motive aller größeren im Reich verbreiteten religiösen Strömungen zu einer übergreifenden, auf das Ganze schauenden (kat-holos) Staatsreligion. Seine Methode war die der umfassenden historischen Darstellung, die jeder einzelnen Religion ihr *relatives* historisches Recht einräumte, das sich aber zugleich dem *absoluten* Recht der staatlich-katholischen Orthodoxie unterzuordnen hatte. Grundlage der neuen Reichsreligion musste der Jesusglaube der Kopten und Arianer sein, denn diesen beiden mächtigen und

potenziell immer staatsfeindlichen Strömungen musste der Wind aus den Segeln genommen werden.

Zur Durchsetzung seiner Religion schuf Justinian erstens ein neues Kirchenritual: Die gemeinsame Mahlzeit der Urchristen wurde durch eine Messe ersetzt, die in Form eines für die Gläubigen unsichtbaren Mysterienspiels hinter einer Ikonenwand aufgeführt wurde. Diese Ikonostase war selbst Teil einer Politik der Bebilderung von Kirchen, die den Gläubigen die neuen Glaubensinhalte einprägsam vor Augen führen sollte (die so genannten Madonnenbilder des Evangelisten Lukas stammen aus dieser Zeit). Es war letztlich diese Politik, die zum Auslöser des Bilderstreits wurde.

Zweitens berief Justinian in den fünf oben genannten religiösen Zentren Patriarchen, die die nunmehr in der Staatskirche integrierten religiösen Gemeinschaften führen sollten und ihm selbst als Kirchenoberhaupt unterstellt waren (Caesaropapismus).

Drittens wurden neue heilige Schriften verfasst, alte Schriften überarbeitet und das Ganze zu einem kanonischen Buch zusammengefasst. Wie der Kanon genau ausgesehen hat, ist heute schwer zu sagen, aber es mag (u. a. aufgrund der Abbildungen in Justinians Kirchen) als sicher gelten, dass die vier kanonischen Evangelisten dazu gehörten.

So wurden dann das koptische Markusevangelium, das ebionitisch-arianische Matthäusevangelium und das Evangelium der Johanneschristen mehr oder weniger stark umgearbeitet und mit dem neu verfassten, harmonisierenden Lukasevangelium zum Kernstück des neuen Buches gemacht. Hinzugefügt wurden das jüdische Alte Testament, einige (überarbeitete) markionistisch-christliche Paulusschriften und Lukas' ebenfalls in dieser Zeit geschriebene Apostelgeschichte.

Letztere war das historische Konstrukt, das die jüdische Jesusreligion als gemeinsame Wurzel aller christlichen Einzelreligionen plausibel machen sollte. Zentrale neue Lehrstücke des justinianisch-lukanischen Geschichtswerks waren deshalb das Pfingstwunder, die – von den Kopten übernommene – Gleichsetzung von Christus mit Jesus sowie die beiden Gleichsetzungen des christlichen Apostels Petrus mit dem Jesus-Jünger Simon und des christlichen Apostels Paulus mit dem Jesus-Gegner Saul.

Flankiert wurde dieser Kanon viertens von einer ganzen Menge weiterer religiöser Schriften. So entstand das Werk des Pseudo-Dionysius Areopagita in dieser Zeit. Der Areopagit wurde jahrhundertlang aufgrund einer Bemerkung in Lukas' Apostelgeschichte für einen direkten Schüler des Paulus gehalten. Auch der Chronologe Dionysius Exiguus schrieb in Justinians frühem 6. Jh. Seine AD-Rechnung beruht ganz auf dem Lukasevangelium, das als einziges der vier Evangelien konkrete, merkwürdig genaue Handhaben zu einer Chronologie des Christentums bietet. Ich gehe im Moment davon aus,

dass die historischen Werke des Eusebius von Cäsarea mit ihrer Verklärung des christlichen Konstantin gleichermaßen der Zeit des Justinian zuzuordnen sind.

Schließlich wurde die neue Religion dadurch befestigt, dass sämtliche Kritiker mundtot gemacht wurden. Jeder, der nicht der neuen Staatsreligion beitrug, wurde als Häretiker betrachtet. Ketzerkirchen wurde der Besitz entzogen. Die Hochschule von Athen wurde geschlossen.

Soweit in aller Kürze mein Hypothesengebäude zur Entstehung des orthodoxen Christentums und des lukianischen Geschichtswerks. Es hat sich – seit ich es im Sommer 2001 im Mailwechsel mit Illig und Winzeler im Kern entwickelt habe – in mehreren Auseinandersetzungen zum Thema bewährt. Ich bin gerne bereit, es gegen Winzellers Kritik zu verteidigen. Aber dazu müsste Winzeler sich auf *diesen* Vorschlag beziehen und nicht auf eine Vermutung, die ich irgendwann mal im privaten Kreis zur Sprache gebracht und längst aufgegeben habe.

PD Dr. Jan Beaufort, [jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de](mailto:jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de)

# Das Himmelsgewölbe auf der Himmels- scheibe von Nebra

Armin Wirsching

Im Anschluss an den Aufsatz von Gerald Schmidt über die Himmels-scheibe von Nebra [ZS 3/2003] haben unabhängig voneinander Jan Beaufort und Eberhard Schwerdtel den Gedanken geäußert [ZS 1/2004], dass der kleinste der ursprünglich vorhandenen drei aus Goldblech gefertigten Bögen auf der Scheibe als Abbild des Regenbogens zu verstehen sei. Ersterer wurde, wie er schreibt, von Kindheitserinnerungen geleitet, und letzterer hat den voller Bewunderung staunenden Menschen der Bronzezeit vor Augen. Teilt man die Annahme einer schlicht nur bewundernden Betrachtungsweise des Himmels zur Bronzezeit um -1600 nicht, ist die Annahme kaum nachzuvollziehen. Zu fragen wäre, ob die mit dem Entwurf der Scheibe und mit ihrer Anfertigung verbundenen geistigen und handwerklichen Anstrengungen wirklich auf die Wiedergabe eines kurzzeitigen Lichtspiels am Himmel abzielten. Am Rand sei bemerkt, dass auch Menschen jener Zeit, die sich am Regenbogen erfreuten, diesen wie eine Brücke mit zum Horizont und nicht zur Mitte des Himmelsgewölbes hin gerichteten Enden sahen.

Unbefriedigend ist auch die Erläuterung auf der Website des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt zum kleinsten der drei Goldbögen [Archlsa, dort FAQ 3]:

«Es handelt sich dabei wegen der Striche auf der Ober- und Unterseite, die Ruder symbolisieren, aufgrund von Vergleichsfunden mit großer Wahrscheinlichkeit um ein (unbemanntes) Schiff, das zwischen den Horizonten über das nächtliche Himmelsmeer fährt.»

Wünschenswert wäre eine Erklärung dafür, wie man sich die Striche auf der Ober- und Unterseite als Ruder vorzustellen hat. Gemeint sind mit den Strichen kurze, feine Meißelkerben, die abschnittsweise schräg zu den Bogenrändern verlaufen und dicht an dicht liegen. Hinzu kommt, dass ein Schiff nur assoziierbar ist, wenn die Scheibe so abgebildet wird, dass der kleine Goldbogen sich unten befindet und nach oben hin konkav öffnet. Der mit der Untersuchung astronomischer Aspekte betraute Astronom, Prof. Wolfhard Schlosser, Ruhr-Universität Bochum, dreht die Scheibe um 180°, wodurch sich eine andere Deutungsmöglichkeit ergibt:

«Oberhalb der Plejaden (in Meridianstellung [Einschub W.S.]) befindet sich ein heller bogenförmiger Teil der Milchstraße, der der Darstellung auf der Bronzescheibe sehr ähnlich ist.» [Schlosser, Abb. 4; Schulz 194]

Es ist deshalb von vornherein die Frage zu klären, wie die Himmelscheibe in Bezug auf den Betrachter zu orientieren ist.

In aller Regel wird die Scheibe so abgebildet, dass sich die goldene Sichel und der goldene Randbogen auf dem rechten Teil der Scheibe befinden und die goldene kreisförmige Fläche auf dem linken Teil, so auch auf dem Umschlag von ZS 3/2003. Eine Vorschrift für diese Ausrichtung ist nicht ersichtlich, doch ist die übliche Art der Abbildung erklärbar, weil vorausgehend die Goldflächen im mittleren Bereich der Scheibe gedeutet werden. Dass es sich bei der spitz zulaufenden Fläche um die Mondsichel handelt, ist einsehbar, doch kann man bei der kreisförmigen Fläche sowohl den vollen Mond als auch die Sonne vermuten. Dass die Dinge auch noch komplizierter gesehen werden können, sei erwähnt:

«Die „Sonne“ kann ebensogut der Vollmond sein, die „Mondsichel“ [Hvhgn. W.S.] eine partielle Finsternisphase von Sonne oder Mond. Gerade die so ins Auge fallenden Großobjekte entziehen sich einer einfachen Deutung.» [Schlosser]

Dass die Sonne gemeint ist, lässt sich aus der Erklärung der beiden Randbögen folgern. Beide Bögen begrenzen auf dem Rand der kreisförmigen Himmelscheibe Sektoren mit einem Winkel von etwa  $82^\circ$  [Schlosser; Archlsa, FAQ 3]. Denselben Winkel bilden die Verbindungslinien der Aufgangs- und Untergangspunkte der Sonne während der Sommer- und Wintersonnenwende mit dem Fundort auf dem Mittelberg bei Nebra an der Unstrut [ebd.]. Die Randbögen markieren demnach auf der Scheibe alle Aufgangs- bzw. Untergangspunkte der Sonne während eines Halbjahres vom Mittelberg aus gesehen.

Sind Kreis und Sichel – wie auch immer – identifiziert, werden beide Objekte zusammen als ein Himmelskörper-Paar wahrgenommen. Weil aber zwei bewegliche Objekte als Paar stets nebeneinander abgebildet werden, werden auch ‚Sonne‘ und ‚Mond‘ nebeneinander abgebildet. Die Frage ist nur, ob die Sonne links stehen soll und der Mond rechts oder umgekehrt. Wer nicht weiß, was richtig ist, muss sich entscheiden und entscheidet sich meist für ‚Mond rechts‘. Warum? Die Scheibenhälfte, in der sich sowohl der Mond als auch der noch vorhandene Randbogen und außerdem die Mehrzahl der Sterne mit dem ‚Siebengestirn‘ befinden, ist die optisch attraktivere Hälfte und wird intuitiv zur rechten Hälfte. Dass die rechte Hälfte einer Bildfläche aufmerksamer betrachtet wird als die linke, ist eine Tatsache, die jeder Zeitungsmacher und Werbefrafer nutzt. Auf die Frage, warum das so ist, lässt sich antworten, dass wir überwiegend rechtshändig sind und nach rechts fokussieren, weil der rechte Arm seit Alters her der Kampfarm war und das bis heute meist ist. Bei einem Angriff war nach Möglichkeit die Körperhälfte

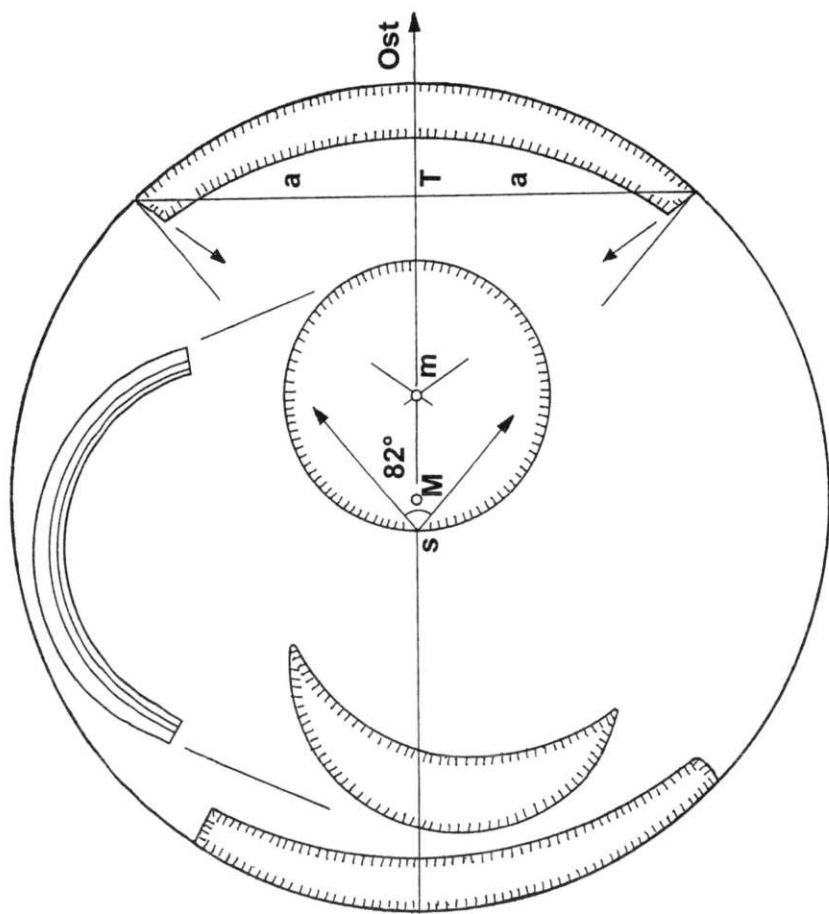


Abb. 1: Konstruktion der Sonnenseite der Himmelsscheibe [Die Untersuchungen sind an der um 100 % vergrößerten Abbildung der Himmelsscheibe auf dem Umschlag von ZS 3/2003 durchgeführt worden. Zeichnungen vom Verfasser].

des Gegners mit dem Herzen zu treffen und deshalb war nach rechts zu fokussieren. Dass bei der Ausrichtung ‚Mond rechts‘ der unten stehende Bogen als Schiff gedeutet werden kann, bestätigt die Richtigkeit der Entscheidung.

Nachstehend wird gezeigt, dass die üblicherweise gewählte Art der Betrachtung nicht der Intention entspricht, die den Schöpfer der Scheibe in der Bronzezeit leitete. Als die Seite der Sonne wird sich die rechte Hälfte der Scheibe erweisen. Zur Begründung wird das Folgende vorgetragen (Abb. 1):

1. Man verbinde die Endpunkte des Randbogens, der der Sonne zugeordnet ist, miteinander. Die Verbindungslinie teile man in zwei gleich lange Abschnitte  $a$ .
2. Im Teilungspunkt  $T$  zeichne man die Senkrechte zur genannten Verbindungslinie. Die Senkrechte verläuft sowohl durch den Mittelpunkt der Sonne  $m$  als auch durch den Mittelpunkt der Scheibe  $M$ .
3. Der Befund kann auch so ausgedrückt werden: Werden die Mittelpunkte von Scheibe und Sonne miteinander verbunden und wird die Verbindungslinie bis zum Rand der Scheibe verlängert, dann teilt sie den Randbogen in zwei gleich lange Abschnitte.
4. Man verlängere die Verbindungslinie der Mittelpunkte von Scheibe und Sonne nach innen bis zum Rand der Sonne und markiere den Schnittpunkt  $s$ . Die Visierlinien vom Schnittpunkt zu den Enden des Randbogens schließen einen Winkel von etwa  $82^\circ$  ein.
5. Man verlängere die Richtung der Tauschier-Rinnen an den Endkanten des Randbogens, in die ursprünglich der Metallrand eingedrückt war, zur Mitte der Scheibe hin. Beide Linien treffen sich im Mittelpunkt der Sonne. Dasselbe scheint für die Endkanten des Randbogens auf der Mondseite zu gelten.

Zusammenfassend ist zunächst festzustellen, dass die bronzene Scheibe mit der Sonne darauf und mit dem der Sonne zugeordneten Randbogen eine so exakt richtungsbezogene und maßbestimmte Einheit bildet, dass Zufälligkeit auszuschließen ist. Sodann ist festzustellen, dass der Winkel von etwa  $82^\circ$ , den die Sonne während eines Halbjahres beim Aufgang überstreicht, sich bei Übertragung auf die Scheibe **nicht auf den Mittelpunkt der Scheibe** bezieht, sondern auf den Schnittpunkt des Sonnenkreises mit der Verbindungslinie der Mittelpunkte von Sonne und Scheibe. Diesem Schnittpunkt entspricht in der Realität der Standort eines Beobachters der Sonnenaufgänge auf dem Mittelberg. Der Winkel  $82^\circ$  kann sich schon deshalb nicht auf den Scheibenmittelpunkt beziehen, weil der abgefallene Randbogen etwa 13 Millimeter länger war, als der noch vorhandene lang ist.

An dieser Stelle ist noch einmal kritisch auf die Ausführungen des beauftragten Astronomen einzugehen, der feststellt:

«So weichen zum Beispiel die beiden Randbögen in ihrer Länge um etwa 2 Millimeter voneinander ab.» [Schlosser; auch die beiden folgenden Zitate]

2 Millimeter werden als „Fertigungstoleranz“ [Hvhg. W.S.] ermittelt; gefolgert wird: «Damit darf angenommen werden, daß die Kreisbögen als gleich lang geplant wurden.» Auf diese Weise ergibt sich für die beiden Randbögen: «Ihre Endpunkte spannen überkreuz einen Winkel von etwa  $82^\circ$  auf.» Richtig ist, dass sich  $82^\circ$  als Zentriwinkel ergäben, wenn der abgefallene Randbogen so kurz wie der noch vorhandene wäre.

Vergleicht man die wohldefinierte Anordnung der Flächen auf der Sonnenseite mit den Flächen auf der Mondseite, ist festzustellen, dass dort gewissermaßen ‚Unordnung‘ herrscht, denn der Randbogen auf der Mondseite ist nicht nur kürzer, sondern – bezogen auf die Verbindungslinie der Mittelpunkte – nach unten versetzt, und die Spitzen der Mondsichel sind aus der Senkrechten gedreht. Nun ist aber die ‚Unbestimmtheit‘ der Mondhälfte sicher kein Zufall, sondern Teil des Konzeptes. Wenn eine Vermutung gewagt werden darf, dann diese: Die Seite der Sonne auf der Scheibe ist die Seite des beginnenden Tages und die Seite der Ordnung und Klarheit. Die Seite des Mondes ist die Seite des endenden Tages. Zwar sind die Sonnenuntergänge noch wahrnehmbar, aber kurz darauf werden alle Orte unbestimmt, und die ‚Unordnung der Nacht‘ beginnt.

Wird die Himmelscheibe waagrecht gelegt und werden die Endpunkte des sonnenseitigen Randbogens auf die Aufgangspunkte der Sonne während der Sonnenwenden ausgerichtet, erweist sich die Verbindungslinie der Mittelpunkte von Sonnenkreis und Scheibe als Richtung des Sonnenaufgangs während der Äquinoktien im Frühjahr und Herbst. Die Verbindungslinie gibt die Richtung vom Beobachtungsort nach O an. Möglicherweise wurde der vom Randbogen teilweise überdeckte ‚Stern‘ während der Herstellung der Scheibe deshalb versetzt, weil er klar die Ost-Richtung markieren sollte (Abb. 2). Jetzt fällt auf, dass vier Sterne in gerader Linie zwischen Randbogen und Sonnenkreis angeordnet sind. Eine Nachprüfung ergibt, dass ihre Verbindungslinie senkrecht auf der Ost-Richtung steht. Die vier Sterne markieren somit die Richtung, in der die Sonne am Mittag vom Mittelberg aus zu sehen ist – modern ausgedrückt die Nord-Süd-Richtung.

Nachdem die Präzision der Anordnung von Sonnenkreis, Randbogen, Äquinoktiallinie und Mittaglinie nachgewiesen ist, ist kaum anzunehmen, dass die Form des nach unten offenen Bogens oberhalb von Sonne und Mond zufällig gewählt wurde. Prüft man den Verlauf seiner Ränder, ist zu erkennen, dass der Außenrand zu den Enden hin nach innen eingezogen wurde, als seien vorgegebene Richtungen einzuhalten. Verlängert man die äußere Randlinie



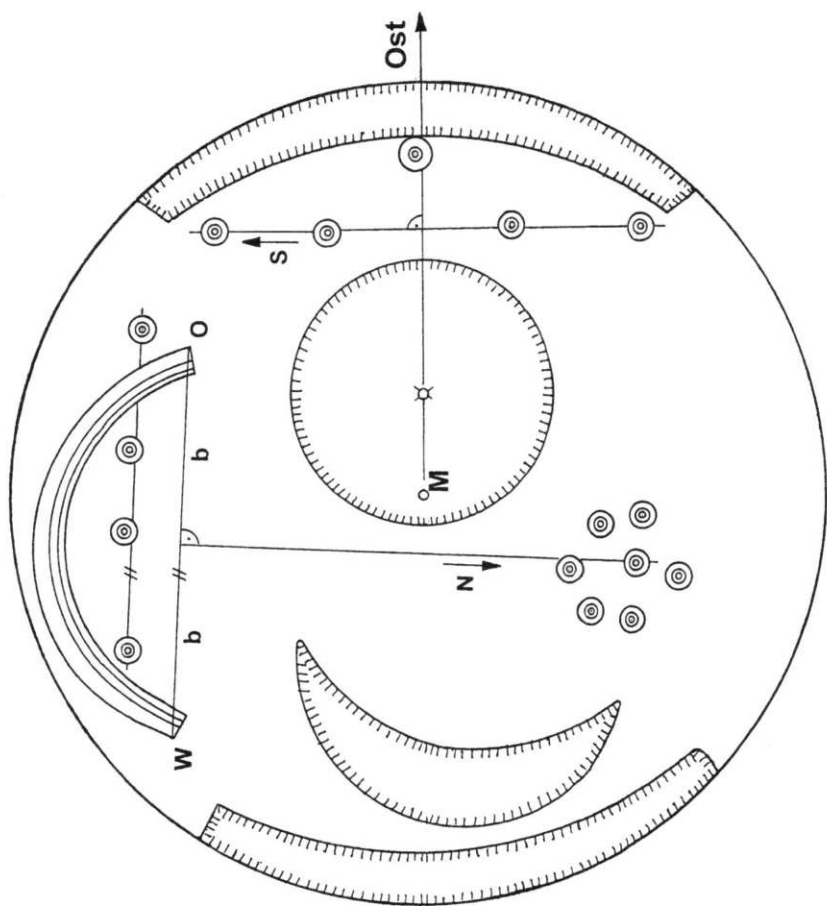


Abb. 2: Himmelsgewölbe, Zirkumpolarsterne und Mittagslinie auf der Himmelscheibe [Wirsching]

über die Endpunkte des Bogens, lässt sich vermuten, – ohne dem Zusammenspiel der Formen Zwang anzutun, – dass angestrebt wurde, Sonne und Mond tangential zu berühren. Offenbar wurde der Bogen so gestaltet, dass Sonne und Mond gerade ‚unter ihm Platz haben‘. Trifft das zu, stellt der Bogen symbolhaft das Himmelsgewölbe dar, an dem entlang sich Sonne und Mond bewegen. Gestützt wird die Annahme durch die beiden Kerblinien, die auf dem Bogen parallel zu den Rändern verlaufen. Die Linien, mit derselben Länge und Wölbung wie der Bogen selbst, lassen sich als die Bahnen von Sonne und Mond am Himmelsgewölbe deuten. Den Lauf der Sonne hat der bronzezeitliche Schöpfer der Himmelscheibe gewissermaßen dreidimensional dargestellt: zum einen vertikal als den täglichen Lauf der Sonne am Himmelsgewölbe und zum anderen horizontal als den Lauf der Sonne durch das Jahr in Form der Verbindungslinie ihrer Aufgangspunkte zwischen den Sonnenwenden.

Der letzte Schritt zur Ausrichtung der Himmelscheibe führt weg von der flach vor dem Betrachter liegenden ‚Himmels-Wanderkarte‘ und hin zur Ausrichtung entsprechend der Wirklichkeit. Weil sich der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen über den Menschen wölbt, hat man die Scheibe – unter Beibehaltung der Ost-Richtung – über Kopf zu heben. Und noch etwas ist zu bedenken. Die Ausrichtung von Plänen nach Nord ist eine neuzeitliche Konvention; der Mensch des Altertums sah der Leben spendenden Sonne entgegen und orientierte sich nach Süd. Dieser ‚natürlichen‘ Blickrichtung folgend, hat sich der Betrachter, wiederum unter Beibehaltung der Ost-Richtung der Scheibe, unter ihr zu drehen. Sieht er jetzt von unten gegen die Scheibe, steht der Sonnenkreis in der linken Hälfte. Der Betrachter sieht Sonne und Mond über sich und in südlichen Richtungen vor sich am Himmelsgewölbe ihre Bahnen ziehen. Die Anordnung des Himmelsgewölbes auf der oberen Hälfte der Scheibe entspricht im übertragenen Sinn der Realität.

Es bleibt noch die Frage nach der aus sieben Sternen bestehenden Sternengruppe ‚unten‘ auf der Scheibe. Geht man abzählend an die Frage heran, möchte man annehmen, dass die Plejaden gemeint sind [Schlosser]. Geht man jedoch von der hier dargestellten Konzeption der Himmelscheibe aus, ist zu fragen, was der südorientierte Beobachter ‚hinter sich‘, also in nördlicher Richtung sah und was ihn so beeindruckte, dass er ‚es‘ groß auf der Scheibe darstellte. Die Antwort lautet: Die Sternengruppe steht für die stets sichtbar bleibenden Zirkumpolarsterne. Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht wieder die Präzision der Konstruktion auf der Scheibe (Abb. 2).

1. Man verbinde die Endpunkte des äußeren Randes des Bogens miteinander, der das Himmelsgewölbe darstellt.
2. Die Verbindungslinie der Endpunkte verläuft exakt parallel zu der

geraden Linie, die von den vier Sternen im Bogen gebildet wird. Diese Richtung ist die Richtung des zwischen Sonnenaufgang und -untergang gespannten Bogens.

3. Man teile die Verbindungslinie der Endpunkte in zwei gleich lange Abschnitte und zeichne im Teilungspunkt die Senkrechte. Die Senkrechte markiert die Nord-Richtung und verläuft durch den mittleren Stern der Sternengruppe.

Der Befund kann so ausgedrückt werden: Es wurde ein Punkt am Himmel gesehen, wohl schon zur Bronzezeit durch einen Stern bezeichnet, der sich in Ruhe befindet, und um den in unregelmäßigen Abständen andere Sterne kreisten. Augenscheinlich befand sich das Himmelsgewölbe an einem Punkt in Ruhe, und der Vergleich mit einer sich drehenden Scheibe oder mit einem Rad liegt nahe. Diese Erkenntnis dürfte zur Vorstellung geführt haben, dass das Zentrum der Sternengruppe als Endpunkt einer Achse zu verstehen ist, um die sich das Himmelsgewölbe dreht. Auf der Scheibe wurde die Vorstellung ausgedrückt durch die Senkrechte vom Stern im Zentrum zur Mitte zwischen den Endpunkten des Bogens, der das Himmelsgewölbe darstellt. Diese Mitte war ja augenscheinlich der Mittelpunkt der Bahnen von Sonne und Mond. So greift eins ins andere und ließ die Menschen der Bronzezeit vielleicht die Frage bedenken, ob gerade dort, wo sie leben, das Zentrum der Welt sei.

#### Literatur und Referenzen

- Archlsa (2002-2004): Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Die Himmelscheibe von Nebra, s.u. [www.archlsa.de/sterne/](http://www.archlsa.de/sterne/)
- Beaufort, Jan (2004): Leserbrief zum Aufsatz von Gerald Schmidt in: ZS 16 (1) 242
- Schlosser, Wolfhard (2003): Die Himmelscheibe von Nebra – ein früher Blick der Menschen ins Universum, s.u:  
[www.astronomie.de/bibliothek/artikel/geschichte/nebra/](http://www.astronomie.de/bibliothek/artikel/geschichte/nebra/)
- Schmidt, Gerald (2003): Die Himmelscheibe von Nebra in: ZS 15 (3) 675-683
- Schulz, Matthias (2002): Der Kult der Sternenmagier in: Der Spiegel (48) 5. Nov., 192-206
- Schwerdtel, Eberhard (2004): Leserbrief zum Aufsatz von Gerald Schmidt in: ZS 16 (1) 242-246

Dr. Armin Wirsching, 20253 Hamburg, Hoheluftchaussee 32

# Vinci – Horken – Velikovsky – Heidrich

## Streifzüge zwischen Skandinavien und Griechenland

### Heribert Illig

Manchmal treffen Ideen zusammen, die teils ganz aktuell sind, teils schon längst gedacht worden sind. In diesem Fall geht es um Bücher aus den 60er- und 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts, um eine mittlerweile vergriffene Neuerscheinung von 1995 und um eine aktuelle Edition, die allerdings bereits 1995 durch den Tod ihres Autors zunächst gestoppt worden ist.

Da ist zunächst *Specht K. Heidrich* (1920–1997) zu nennen, der 1987 mit einem präzise recherchierten Buch vor die Öffentlichkeit getreten ist: *Olympias Uhren gingen falsch. Die revidierte Geschichte der griechisch-archaischen Zeit*. Die Öffentlichkeit hat von ihm keine Notiz genommen. Ungelesen wanderte es ins moderne Antiquariat, das ihm dann doch noch Leser verschaffte. Der Ingenieur und Architekt hat aber dessen ungeachtet weitergearbeitet und sich intensiv mit der minoisch-mykenischen Zeit beschäftigt, also mit noch älteren Zeiten. Ihn trieb der Gedanke um, dass in den uns allen noch vertrauten Mythen – ihre Schauplätze sind Knossos, Mykene, Theben, Tiryns, Troia und wie die sagenumwobenen Plätze alle heißen – auch dann noch ein historischer Kern stecken kann, wenn es um die Taten des Herakles oder um die Fahrt der Argonauten geht. Zu diesem Zweck hat er ein Kompendium des mythologischen ‘Personals’ erarbeitet, wie es eigentlich nur in früheren Zeiten der Forschung angelegt worden ist. Darüber hinausgehend suchte er nach Übereinstimmungen insbesondere bei den Hethitern und Ägyptern – und es gelang ihm tatsächlich, Gleichsetzungen von niemals miteinander verbundenen Namen und Personen zu versuchen, zu untermauern und eindringlich zu beweisen.

Indem der Schreiber dieser Zeilen Heidrichs Text für die Publikation vorbereitete (*Mykenische Geschichten. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia*), beschäftigte ihn natürlich das gesamte Szenario am und im östlichen Mittelmeer, an dem die meisten Taten vollbracht werden, auch wenn Herakles bis weit nach Westen, die Argonauten weit nach Osten und Norden ausgeschwärmt und Odysseus ohnehin jede Grenze gesprengt haben soll.

### Felice Vinci

Da begegnete mir der Hinweis auf eine andere Publikation, die mich stutzig machte. Ein italienischer Ingenieur, *Felice Vinci* [= Vi.; engl. Fassung = Vi,e], hat den Mut gehabt, mit einer zunächst seltsamen klingenden These eine kräftige

Blamage zu riskieren: *Omero nel Baltico*, also ein Essay über homerische Geographie, die Vinci durchwegs in der Ost- und Nordsee ansiedelt. Die Stationen der Odyssee gemäß Vinci [nach P.M., 34]:

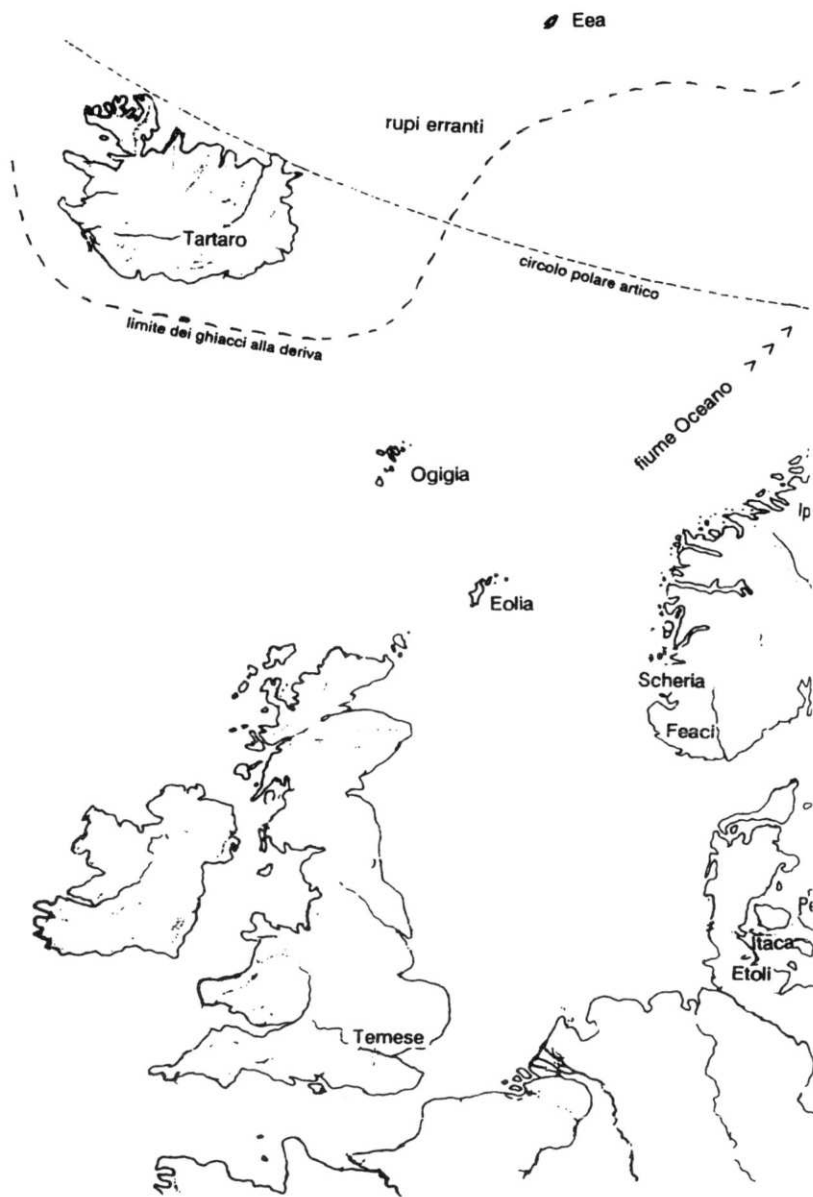
Troia (Türkei) = Toija (Finnland); Krieg und Belagerung  
Ismaro (Kikonen; Nordostgriechenl.) = Kiikoinen (Finnland); Attacke  
Djerba (Tunesien) = Trondheim (Norwegen); Lotophagen  
Ägadische Inseln = Tosenfjorden (Norwegen); Kyklopen  
Äolische Inseln = Yell (Shetland-Inseln); Herr der Winde  
Bonifazio (Korsika) = norwegische Küste; Lästrygonen  
Insel Ponza (Italien) = Insel Vesteralen (Norwegen); Kirke  
Insel Galli bei Neapel = Lofoten; Sirenen  
Straße von Messina = Malstromstrudel der Lofoten; Skylla u. Charybdis  
Insel Trinacria bei Palermo = Insel Mosken (Lofoten); Kühe des Helios  
Gozo (Malta) = Färöer-Inseln; Kalypso  
Insel Korfu (Griechenl.) = Bergen (Norwegen); Schiffbruch  
Ithaka (Griechenl.) = Lyø (Dänemark); Heimat des Odysseus.

Nun kann uns auf diesem Gebiet nicht mehr viel überraschen: Bereits Eratosthenes spottete über die allzu vielen Lokalisationen [Vi, 63]. Seit Christine Pellech [1983] die Odyssee als antike Weltumsegelung bezeichnet hat, kann wohl nur noch die Antarktis keine Fußspuren des Odysseus vorweisen. Indem Vinci diese Translokation gewagt hat, könnte man eher gelangweilt noch eine weitere Route für den lügnerischen Schiffsbrüchigen auf den Weltmeeren aufzeichnen. Ungeachtet solcher formidablen Phantasien bestand jedoch immer eine stille Übereinkunft, dass einige Episoden der *Odyssee* hoch im Norden angesiedelt sein müssten. Immer zitiert werden dabei die Verse:

“Und sechs Tage fuhren die Nächte wir durch und die Tage,  
Kamen am siebenten dann zur steilen Feste des Lamos,  
Nach Telépylos, dem lästrygonischen, dort wo der Hirte,  
Wenn er eintreibt, ruft, und es hört ihn der Hirte, der austreibt.  
Da verdiente eine schlafloser Mann wohl doppelte Löhne,  
Einen als Rinderhirt und einen als Hüter der weißen  
Schafe; denn nahe sind dort die Pfade der Nacht und des Tages.”

[*Odyssee*, 10,80-86; Übers. Roland Hampe].

Weil das nur bei einer sehr, sehr lange am Himmel stehenden Sonne möglich ist, gab es immer wieder die Bereitschaft, Odysseus im hohen Norden verschellen zu lassen. So umsegelt bei dem wesentlich besser als Pellech argumentierenden Hans Steuerwald [1978] Odysseus auch Schottland, um das Phäakenland schließlich in Cornwall zu erreichen. Allein, Vinci hat *Ilias* und *Odyssee* genauso gründlich wie spätere, antike Literatur gelesen und Verse beachtet, die bisher nicht hinreichend gewürdigt worden sind. So spricht



F. Vinci: Die Welt Homers im Baltikum und im Nordatlantik [Vinci 302f]



Homer in der *Ilias* auch von einer Schlacht, die eine ganze Nacht einschloss, was ohne Mitternachtssonne schwer vorstellbar ist [Vi 95; *Ilias* XI.86, XVI.777]. Nicht nur deshalb hat Vinci sowohl den Hauptort der *Ilias*, Troia, wie den Zielort der *Odysee*, Ithaka, in der Ostsee angesiedelt.

Zuvor war ihm aufgefallen [Vi, 5, 16], dass Plutarch (1./2. Jh. [*Vom Mondgesicht*, Kap. 26]) der Nymphe Kalypsos Heimatinsel Ogygia verortet, nämlich fünf Segeltage von Britannien entfernt. Plutarch ist nicht gerade ein Zeitgenosse von Homer, aber eine bekannte Quelle.

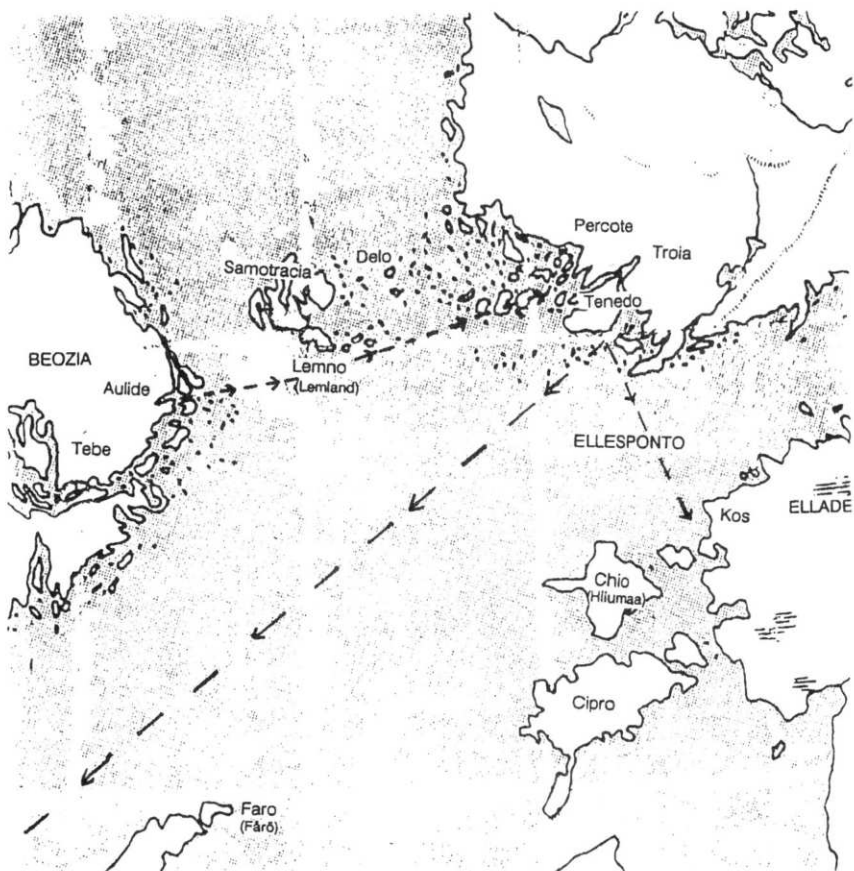
Geht es bei Ogygia um eine geheimnisvolle, eher fabulöse Insel, so geht es bei der Peloponnes oder bei Ithaka um ganz reale Örtlichkeiten. Um so rätselhafter galt es z.B. Sir Moses Finley, dass Homer hier keine zutreffenden Lagebeschreibungen zustande gebracht hatte [Vi, 5; 25ff]. Gerade für uns, die wir an keinen Jahrhunderte langen Abstand zwischen dem troianischen Krieg und der Abfassung der homerischen Epos glauben, ist es unverständlich, dass Homer immer wieder danebengreift. So liegt für ihn Troia nahe der hellespontischen See, die als "weit" und "grenzenlos" apostrophiert wird. Im übrigen wimmelt es bei Homer von Attributen wie grau, neblig, dicker Nebel; bei ihm tragen die Griechen dicke, schwere Mäntel, die sie möglichst auch beim Mahle nicht ablegen [Vi, 7, 38, 164ff].

Ein wirklich dramatisches Argument ist das Fehlen der berühmten, allen Kunstfreunden bekannten Keramik der Mykener wie der Minoer. "Homer erwähnt keinerlei keramische Töpferei". Es gibt Gefäße aus Edelmetallen und Bronze, es gibt hölzerne Becher, aber keine Tonwaren [*Odysee* XVIII, 397; Vi,e 114]. Hier liegt ein eklatantes Auseinanderklaffen zwischen archäologischem Befund und Schriftquelle vor, das bislang nicht gesehen worden ist und das einer Antwort bedarf. Vinci zitiert Chadwick, Contino, Montanari und nicht zuletzt Finley, der klarstellte, dass die Homerische Welt primitiver war als die mykenische Kultur [Vi,e 122].

Interessant ist die Überlegung, Homers Schiffskatalog [*Ilias* II] folge einer Regel, schildere nämlich die Herkunftsorte gegen den Uhrzeigersinn. Die Reihe beginnt mit Böotien, das Vinci in Zentralschweden verortet. Auf diese Weise wird aus Theben der Ort Täby nahe Stockholm. Der Peloponnes entspricht dann Seeland, womit erstmals aus der bekannten Halbinsel eine echte Insel (des Pelops) wird, wie ihr Name eigentlich signalisiert [Vi,e 130]. So lassen sich zahlreiche Erklärungen und Entsprechungen gewinnen, etwa Helike als dem Poseidon geweihten Schrein [*Ilias* VIII.203; Vi,e 133] als Helgoland. Dabei werden auch rätselhafte Lücken im Katalog verständlich.

So rückt das für Pferde ungeeignete, nicht sehr große, oft nebelige und immer verregnete Ithaka [Vi, 35] fast in die Kieler Bucht, indem es als Lyø erkannt wird, die westlichste Insel eines kleinen dänischen Archipels. Troia findet sich als Toija an der finnischen Südwestküste. Ich gehöre nicht zu





Troia, gemäß Vinci nach Finnland verlagert, umgeben von den nach Norden übertragenen topographischen Begriffen aus Griechenland [Vinci 309]

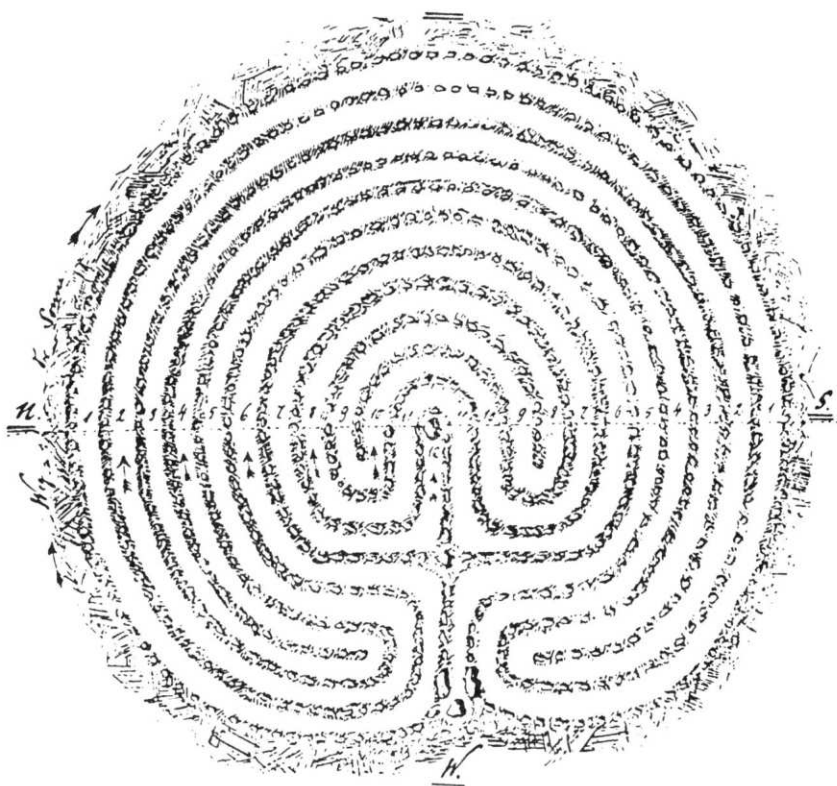
denen, die viel Gewicht auf vermeintliche oder wirkliche Namensähnlichkeiten legen, aber es erstaunt immerhin, dass es außer dem griechischen Mykene auch eine Färöer-Insel mit Namen Mykini gibt. Vinci lässt denn auch Odysseus zu den Färöern, bis an die nordnorwegische Küste und zu den Shetlands kommen.

Ist einmal der Norden im Visier, stellen sich weitere Koinzidentien ein: Bernstein ist Homer bekannt [Vi,e 118]; er findet sich in den mykenischen Schachtgräbern, wobei jedoch sein Anteil von den älteren zu den jüngeren auffällig abnimmt. Die großen und blonden Recken – bis hin zum blonden Achill – sind für den Norden selbstverständlicher als für das südliche Griechenland [Vi,e 19], die Drachenboote der frühen Norweger ähneln den bei Homer beschriebenen Schiffen. Bei Bronzewaffen und -gegenständen halten sich beide Regionen die Waage.

Nebenbei ergibt sich – in Anlehnung an die homerische *Hymne an Hermes* und an die *Kalevala* – für Vinci eine neue Antwort auf die Frage der Sphinx: die Zeit. Sie wird von Ödipus besiegt, der selbst die Sonne repräsentiert: Diese wird von Mutter Erde geboren, tötet den Sternenhimmel als ihren Vater durch Überstrahlen, um am Abend blind zu werden und zu verschwinden [Vi,e 143]. Vinci kannte die Gleichsetzung von Ödipus und Echnaton nicht, die Velikovsky vorgeschlagen hat, weshalb wir unten auf sie eingehen.

Der in Rom lebende Vinci ruhte nicht, bis er auch die letzte Entsprechung zwischen griechischer und baltischer Entsprechung aufgedeckt hat. Für die Leser dieses Heftes ist sicher interessant, dass er dabei auch Entsprechungen für den zehnmonatigen Kalender der Römer und anderer Völker bei Homer findet [Vi,e 186] und ihn damit erklärt, dass die lange Dunkelzeit um die Mittwinterzeit als nur ein Monat gezählt worden ist, entsprechend den 50 Rindern, die dem Sonnengott gestohlen worden sind [*Ilias* XXI.448]. Das würde den Gedanken bestätigen, dass die erste Entwicklung eines Kalenders nicht in Ägypten oder Mesopotamien zu erwarten ist.

Was schließt Vinci aus seinem Szenario? Er sieht das bronzezeitliche Skandinavien am Ende einer klimatischen Warmperiode, die bis ca. -1600 anhält. Die Verschlechterung wird durch den Ausbruch des Santorinvulkans noch verstärkt. Dies zwingt die nordischen Völker, in den Süden auszuweichen. Nun ergibt sich das bekannte indoeuropäische Szenario: Die Arier ziehen über Mesopotamien bis Indien, die Hethiter über Kleinasien bis Ägypten, die Achäer nach Griechenland [Vi,e 199]. So gelangen nicht nur Pferd und Wagen in den Süden, sondern auch die nordischen Epen und Sagen, die Homer in griechische Worte fasst, worauf seine Zuhörer damit beginnen, die nordische Topographie mehr schlecht als recht in den Süden zu transponieren. Im Grunde sind aber Homers Epen für Vinci der Schwanengesang



Klassisches kretisches Labyrinth, gefunden als **Troiaburg in Visby**, Gotland [Hallman 57]. Die Zahl der Umgänge kann bei diesem Typus schwanken. Die Spur ins Innere ist kein Irrgarten, sondern ein klar festgelegter Initiationsweg. Labyrinthdarstellung mit dem Namen Troia auf dem **etruskischen Weinkrug** von Tragliatella, herkömml. -620 datiert [Hallman 28].

der *nördlichen* Bronzezeit [Vi,e 126]. Den Mythos von Atlantis sieht Vinci als noch älteres Stratum, als die Geschichte vom Verlassen einer arktischen Insel, etwa von Spitzbergen [Vi,e 201].

Was bedeutet das für den Mittelmeerraum? Seine imposanten Ruinen stünden gewissermaßen für den Nachbau der ursprünglichen, nördlichen Welt in südlichen Gefilden. Hier muss Kritik geäußert werden. Denn wenn die Bollwerke der südlichen Festungen wie Mykene, Tiryns, Troia und anderer Orte nur Nachbauten einer früheren Topographie waren, dann stellt sich die Frage nach den Überresten der nördlichen Ursprungsbauten. Skandinavien kann bedeutende Reste des Megalithikums wie der Bronzezeit bieten – aber Festungsmauern aus dieser Zeit sind sehr selten, eher unbekannt.

### Troiaburgen und Klimafragen

Keinen Hinweis habe ich bei Vinci darauf gefunden, dass in Skandinavien der Begriff "Troiaburg" für Labyrinthlegungen geläufig, aber ungeklärt ist. Es handelt sich dabei um labyrinthförmige Steinsetzungen, die ab dem 19. Jh. entdeckt worden sind. Faust- bis kopfgroße Steine sind auf freiem Feld ausgelegt, fast durchwegs in Küstennähe oder auf Inseln.

"Durchmesser (meist zwischen 7 und 18 m), Zahl der Umgänge (z.B. 9, 10, 11, 14, 15) und Konstruktions-Schema variieren, immer handelt es sich jedoch um Abwandlungen des kretisch-heidnischen Typs" [Kern 391].

Derartige Troiaburgen sind für den Norden gut belegt: Schweden rund 300, Finnland 141, damalige Sowjetunion rund 60, Norwegen 20; für Deutschland werden Troiaburgen erwähnt. In Dänemark sind alle verschwunden, doch signalisieren die Ortsnamen »Trelleborg« und Trøjborg« ihr einstiges Dasein (auf dem Gebiet des mittelalterlichen Dänemarks sind 31 derartige Orte gefunden worden) [Kern, 392, 397]. In England gibt es weder Steinsetzungen noch Überlieferungen an solche, dafür aber die zahlreichen Rasen-Labyrinth, die "Troy Town" genannt werden [ebd.]. Bei ihnen ging 'man' nicht zwischen Steinen, sondern auf einem Rasenband. 32 von ihnen existieren noch oder sind zumindest nachgewiesen; literarisch bekannt sind sie schon vor 1400 [Kern 243].

Die Altersbestimmung der Steinsetzungen ist schwierig. Sie geschieht über das Abmessen der angewehten Ablagerungen oder über benachbarte prähistorische Gräber, die offenbar bis in die Bronzezeit zurückgehen können [Kern 392]. Unbekannt ist, warum durchwegs Labyrinth vom kretischen Typ gelegt worden sind, dunkel ist die Bezeichnung, die vergeblich auf einheimische Namen zurückgeführt werden sollte, ungeklärt die weite Verbreitung. Vincis These ermöglicht erstmals eine Erklärung.

Weiter stellt sich die Frage nach den klimatischen Auswirkungen von bronzezeitlicher Warmperiode und anschließender rapider Klimaverschlechterung. Üblicherweise werden Warmzeiten von höheren Meeressständen begleitet, weil global mehr Eis abschmilzt. Ein Anstieg von z.B. 20 m wäre in Griechenland verkraftbar, weil kaum eine seiner Inseln flunderflach im Meer liegt, wie auch die Festlandsküsten eher steil ins Meer stürzen als flach auslaufen – Paradebeispiel ist der Steilabbruch des über 2.000 m hohen Berg Athos direkt ins Meer. Dagegen liegt der höchste Punkt Dänemarks samt seiner 483 Inseln in Mitteljütland und misst nur 173 m. Finnlands südliche Gebiete zeichnen sich durch Seen, weniger durch Gebirge aus. Insofern reduziert jeder Anstieg der Ostsee um einen Meter die Fläche dieser Inseln und Ebenen deutlich. Wie klein müssten wir uns dann Lyø alias Ithaka vorstellen?

Hilfe könnte Vinci durch Platon kommen. Der hat uns aus der Frühzeit von Überschwemmungen berichtet, bei denen nur die höchsten Berge aus den Wassern ragten. Eine derartige Überschwemmung ist für das gebirgige Griechenland schlechterdings nicht vorstellbar – allenfalls hätte die ganze Region absinken und später wieder angehoben werden müssen. Hätte Platon jedoch eine nordische Heimat erinnert, dann würde diese Überlieferung glaubhaft.

### H.K. Horken

Damit ist an *H.K. Horken* zu erinnern, der 1972 einmal mehr die These aufstellte, die Kultur sei aus dem Norden gekommen (*Ex nocte lux*). Als Gräfelinger Bürger bin ich gewissermaßen verpflichtet, ihm Reverenz zu erweisen. Denn Rudolf Krohne, sein Pseudonym ist ein Anagramm, lebte ebenfalls in Gräfelting und gab dort ab 1961 eine Zeitschrift heraus: *Atlantische Welt*, die jedoch nicht alten Kulturen, sondern dem Segelsport gewidmet war. Nicht nur deshalb stellte er die Frage, warum die Wissenschaft wasserscheu sei [HK 137]. Denn sie scheint nur schwer zu begreifen, dass Seewege auch dann existierten, wenn sie nicht gepflastert waren.

Horken hat ein Klimamodell vorgestellt, das in grober Vereinfachung so funktioniert. Eine Eiszeit entsteht nicht, weil es 'überall' kalt wird, denn dann würde es viel zu selten schneien, um große Gletscher auszubilden. Es braucht vielmehr eine Wärmequelle wie den Golfstrom, die Wolkenbildung und damit reichliche Niederschläge im Osten der Wärmequelle ermöglicht (bei der üblichen Westwinddrift). So hat es gerade auch in Eiszeiten eine milde Klimazone gegeben, die von Island, Schottland bis in die Nordsee verlief. Daran schloss sich eine skandinavische Gletscherregion an, die über Ostsee und norddeutsche Tiefebene bis weit nach Russland hineinreichte [HK 199]. 'Hinter dem Eis', also vor allem entlang der sibirischen Küste, tauchte besiedelbares Land auf, das noch immer ein wenig vom Golfstrom profitierte.

Das Auftauchen erklärt sich so: Es fällt nicht nur der Meeresspiegel durch die Vereisung, sondern es wird z.B. Skandinavien durch den Gletscherpanzer in die Kontinentalscholle hineingedrückt, weshalb ringsum Land aufstieg – vergleichbar dem Fuß, der in Schlamm tritt, worauf dieser rings um den Fuß aufquillt [HK 200f]. Drückt also ein 3 km hoher Eispanzer Skandinavien 300 m in die Tiefe, quellen ringsum Schelfgebiete hoch und geraten über den Wasserspiegel. So hätte sich die eiszeitliche Fläche von Dänemark, England und Irland mehr als verdoppelt. Diese Gebiete wären besiedelbar gewesen, da relativ warm, wenn auch arg neblig und feucht. Der griechische Mythos würde das als Kampf zwischen Hekatoncheiren (Gletschern) und Kyklopen (Wolken und Winden) beschreiben [HK 224].

Schmilzt der skandinavische Eispanzer ab, versinken ringsum die aufgequollenen Gebiete wieder im Meer. Eine dort siedelnde Bevölkerung muss nun auf die Wanderschaft gehen, um wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen, während ihre küstennahen Steinbauten versinken. Insofern müssen nach der Eiszeit Nordmenschen nach Süden flüchten [HK 227f]. So kann uns das Urteil des Autors nicht mehr verblüffen:

*“Die Odyssee lebt geistig und räumlich aus den Resten eines wesentlich weiteren Weltbildes, das noch die Zusammenhänge zwischen der im Norden versunkenen Welt der Ahnen und der allmählichen Durchdringung des Mittelmeerraumes kennt”* [HK 461; Hvhg. durch HK].

Die Übertragung des Modells auf bronzezeitliche Geschehnisse funktioniert aber eigentlich nur dann, wenn die Zeit seit dem Eiszeitende wesentlich kürzer war, als die Schulmeinung glaubt [vgl. Illig 1988; Heinsohn 1991; Menting 2002].

### Immanuel Velikovsky

Der erste und damit mutigste Zeitkürzer war Velikovsky (1895–1979). Mittlerweile 25 Jahre tot, gehörte er zu jenen, die das Material für ihre katastrophischen wie ihre historischen Szenarien aus den Sagen und Mythen gewannen. Sein spannendstes Buch bringt das griechische Theben und das ägyptische Theben, also das sieben- und das hunderttorige Theben zusammen. Gleichzeitig hat er Sigmund Freuds Helden *Ödipus und Echnaton* identisch gesetzt, wie es wohl nur er als Psychoanalytiker leisten konnte. Damit nicht genug, fand er sämtliche Entsprechungen für die griechischen Sagengestalten und die Angehörigen des ägyptischen Königshauses in der 18. Dynastie. Es geht um drei bis vier Generationen, die sich beim Heiraten von keiner verwandtschaftlichen Bindung stören ließen:

Laios = Amenophis III.

Kreon = Eje

Iokaste = Teje, verheiratet mit Laios/Amenophis III.

- Euryganeia = Nofretete als Tochter Kreons/Ejes aus erster Ehe  
 Ödipus = Echnaton, verheiratet mit Iokaste/Teje  
 Chrysippos = NN, Tochter von Laios/Amenophis III.  
 Antigone = Meritaton, To. V. Euryganeia/Nofretete u. Ödipus/Echnaton  
 Astymedusa = Anchsen-pa'aton, Tochter v. Euryganeia/Nofretete u. Ödipus/  
 Echnaton, verheiratet nacheinander mit Kreon/Eje, Ödipus/  
 Echnaton und Eteokles/Tutanchamun  
 Ismene = Beketaton, Tochter v. Ödipus/Echnaton u. Iokaste/Teje  
 Polyneikes = Semenckare, Sohn v. Ödipus/Echnaton u. Iokaste/Teje, ver-  
 heiratet mit Antigone  
 Eteokles = Tutanchamun, Sohn v. Ödipus/Echnaton u. Iokaste/Teje

Außerhalb der Königsfamilie stehen "der sorgende Hirte" = Parennefer und der Seher Teiresias = Amenophis, Sohn des Hapu [nach Marx 1973].

Diese Rekonstruktion ist ungemein stimmig, bis zur letzten, beschrifteten Goldfolie unterm Fuße einer Mumie; vermisst werden kann in der griechischen Sage eigentlich nur die Gründung einer neuen Hauptstadt und einer neuen Religion. Aber wieso ist diese Dechiffrierung weder populär noch bei uns akzeptiert worden? Es lag vor allem daran, dass der damit verbundene Einschub der 22./23. und der 25. Dynastie zwischen 18. und 19. Dynastie in keiner Weise überzeugen konnte. Damit ist gleichzeitig – und wohl eher unbewusst – auch diese phänomenale 'Enthüllungsgeschichte' zum Ende der 18. Dynastie ad acta gelegt worden. Es wird Zeit, sie neuerlich zu prüfen.

Velikovskij ist ebenfalls vor die Sphinx getreten. Für ihn wäre "Ödipus" die richtige Antwort gewesen: das mit durchbohrten Füßen herumkriechende Kind, der Held und schließlich der blinde Wanderer mit dem Bettelstab. "Mensch" hingegen sah er als die Lösung an für die Sphinx selbst: ein Geschöpf mit Tierkörper, Menschenkopf und den Flügeln der Gottheit – also der Mensch als solcher [Velikovskij 1966, 247]. Er nannte aber zuvor mit "Sonne" die Antwort von W.B. Kristensen: das Wort "Morgensonne" enthält hieroglyphisch ein Kind, das für "Abendsonne" einen alten Mann mit Stock [ebd., 246]. Echnaton wäre als Begründer der solaren Aton-Religion der beste irdische Repräsentant für die Sonne gewesen. Für Vinci ist Ödipus die Sonne; mit dieser Antwort wird die Gleichsetzung von Echnaton und Ödipus bekräftigt.

### Specht K. Heidrich

Auch Heidrich hatte sich der Suche nach der eigentlichen Geschichte des Mittelmeerraumes am Ende der Bronzezeit verschrieben. Wie groß diese Aufgabe ist, lässt sich mit einem direkten Vergleich zeigen. Ein Jahr nach seinem Tod ist im österreichischen Schloss Haindorf das bislang größte und ehrgeizigste chronologische Projekt ins Leben gerufen worden: SCIEM 2000 (*The*

*Synchronization of Civilizations in the Eastern Mediterranean in the 2<sup>nd</sup> Millennium BC*). Die Wiener Professoren Manfred Bietak und Hermann Hunger kämpfen mittlerweile darum, das Zehn-Jahres-Projekt noch zu verlängern, um doch noch die richtige Chronologie, die richtige Verzahnung der griechischen, ägyptischen und vorderasiatischen Geschichte herauszufinden – am Ende der Bronzezeit.

Heidrich ging es wie Velikovsky darum, Sagen und Mythen auf einen geschichtlichen Kern hin abzuklopfen. Denn Heidrich ist überzeugt, dass die mykenisch-minoische Zeit Geschichtserinnerungen tradiert hat, nur eben in Gestalt von Personifikationen, von Abenteuergeschichten und ausufernden Übertreibungen. Er hat ein weiteres Mal den Versuch unternommen, die bizarre Vielfalt in sich widersprüchlicher Überlieferungen neu zu sichten und durch das Sagengestrüpp einen klaren Weg zu bahnen. Wer die phantasievolle Verworrenheit griechischer Quellen kennt, wie sie *Der kleine Pauly* zu fast jedem Stichwort präsentiert, der weiß Heidrichs Leistung zu schätzen. Ihr enormer Umfang lässt sich an dem Register ablesen.

Das Verfahren ist im 19. Jh. geächtet worden und seitdem nur mit großer Vorsicht benutzbar. Wenn Fritz Schachermeyr als einer der besten Kenner griechischer Frühgeschichte sich auch der „Widerspiegelung der minoischen Kultur in der griechischen Sage“ annimmt, dann beugt er vor:

„Wohl war einst Geschichte in Sage umgeschmolzen worden, doch kann man Sagenstoffe und Mythologeme von sich aus nicht wieder ins Geschichtliche zurückführen. Daher zertrümmerte man wohl die Kulissen, stand dann aber vor dem Nichts, sofern man nicht an ihrer Stelle vage Hypothesen aufrichtete, deren Erkenntniswert sich im Widerstreit der Meinungen immer von neuem diskreditierte. So war es zur Zeit Hoecks und Useners, ja noch für Wilamowitz galt die ägäische Frühzeit als eine Art von Niemandsland, in dem alle Mythen und Sagen Freiwild waren, um in den Kreuzverhören des kritischen Geistes zur Strecke gebracht und von gelehrten Konstruktionen ersetzt zu werden.“ [Schachermeyr 1979, 296].

Robert Ranke-Graves hat 1955 ein Standardwerk über die griechische Mythologie, über Quellen und Deutung geschrieben, das viele Folgeauflagen erlebt hat. Dort versteht er zwar explizit einen großen Teil des griechischen Mythos als politisch-religiöse Geschichte [Ranke-Graves 2003, 15f], doch seine Beispiele bleiben mehr als blass. So stelle die Vernichtung des delphischen Python durch Apollon die Eroberung des Schreines der kretischen Erdgöttin durch die Achaier dar; Perseus stehe wahrscheinlich für die patriarchalischen Hellenen, die im frühen -2. Jtsd. Griechenland und Kleinasien überrannt haben.

Heidrich sieht dagegen viel Konkreteres in den Sagen und Mythen. Und er bleibt nicht bei der griechischen Frühzeit stehen, sondern schlägt Brücken zu





den kleinasiatischen Ländern und entlang der Mittelmeerküste bis zum alten Ägypten. Er weigert sich hinzunehmen, die Griechen hätten keine Kenntnis vom zeitgleich größten Reich Kleinasiens, von dem der Hethiter gehabt. Indem er Keilschrifttexte auswertet, gelingen ihm Gleichsetzungen und damit Identitätssetzungen wie etwa im Falle von Herakles und dem Attarsijas von Achhijawa, also dem Vertreter eines Landes, das öfters mit Achaia gleichgesetzt, doch besser im westlichen Kleinasien verortet wird. König Kukullis von Assuwa wird als König Kyknos von Kolonai erkennbar, ein Uchchazitis als König Merops von Kos. Dessen Sohn Pandareos findet sich in hethitischen 'Staatspapieren' als Pijama-Radus u.s.f.

Derartige Überlegungen könnten abseitig und detailverliebt wirken. Tatsächlich geht es hier um die entscheidende Schnittstelle zwischen den Mächten der späten Bronzezeit, die bis heute nicht befriedigend aufgeklärt ist. Im Rahmen der viel beachteten Troia-Ausstellung von 2001 ist die Achhijawa-Achaia-Gleichsetzung neuerlich geprüft worden, jedoch ohne wirkliches Ergebnis. Frank Starke [2001, 38] schrieb:

"Die hethitischen Quellen des 15. Jh. indes weisen das Land Millawanda als Hoheitsgebiet des Landes Ahhijawa aus, das demnach als die Staatsmacht angesehen werden muss, die hinter der mykenischen Besiedlung Millawandas und damit notwendig auch der südägäischen Inselregion stand. Insofern ist das Land Ahhijawa heute auch schwerlich noch *entweder* mit dem griechischen Festland *oder* mit den (Kleinasien am nächsten liegenden) Dodekanes zu identifizieren, sondern vielmehr mit dem gesamten Raum Griechenland-Kykladen-Dodekanes gleichzusetzen"

Das Vertrauen in diese Schlussfolgerung ist allerdings so gering, dass Achhijawa auf der zugehörigen politischen Karte nicht eingezeichnet worden ist [Starke 34f]. Wie sollte es auch, ist doch aus keiner einzigen mykenisch-minoisch-griechischen Quelle ein Machthaber bekannt, der je ein derart großes Gebiet beherrscht hätte. Auch das anschließende Statement zugunsten der Gleichsetzung von Attarsija = Atreus kann nicht überzeugen: Die älteste hethitische Namensform Ahhija begegnet

"schon um 1400 v. Chr. mit Bezug auf einen in Südwestkleinasien agierenden, antihethitisch eingestellten achaischen Condottiere. (Sein wiederum gewiss luwisch vermittelter Name *Attrissija/Attarsija* mag heute mehr denn je auf griechisch *Atreus* zurückgeführt werden!)" [Starke 38].

Das schwache "mag" spricht für sich. Wenn man außerdem bedenkt, dass in diesem Katalog der Korfmann-Anhänger die Antagonisten rund um Frank Kolb gar nicht zu Wort gekommen sind, dann kann Heidrich nach wie vor mit guten Argumenten in die hart geführte Debatte eingreifen. Als nüchterner Architekt zeigt er Schrift für Schrift und Schritt für Schritt, wie griechische

und hethitische Fragmente ineinander greifen, sich bestätigen und ergänzen. Damit erhält diese Frühzeit von der deukalionischen Flut bis zum troianischen Krieg einen Teil ihrer Geschichte zurück, die unwiederbringlich verloren schien.

In diesem seinem zweiten Buch – dessen Schlusskapitel Heidrich nicht mehr formulieren konnte – geht es ihm nicht um chronologische Präzision, sondern um die Rückgewinnung der Geschichte für einen Zeitraum von etwa 250 Jahren. Die chronologischen Konsequenzen gehen jedoch darüber hinaus. Wer etwa die siebzehn von Heidrich entworfenen genealogischen Karten nebeneinander legt, sieht ein ganz kurzes, aber sehr breites Band an Geschichte vor sich. Geschichte wird für Aitolien, Argos, Arkadien, Athen, Elis und so fort jeweils als kurzer Generationsstrang tradiert – „in seltener Einmütigkeit führen sie von der Flut in sieben Gliedern zum Troianischen Krieg“ [Heidrich 2004, 87].

Der größte Teil des überbordenden ‘Personals’ des frühgriechischen Mythschatzes verteilt sich auf sieben bis maximal zehn Generationen oder auf ungefähr 250 Jahre. Und darunter sind noch Personifikationen von Ländern oder Gebirgen, Halbgötter, eponyme Heroen und damit Fiktionen! Nur bei Argos und Sikyon ergeben sich vor der Flut noch zehn Generationen.

Konsultieren wir dagegen die herkömmliche Chronologie, dann wird Kretas ältere Palastzeit ab -2000, die jüngere ab vielleicht -1700 gerechnet [Schachermeyr 1979, 302]. Das hieße, die griechische Sagenwelt deckte noch nicht einmal die jüngere Palastzeit ab. Da sie aber bis zur Göttersphäre zurückreicht, ergibt sich eine andere Schlussfolgerung: Die Palastzeit beginnt erst nach der Deukalionischen Flut und nach konvent. -1400! Die herkömmliche Chronologie ist mangels eigenständiger kretischer Chronologie über die ägyptische gewonnen worden. Weil dort die 12. Dynastie (als Kernzeit des Mittleren Reichs) in die Zeit von 1776–1794 datiert wird und zugehörige Fundstücke ihren Weg nach Kreta gefunden haben, musste die ältere Palastzeit bis fast zum Beginn des Mittleren Reiches gestreckt werden. Da auch die ägyptische Chronologie Fehler enthält, muss die minoisch-mykenische Chronologie entsprechend justiert werden.

Und wie steht es für die Zeit nach dem Fall Troias? Heidrich begleitet all die Recken noch bei ihrer oft lange verzögerten Heimkehr und findet so eine neue Triebfeder für die Seevölker, dazu neue Identifikation für ihre verschiedenen Gruppen. Aber selbst ein Odysseus ist nach zehn Jahren daheim angelangt, in einem Griechenland, das eine Generation später seinerseits dem Zerfall oder der Zerstörung anheim fällt – insbesondere Mykene. Ab da schweigen die Musen.

„Die nachfolgende Wanderungszeit wurde von den Sängern nicht mehr behandelt. So bricht die Sagentradition einfach ab, denn die mykenische

Ära war nun vorbei, und nur diese am Leben zu halten, verlohnte sich”  
[Schachermeyr 1979, 316].

Heidrich hätte also nichts Weiteres mehr zu berichten gehabt. Allenfalls wäre noch an den Sagenkreis um Aeneas zu denken gewesen, der uns bis zur Gründung Roms führt (den Heidrich ebenfalls 52 Jahre später, also bei 701 ansetzt). Aber er hätte dabei konstatiert, dass der größte Teil der *Aeneis* erst von Vergil erfunden worden ist, und die Sage nicht hinreicht, um Troias Fall über 470 Jahre hinweg via Karthago und Alba Longa mit Rom zu verknüpfen.

Tatsächlich sind auch nach Troias Fall für die anschließenden Dunklen Jahrhunderte ebenso drastische Kürzungen wie davor zu gewärtigen. Heidrich hat sich dazu nicht mehr geäußert. Wir kennen Velikovskys Ansatz, den er 1945 in 284 Thesen zur ägyptischen Geschichte ab dem Ende des Mittleren Reiches und für die Nachbarländer in Jerusalem und New York ‘angeschlagen’ hat. Zwei davon:

106 „Die Chronologie der minoischen und mykenischen Kultur ist um beinahe sechshundert Jahre verzerrt, weil sie von der falschen ägyptischen Chronologie abhängig ist.”

107 „Kein ‘Dunkles Zeitalter’ von sechshundert Jahren steht in Griechenland zwischen dem mykenischen und dem minoischen Zeitalter des siebten Jahrhunderts.”

Velikovskys später in vier Bänden vorgelegter, aber ebenfalls Torso gebliebener Ansatz hat sich nicht durchsetzen lassen. Gleichwohl ist seine Kritik berechtigt geblieben und dementsprechend rüde von den Spezialisten zurückgewiesen worden. Nun versuchen diese unter Wiener Leitung, wenigstens für einen Teilbereich im -2. Jtsd. eine Lösung zu finden. Doch dürfte dies in überzeugender Weise erst gelingen, wenn das gesamte Ausmaß der chronologischen Verwerfungen endlich bewusst geworden ist. Heidrich und Vinci haben hierfür weiteres Material bereitgestellt.

#### Literatur

Hallman, Frithjof (1994): Das Rätsel der Labyrinth. Woher kommen sie? - Wie alt sind sie? - Was bedeuten sie? - Wo liegen sie?; Ardagger

HE = Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand; Gräffelfing (15 genealogische Beilageblätter)

- (1987): Olympia's Uhren gingen falsch. Die revidierte Geschichte der griechisch-archaischen Zeit; Berlin

Heinsohn, Gunnar (\*1991): Wie alt ist das Menschheitsgeschlecht?; Gräffelfing

HK = Horken, H.K. (1972): Ex nocte lux. Enträtselte Urgeschichte im Licht jüngster Forschung; Tübingen

Kern, Hermann (\*1999): Labyrinth. Erscheinungsformen und Deutungen. 5000 Jahre

- Gegenwart eines Urbildes; München (ursprünglich, 1981, als Katalog für die einschlägige Ausstellung in Mailand konzipiert)
- Marx, Christoph (1973): Das Ende der 18. ägyptischen Dynastie (ca. -1000-830) als historischer Prototyp zur Oedipus-Sage (Graphik zu Velikovskys Rekonstruktion und Synchronisation der Geschichte des Altertums); Basel
- Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes; Gräfelting
- Pellech, Christine (1983): Die Odyssee - eine antike Weltumsegelung; Berlin
- P.M. (2003): Wissenschaft aktuell: Ein Ingenieur will Homers Werke enträtselt haben. »Odysseus war ein Skandinavier«; in: P.M. 4/2003, 34f
- Ranke-Graves, Robert (<sup>15</sup>2003): Griechische Mythologie. Quellen und Deutung; Reinbek (<sup>1</sup>1955)
- Schachermeyr, Fritz (<sup>2</sup>1979): Die minoische Kultur des alten Kreta; Stuttgart
- SCIEM 2000: <http://www.nhm-wien.ac.at/sciem2000/>
- Starke, Frank (2001): Troia im Machtgefüge des zweiten Jahrtausends vor Christus. Die Geschichte des Landes Wilusa; in: Begleitband zur Ausstellung "Troia - Traum und Wirklichkeit", 2001/02, in Stuttgart, Braunschweig und Bonn, S. 34-45
- Steuerwald, Hans (1978): Weit war sein Weg nach Ithaka. Neue Forschungsergebnisse beweisen: Odysseus kam bis Schottland; Hamburg
- Velikovsky, Immanuel (1978): Thesen zur Rekonstruktion der Alten Geschichte vom Ende des Mittleren Reiches in Ägypten bis zur Zeit Alexanders des Großen; Basel (New York · Jerusalem, <sup>1</sup>1945)
- (1966): Oedipus und Echnaton. Mythos und Geschichte; Zürich (engl. Oedipus and Akhnaton, <sup>1</sup>1960)
- Vi / Vi,e = Vinci, Felice (1995): Omero nel Baltico. Saggio sulla geografia omerica; Roma (= Vi); der Autor stellte dem Rezensenten eine englische Übersetzung zur Verfügung, die nicht im Handel erhältlich ist: Homer in the Baltic. An essay on homeric geography; 2001 = Vi,e)

# Nofretete und Eje identifiziert !

## Forensische Medizin und die Pharaonenmumien

Meinhard Hoffmann

### Wie steht es um die vermeintliche Mumie von Ramses I. ?

Nach 150 Jahren ist sie wieder in Ägypten. Auf dem Weg vom Niagara Falls Museum über Atlanta nach Kairo ist sie vom Panoptikumsexponat über den Zwischenstatus "anonyme Königsmumie" zur Mumie von Ramses I. avanciert. Auf jeden Fall wird sie mit einem Pharaon aus der 18. oder 19. Dynastie in Verbindung gebracht, eine neuere C 14-Datierung hat ihr ein Alter von fast 3.000 Jahren bescheinigt. Seit zwei Jahren ist ihre Zuschreibung so präzise wie nur möglich. Am Donnerstag, dem 11. Juli 2002, erreichte mich eine offenbar als Rundschreiben verfasste E-mail von Gayle Gibson, President of the *Society for Study of Egyptian Antiquities in Kanada*, die gemeinsam mit Dr. Peter Lacovara, Kurator des Michael C. Carlos Museums der Universität in Atlanta USA immer noch als Entdecker der Pharaonenmumie von Niagara Falls bezeichnet wird (neben Arne Eggebrecht [Ramesses]), mit dem Text:

"Dear Friends, Rejoice! The Mummy whom we used to call Ramesses-for-Luck, has proven to be Ramesses I – Indeed! And he is going home! What wonderful News! Gayle"

Als ich Gibson in einer E-mail mit der Frage konfrontierte, wie denn die entgeltliche Identifizierung gelungen sei, da meines Wissens keine DNA-Sequenzen zum Abgleich mit seinem Sohn Sethos I. aus Ägypten zur Verfügung standen, ja überhaupt keine DNA von irgend einem der Ramessiden oder irgend einem Pharaon je gewonnen werden konnte, erhielt ich eine umwerfende Antwort: "Sieh ihn Dir an, dann weißt Du es; die Ähnlichkeit mit der Familie ist unverkennbar." (Abb. 01-03)

Ist augenscheinliche Ähnlichkeit ein starkes Indiz? Sollte hier vielleicht doch Fantasie und Intuition der Vater des Gedankens gewesen sein? Es ist wahr, gesteht Dr. Peter Lacovara, Kurator des Museums in Atlanta, einen schlüssigen Beweis haben wir für die Bestimmung als Ramses I. nicht, aber die Summe aller Indizien ist erdrückend.

Ähnliche Überlegungen haben mich zur Entdeckung dieser Mumie (Ramses I.?) geführt: Eine, wie ich glaubte, erdrückende Kette von Indizien, die jedoch durch das Zurückschlagen eines antiken Leinentuches im Bruchteil einer Sekunde zu Staub zerfiel.

Kann "Ramesses-for-Luck" in Ägypten das Gleiche widerfahren wie meiner Ex-Nofī, die sich in einen Pharaon verwandelte, ganz wie im Märchen der



Abb. 1-3: Vergleich zwischen den Mumien von Ramses I., Sethos I. und Ramses II. (von oben nach unten) [Internet-Seite; Robin Davis]



Abb. 4, 5: Erste Projektionen: Profil der Nofretete-Büste als Schattenriss vor der heute als Eje erkannten Mumie, damals im Niagara Falls Museum [Fotos: M. Hoffmann; vgl. ZS 3/03, 362]



Frosch, den die Prinzessin partout nicht in ihr Bettchen lassen wollte? Ist er nun ein Prinz oder vielleicht doch nur ein Frosch? Und ist er ein Ramesside, oder gehört er vielleicht doch in die 18. Dynastie? Mit diesen Überlegungen beginnt ein neues Kapitel dieser offenbar unendlichen Geschichte.

### Forensische Medizin

Seit 1966 suchte ich die Mumie der Nofretete in einem nordamerikanischen Raritätenkabinett. Aufmerksam gemacht durch die Beschriftung einer Mumie, fand ich nahebei tatsächlich eine königliche Mumie, die jedoch unbeschriftet war. Wie schon früher berichtet [3/2001, 362], zeigte eine Schattenprojektion der Nofretetebüste auf die königliche Mumie eine verblüffende Deckungsgleichheit (Abb. 04, 05). So kam ich zu der mittlerweile widerlegten Annahme, ich hätte die Mumie der Nofretete identifiziert, was zu diesem Zeitpunkt und meinem damaligen Kenntnisstand die einzig mögliche und logische Schlussfolgerung war (deshalb zunächst die Benennung Nofi, dann Ex-Nofi).

Die 'falsche' Ähnlichkeit ließ mir keine Ruhe und ich suchte weiter nach Erklärungen für diese weiter gültige Übereinstimmung, auch wenn Ex-Nofi zweifelsfrei ein Mann gewesen ist. Da stieß ich in einem populärwissenschaftlichen Werk [Kahn 1969] zufällig auf eine Bildmontage: Der skelettierte Schädel Friedrich von Schillers war anlässlich der Überführung seiner Gebeine in die Fürstengruft nach Weimar in lateraler Position vor eine seiner zahlreichen Büsten montiert worden, um den Zerfall der knorpeligen Teile des Gesichtschädels zu demonstrieren (Abb. 07). Dabei war eine perfekte Übereinstimmung der Schädelkonturen von Büste und davor gehaltenem Schädel, mit Stirn- und Schädelflucht der Büste einschließlich Augenposition und Unterkiefer festzustellen, so dass anatomisches Vorbild und künstlerisches Abbild identisch sein musste – was in diesem Fall selbstverständlich war, weil der Schädel mit Sicherheit von Schillers Skelett stammte.

Der Schädelvergleich mit Übereinanderprojektion liefert also zweifellos wichtige Indizien; außerdem ist der Vergleich auch mit gut gearbeiteten Büsten möglich. Und ich lernte, dass ich bereits 1985 intuitiv die Technik der Super-Imposition angewendet hatte, wie sie von der forensischen Medizin entwickelt worden ist und immer stärker benutzt wird. Den einschlägigen Fachwerken entnahm ich, dass Prof. Dr. Wolfgang Helmer, Forensiker von der Universität Kiel, mit dieser Technik schon eine Reihe von Identifizierungen erfolgreich vorgenommen hat.

In dem Buch *Identität unbekannt* [Joyce/Stover] imponiert insbesondere seine Identifizierung der Skelettreste des KZ-Arztes Dr. Mengele. Gefunden worden sind sie 1985 in einem Grab in der Nähe von Saõ Paulo, wobei der zertrümmerte Schädel erst rekonstruiert werden musste. Helmer standen

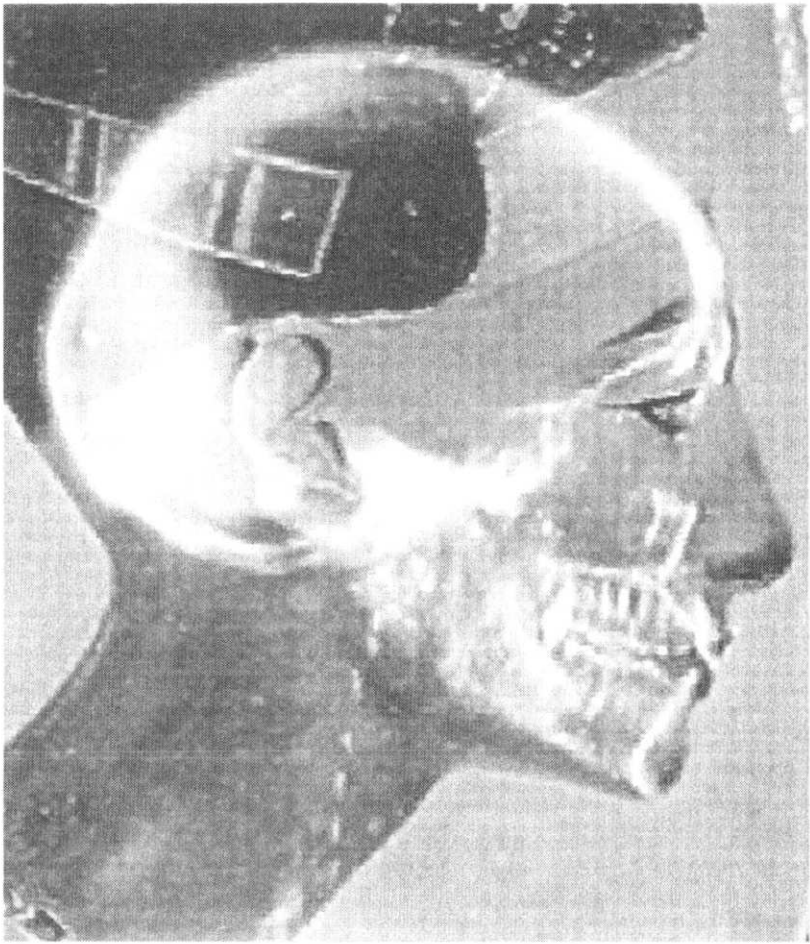


Abb. 6: Überblendung von Nofretetes Büste mit ihrem Schädel [Foto Hoffmann]



Abb. 7: Überblendung von Schillers Büste mit seinem Schädel [Kahn 50]

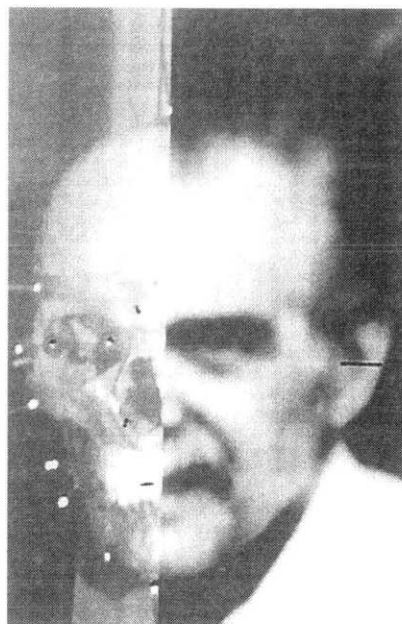
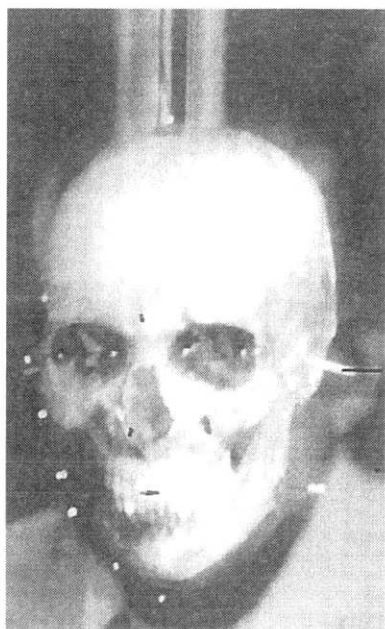


Abb. 8, 9: Helmers forensische Überblendungen von Mengeles Fotos mit dem rekonstruierten Schädel [Joyce/Stover, unpag. Beilage]

neben alten Fotos medizinische Daten aus der Vita des KZ-Arztes zur Verfügung. Seine Beweisführung, nach der es sich bei den Skelettresten und vor allem bei dem rekonstruierten Schädel tatsächlich um den von Dr. Josef Mengele handelte (Abb. 08, 09), wurde von fast niemandem ernstlich angezweifelt. Nur die Israeli, die ihn Jahrzehnte lang weltweit gesucht hatten, waren noch nicht überzeugt und bestanden auf einem genetischen Fingerabdruck. Sieben Jahre später, 1992, konnte unter Zustimmung seines Sohnes Rolf Mengele eine DNA-Analyse durchgeführt werden, die Helmers Identifikation eindeutig bestätigte.

### **Die Impositionsmethode, angewendet auf "Ramses I."**

Hatte ich im ersten Anlauf meiner Überblendversuche die Ähnlichkeit der Niagara-Mumie mit Nofretetes Büste aufgespürt, konzentrierte ich mich neuerlich auf diese Ähnlichkeit, allerdings unter dem Aspekt, dass "Ramses I." ein Mann gewesen war und ich erst Nofretetes Mumie zum Vergleich finden musste. Dafür stellte ich Vergleiche mit mehreren Mumien an, die bislang nicht hinreichend identifiziert worden sind.

Derartige Vergleiche sind natürlich auch von anderen versucht worden. So ging 2003 einmal mehr die Sensationsmeldung um die Welt, dass Nofretetes Mumie gefunden worden sei [dpa]. Damals trat die Ägyptologin Joann Fletcher mit der Behauptung an die Öffentlichkeit, sie habe Nofretetes Mumie im Tal der Könige gefunden. Auf die Spur gebracht hatte sie eine Haarteil, verwahrt im Kairoer Museum, das im Stil der späten 18. Dynastie geflochten war und aus dem Grab KV 35 stammte, d.h. aus Grab 35 des King Valley. Dort hatte Loret in einem Nebenraum drei Mumien entdeckt: eine männliche, eine weibliche mit langem Haar und eine kahlrasierte weibliche Mumie (Abb. 10). Da diese drei Mumien irrelevant erschienen, wurden sie an Ort und Stelle wieder eingemauert, die dritte erhielt die Registraturnummer 61072.

Fotos von ihr zeigen den kahlrasierten Schädel und Druckspuren an der Stirn, weshalb auf eine hochrangige Perückenträgerin geschlossen worden ist. Zwei Ringstiche im linken Ohr machten einen Abgleich möglich: Solche Doppeleinstiche gab es auf Abbildungen und Plastiken des Neuen Reiches nur bei Nofretete und ihren Töchtern. Als nun neuerlich ein Zugang zur Mumie geöffnet wurde, zeigte sich, dass ihr rechter Arm abgebrochen war, doch in Stoffresten gefunden werden konnte. Er war angewinkelt; zusammen mit dem linken, ausgestreckten Arm weist das auf eine Königinnenmumie hin (bei den Pharaonen waren beide Arme angewinkelt und gekreuzt, beim Fußvolk lagen beide Arme gestreckt am Körper). Gegenüberstellungen von den Profilen der Mumie und der berühmten Büste sprachen für Identität [Güntheroth 44f; Discovery]. Fletcher wollte danach ihre These weiter untermauern,



Abb. 10: Die drei Mumien in KV35 [Anonymes Foto; die 1898 gefundenen Mumien sind nach der Untersuchung in Kairo in umgekehrter Reihung rückgebettet worden]

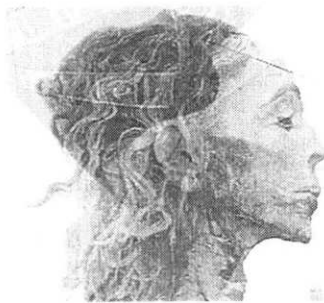


Abb. 11, 12: Zwei Überblendungen der Nofretete-Büste mit der Mumie der *Elderly Lady* aus KV 35 [Fotos: M. Hoffmann]

doch es kam, wie wir es schon einmal erlebt haben: Im Januar 2004 wurde diese Mumie, von allen Anatomen als weiblich eingeschätzt, als Mann erkannt ("more daddy than mummy") – dieselbe 'Mutation' wie in Atlanta [Disclosure]. Da bei Nr. 61072 die Schamgegend zerstört ist, brauchte es einen Chromosomentest, der in allen untersuchten Zellen ein Y-Chromosom erkennen ließ. Ergebnis: Eine Nofretete-Mumie weniger.

### *Elderly Lady* alias Nofretete

Ich hatte mich statt dessen der nunmehr einzigen Frauenmumie in diesem Grab zugewendet und machte mit der von mir erarbeiteten Computer- und Scanner-Technik Aufnahmen dieser als *Elderly Lady* in der Literatur bekannten Mumie. Sie gilt gemeinhin als Teje, gelegentlich wurden Stimmen laut, es könne sich auch um Nofretete handeln, doch wurden keine Beweise vorgelegt. Wenn eine Mumie überhaupt anmutig sein kann, dann ist es diese, womit vorab der Name Nofretete ("Die Schöne ist gekommen") gerechtfertigt erschiene.

Hier war schon mein erster Versuch ein Volltreffer. Die Super-Imposition der Röntgenaufnahme ihres Schädels in das Profil von Nofretetes Büste zeigt eine perfekte Übereinstimmung aller geforderten Kriterien (Abb. 06 und Farbdruck auf dem Umschlag). Abbildungen 11 und 12 zeigen die Montage der beiden entsprechenden Gesichtshälften von Mumie und Büste mit demselben eindeutigen Ergebnis. Sie zeigen sogar, wie stark die Nasenlöcher der Nofretete-Mumie beim Entfernen des Gehirns deformiert wurden.

Sicherlich ist eine Identifizierung allein damit nicht 100%ig möglich. Das kann letztlich nur der genetische Fingerabdruck leisten, doch von dem sind wir im Falle der Mumien noch weit entfernt. Bislang können wir nur ganze Chromosomen, nicht aber die einzelnen Gene auf ihnen nachweisen. Insofern spricht bei der Super-Imposition eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit für Identität. Das bestärkte mich in der Überzeugung, dass ich 1985 mit meiner Methode keineswegs falsch gelegen bin, dass es durchaus möglich ist, mit dieser Technik Identifikationen durchzuführen und dass dazu meisterliche Plastiken geeignet sind. Die Berliner Büste der Nofretete stammt aus der Werkstatt des Oberbildhauers Thutmosis aus Amarna, Echnatons Hauptstadt, und strotzt noch heute vor Leben.

Die Ironie der Geschichte besteht darin, dass ich 1979 bereits ein Foto dieser echten Nofretete-Mumie mit mir führte, als ich neuerlich auszog, um die Mumie dieser Königin im *Niagara Falls Museum* zu finden. Manchmal führt nur ein großer Umweg direkt ans Ziel.

*Zur Klarstellung:* Diese von mir jetzt als **Nofretete** erkannte Mumie läuft in der Literatur als *Elderly Lady*, als **dritte Mumie von KV 35** und als **Teje**.





Abb. 13: Tochter und Vater. Die vom Autor als Nofretete und Eje identifizierten Mumien [Fotomontage: M. Hoffmann].

## Eje von den Niagarafällen

Hier leider nicht präsentierbar ist die Super-Imposition der heutigen Ramses I.-Mumie, in das Profil der *Elderly Lady*. Erneut zeigt sich die unglaubliche Übereinstimmung der beiden Profillinien, wie sie mir schon 1985 (s. auch Abb. 04, 05), aufgefallen war und unter den damals gegebenen Umständen zu meinem falschen Schluss führte, die Mumie der Nofretete entdeckt zu haben. Die hier vorgestellte forensische Beweisführung weist auf einen hohen Verwandtschaftsgrad hin (Abb. 20, 21). Es handelt sich bei Ex-Nofi und damit bei der heute als Ramses I. bezeichneten Mumie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um die Mumie von Eje, der als Nachfolger Tutanchamuns den Thron der Pharaonen bestiegen hat. Dass Eje der Vater der Nofretete ist, wird heute kaum noch angezweifelt. Er ist nach heutiger Lesart der vorletzte Pharao der 18. Dynastie. Nur so erklärt sich die große Ähnlichkeit der beiden Schädel miteinander und ihre Affinität zur Nofretete-Büste!

Als Ex-Nofi als Mann erkannt war, führte mich der Vergleich ihres Schädels mit der Frauenmumie aus KV 35 sofort zu dem Schluss, die Mumie von Eje oder Ramses I. gefunden zu haben, war doch die geradezu unglaubliche Ähnlichkeit der beiden Mumienprofile unübersehbar. Abbildung 10 soll das verdeutlichen; sie stellt m. E. Vater und Tochter eindrucksvoll gegenüber. Das war der Grund, warum ich mir am 13. 3. 1985 noch aus Toronto meine Vermutung in Form eines Statements notariell beglaubigen ließ.

Nach meiner Überzeugung ist sie der sterbliche Überrest von Eje, dem Vater der Nofretete und vorletztem Pharao der 18. Dynastie. Ein Vergleich der Arm- und Handhaltung der beiden Mumien – *Elderly Lady* und Atlanta-Ramses – legt nahe, dass beide Mumien sogar von demselben Team hergestellt wurden, da zur artifizierten Krümmung der Hände offenbar das gleiche Werkzeug verwendet wurde (Abb. 14). Eben Vater und Tochter (Abb. 13)! Der Nachweis aber, dass es sich bei Atlanta-Ramses tatsächlich um ihren Vater handelt, ist nicht allein durch Super-Imposition zu erbringen.

*Zur Klarstellung:* Die von mir als **Eje** erkannte Mumie stammt aus dem **Niagara Falls Museum**, wurde von mir zunächst als **Nofi**, dann als **Ex-Nofi** und Pharao Eje *oder* Ramses I. bezeichnet; sie kam nach **Atlanta**, um dort fälschlich als **Ramses I.** identifiziert zu werden; eine Benennung, die bei der derzeitigen Exposition in Luxor beibehalten wird.

Am Ende der 18., Anfang der 19. Dynastie hat die Mumifizierungstechnik ihre größte Perfektion erreicht. Hier kommt mir eine Äußerung von Salima Ikram in den Sinn, nachdem sie die "Ramses I.-Mumie" in Atlanta zum ersten Mal gesehen hat:

"I went there completely suspicious," she says. "The Method of mummification is what I was looking at, and what it looked like to me was more

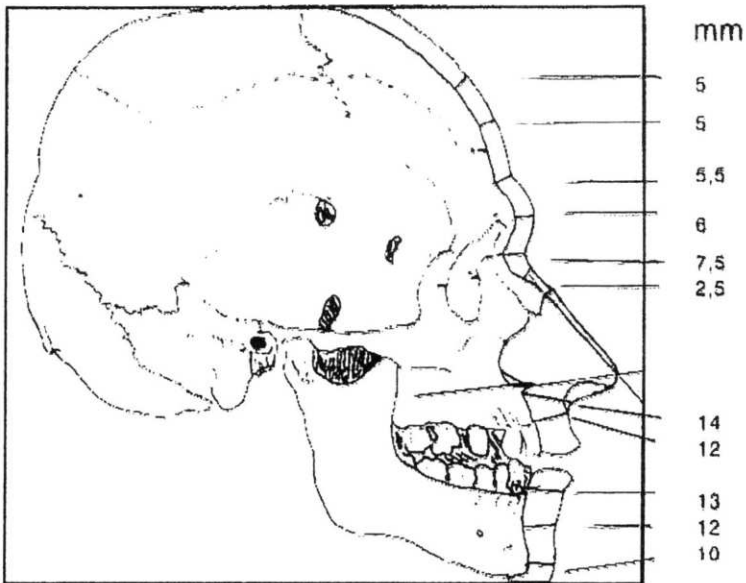
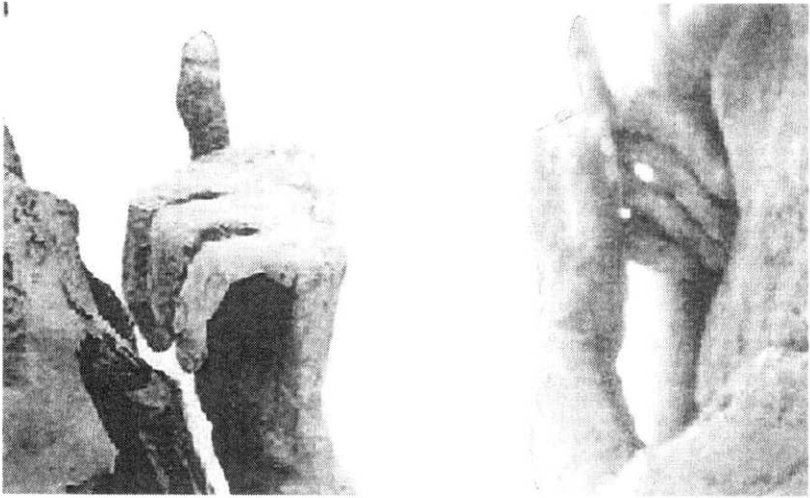


Abb. 14: Die überaus ähnlich geformten Hände von Nofretete (*Elderly Lady*) und Eje (vom Niagara Falls Museum) [Fotos: M. Hoffmann]

Abb. 15: Forensische Standardkriterien: Orthogonale Zeichnung der norma lateralis: rekonstruiertes Profil der Weichteilnase, eingezeichnete Dicke der Weichteile in der Profilebene [Leopold, Abb. 11, S. 481]

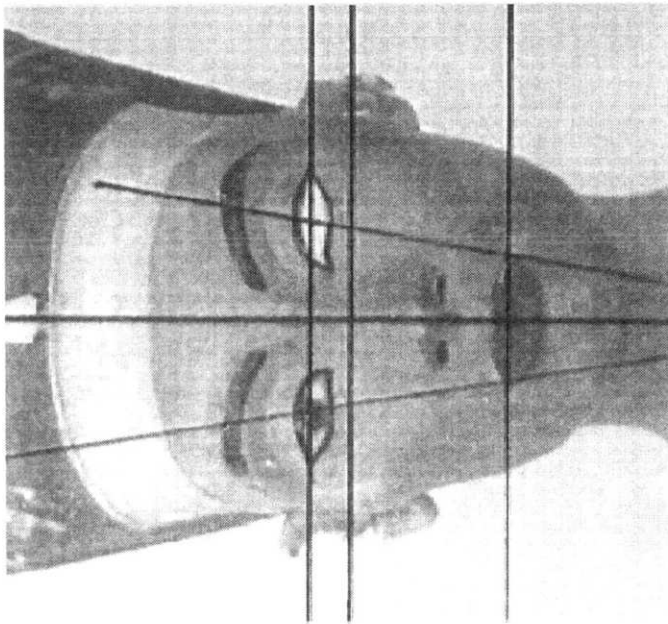
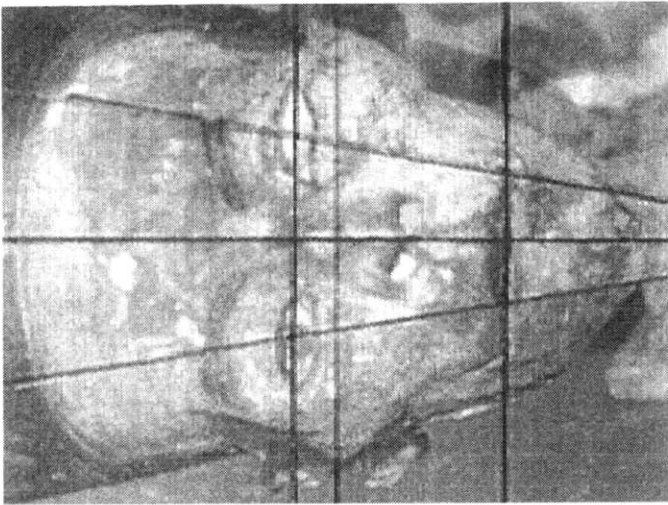


Abb. 16, 17: Überblendungen von Nofretetes Büste und ihrem Mumien-  
schädel. Eingezeichnet die Standardlinien für Augen, Mundwinkel und Wan-  
genknochen (s. Abb. 18) [Fotos: M. Hoffmann]

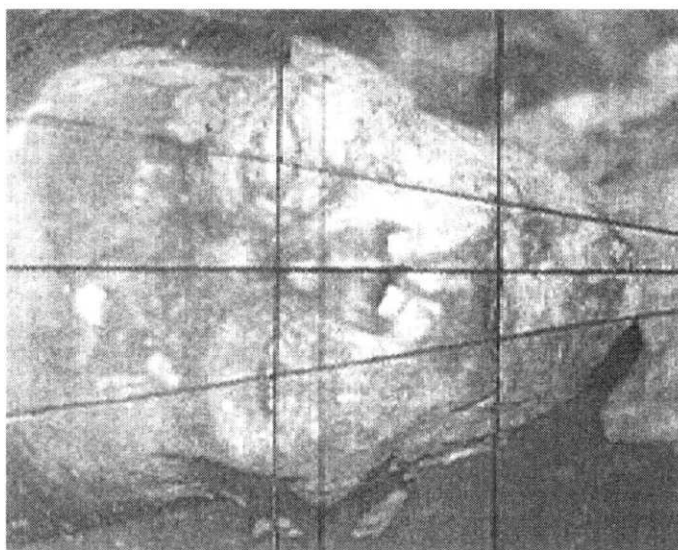
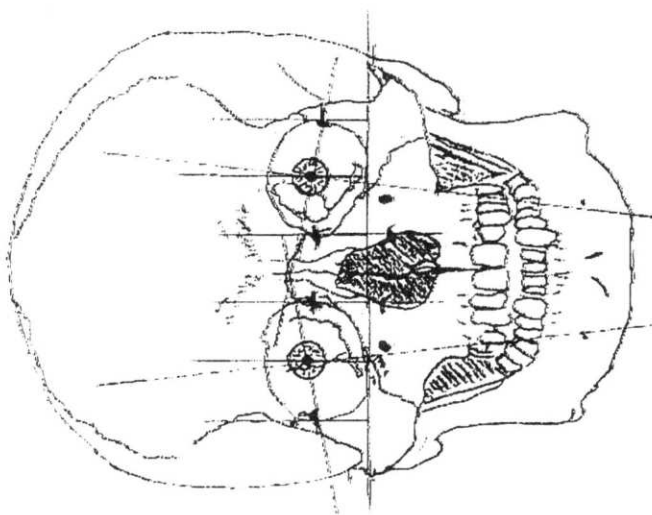


Abb. 18: Die Überblendung wird über mehrere Stufen geführt, bis die Büste nicht mehr zu sehen ist. Hier eine der Zwischenstufen [Foto: M. Hoffmann].

Abb. 19: Orthogonale Zeichnung der norma frontalis; rekonstruierte Position der Pupillen, Markierung der Breite des Mundes [Leopold, Abb. 10, S. 481]

late 18<sup>th</sup>, as in tail end of 18<sup>th</sup>, to 19<sup>th</sup> Dynasty. Obviously it is royal because of its arm position. The high position of the Atlanta mummy's arms is, she says, unlike the lower crossed-arm pose found centuries later on some 26<sup>th</sup> Dynasty mummies."

Salima Ikram, die Mumienspezialistin der *American University of Cairo*, ist also überzeugt, das es sich bei Ex-Nofri alias Ramses I. um eine Mumie der ausgehenden 18. Dynastie handelt. Sie schließt die 19. Dynastie ausdrücklich aus. Dann kann aber diese Mumie nicht Ramses I. sein, der als Stammvater der Ramessiden die 19. Dynastie eröffnet.

### Regentenliste in Turbulenzen

Die Super-Imposition führt also bei Leichenidentifizierungen zu überzeugenden Ergebnissen. Hierzu hat Harris einen ganzen Katalog cephalometrischer Messwerte definiert, die nur am Objekt selber ermittelt werden können und ein entsprechendes Instrumentarium voraussetzen. Mit diesen Mitteln haben Harris und Wente die genealogische Identität der Pharaonenmumien im *Ägyptischen Museum* in Kairo untersucht und sind zu erstaunlichen Ergebnissen gekommen. Die textlich abgesicherte genealogische Zuordnung der einzelnen Mumien insbesondere der 18., zum Teil auch der 19. Dynastie wird dadurch erheblich in Zweifel gezogen. Harris schlägt z.B. vor, auf Grund seiner Ergebnisse die Pharaonenfolge wie folgt zu ändern: Statt

Thutmosis III. → Amenophis II. → Thutmosis IV. → Amenophis III. →  
Amenophis IV. (Echnaton)

tauschen Amenophis II. und Thutmosis IV. die Plätze:

Thutmosis III. → Thutmosis IV. → Amenophis II. → Amenophis III.

Dabei wird vorausgesetzt, dass bei der späteren Umbettung und Notbestattung die neuerliche Beschriftung der Mumien richtig erfolgt ist. Dafür gibt es selbstverständlich keinen Beweis. Insofern müssen Zweifel an der Zuordnung der Mumien zu den tatsächlichen Herrschern ernst genommen werden, so dass wir uns eigentlich auf einem großen Verschiebebahnhof wiederfinden und auch hier Geschichte einmal mehr umgeschrieben werden muss. Soviel zur derzeitigen Beweislage. Praktisch heißt das, dass die Söhne in der Erbfolge mit ihren Vätern nicht zwingend verwandt sind und als ihre eigenen Väter wieder auftauchen können! Selbst die Eltern Tutanchamuns sind trotz der Fülle der Fundstücke aus seinem Grab nicht eindeutig bekannt.

In dem Buch *Leichenschau am Fundort* von Krause, Schneider und Blaha [1998] findet sich der Absatz:

"Ergebnisse der Superimposition: Sicherer Ausschluß der Identität bei Nichtübereinstimmung der anatomischen Strukturen. Kommen die Bilder

gut zur Deckung, ist die Identität möglich bis wahrscheinlich, bei markanten Besonderheiten auch sehr wahrscheinlich bis höchstwahrscheinlich.”

Das Werk verdeutlicht in seinem Textteil, was gemeint ist. Das lässt sich hier mit drei Abbildungen (16-18) illustrieren. Wir können die prominenten Wangenknochen bei den Mumien der *Elderly Lady* und von Atlanta-Ramses sowie der Büste der Nofretete einbringen, um ein “Höchstwahrscheinlich” in der Bewertung der Kriterien zu erlangen. Sicherlich ist die Identifizierung der Mumien durch positive DNA-Sequenzierung, der genetische Fingerabdruck das erstrebte Ziel, aber der ist nach heutigem Stand unseres Wissens noch ein Wunschtraum, der vielleicht niemals in Erfüllung geht. Aktueller Stand bei der Suche: Nachdem DNA-Analysen weder aus den Weichteilen noch aus den Knochen noch aus den Zähnen zum Erfolg geführt haben, wirft sich die Forschung nunmehr auf die Haare, bei denen die Gefahr der Verunreinigung mit fremdem Erbmaterial am geringsten zu sein scheint [bh].

Über das Verfahren von Helmer schreiben Joyce und Stover:

“Sein Verfahren zur positiven Identifizierung von unbekannt Personen wird inzwischen vor deutschen Gerichten als Beweismittel zugelassen.“

In den USA werden sogar Todesurteile auf Grund derartiger Indizien gefällt. Es ist an der Zeit, sich mit den Forensikern auch dann auseinander zu setzen, wenn es um die Identität unbekannter Mumien geht und die Chronologien uralter und nicht sehr zuverlässiger Kopisten wie Manetho kritisch zu prüfen. Es wird auch Zeit, dass Forscher einmal das tun, was sie am besten können sollten, nämlich forschen. Versteinerte Chronologien müssen endlich aufgebrochen werden, um moderner Beweisführung Platz zu machen.

Immer wieder wurde von Medizinern nachgewiesen, dass die überlieferten Lebensdaten der Pharaonen nicht mit den ihnen zugeschriebenen Mumien übereinstimmen. Doch statt kritisch zu sichten, werden immer neue Chimären geboren. Wenn Pharaos Ramses II aus medizinischer Sicht nur ein Alter von 50–55 Jahren erreichte, wie es ihm von James E. Harris und anderen attestiert wird [Harris/Wente 111], dann kann er nicht 66 Jahre regiert haben [Matz 16]. Und wenn dieser wissenschaftlichen Erkenntnis historische Urkunden eines ägyptischen Schreibers, der 900 Jahre nach ihm schrieb, entgegen stehen, weil sie ihm ein Alter von über 90 Jahren bescheinigen, dann müssen diese Urkunden ins zweite Glied zurücktreten. Andernfalls dürften wir den Ergebnissen der forensischen Medizin nicht mehr trauen und müssten sie z.B. bei Mordprozessen ganz ausschließen. Und noch einmal: Alle Mediziner, die die bekannten ägyptischen Pharaonen-Mumien untersucht haben, kommen meist zu anderen Altersangaben, als die Ägyptologen ihren Probanden attestieren. Wie sich die Bilder gleichen – muss man da nicht unwillkürlich ans Mittelalter denken?



Abb. 20: Überblendung der Nofretete-Büste mit dem Mumienkopf aus dem Niagara Falls Museum. Die ähnliche Kopfform legt die Verwandtschaft mit der Elderly Lady nahe [Foto: M. Hoffmann].



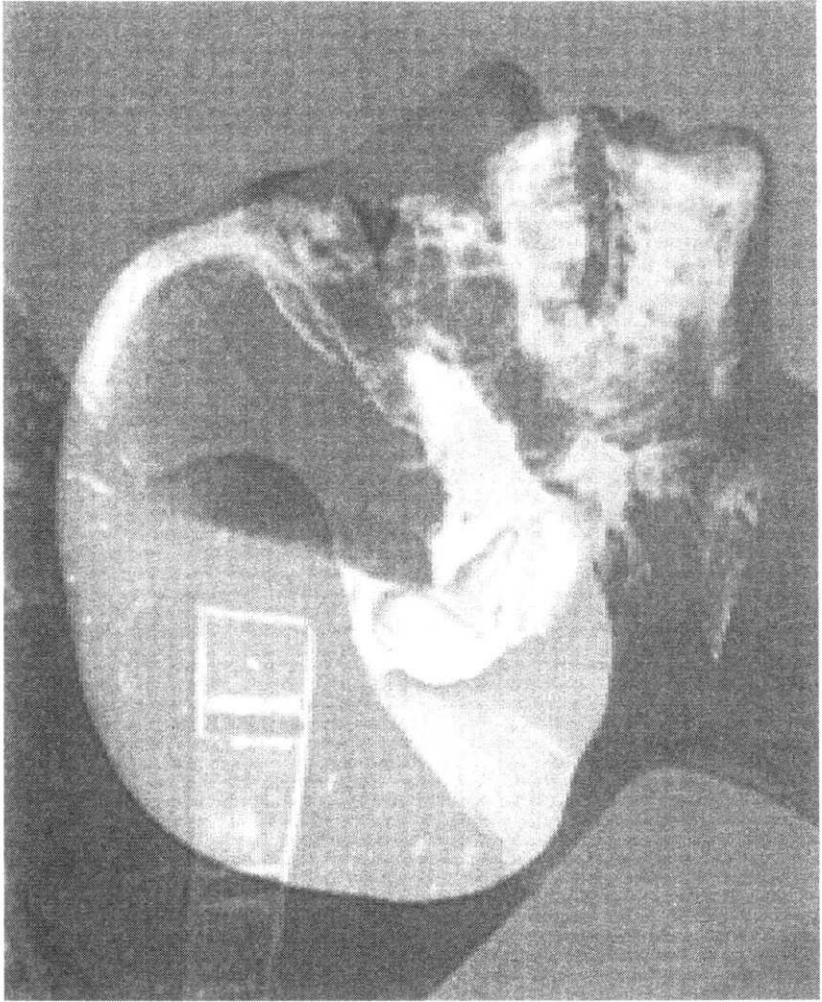


Abb. 21: Überblendung der Nofretete-Büste mit der Röntgenaufnahme der Mumie aus dem Niagara Falls Museum. So lässt sich die enge Verwandtschaft nachweisen [Foto: M. Hoffmann].



Abb. 22: Falsifizierungsbeispiel: Die von Joann Fletcher als Nofretete bezeichnete Mumie aus KV 35 ähnelt vor allem in ihrer Stirnpartie nicht der Nofretete-Büste [Foto: M. Hoffmann]

Wie wir oben gesehen haben, lassen sich forensische Verfahren auch zum "Ausschließen von Identität bei Nichtübereinstimmung" einsetzen. Hier ist also gewissermaßen Poppersche Falsifikation möglich. Dieses Verfahren lässt sich sofort auf die von *Bild* bzw. *Stern* präsentierte neue, mittlerweile durch Chromosomen-Bestimmung wieder ausgemusterte Nofretete-Mumie anwenden. Die Abbildung 22 zeigt eindeutig: Sie ist es nicht, weil zu viele Merkmale nicht überein stimmen. Die Übereinstimmungen zwischen der Mumie der *Elderly Lady* und der Berliner-Nofretete-Büste sind dagegen überzeugend.

### Literatur

- bh (2004): Haare erleichtern Genanalyse an Mumien; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, vom 7.7.04
- Disclosure Blockbuster Science [2004]: Broadcast: January 13, 2004  
[www.cbc.ca/disclosure/archives/040113\\_nef/test.html](http://www.cbc.ca/disclosure/archives/040113_nef/test.html)
- Discovery Channel (o.J.): Nofretete (Dokumentations-Video über Joann Fletchers Annahmen)
- dpa (2003) Angeblich Mumie von Nofretete entdeckt; in: Süddeutsche Zeitung, München, vom 12.6.03
- Güntheroth, Horst (2003): Nofretete. Die schöne Revolutionärin; in: Stern Nr. 29 vom 10.7.2003, 36-52 (Titelgeschichte)
- Harris, James E. / Wente, Edward F. (1980): An x-ray atlas of the royal mummies; Chicago · London
- Hoffmann, Meinhard (2004): Ein Pharao verliert seinen Entdecker. Eine Richtigstellung; in: Zeiteinsparungen 16 (1) 28-35
- (2002): Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit und findet einen Pharaon. Im Gespräch mit H. Illig; in: Zeiteinsparungen 15 (4) 608-618
- (2001): Pharaonisches Geblüt in Amerika. 'Meine Mumie im Keller'; in: Zeiteinsparungen 13 (3) 356-382
- Joyce, Christopher / Stover, Eric (2002): Identität unbekannt. Was Gebeine enthalten; Augsburg
- Krause, Dieter / Schneider, Volkmar / Blaha, Richard (1998): Leichenschau am Fundort. Ein rechtsmedizinischer Leitfaden; Wiesbaden
- Kahn, Fritz (1969): Knaurs Buch vom menschlichen Körper; München
- Leopold, Dieter (Hg., 1998): Identifikation unbekannter Toter. Interdisziplinäre Methodik, forensische Osteologie; Lübeck
- Matz, Klaus-Jürgen (2001): Wer regierte wann?; München
- Ramesses I. = Ramses I. The Search For The Lost Pharaoh (2004). Information des Michael C. Carlos Museum, Emory University, Atlanta, unter:  
<http://carlos.emory.edu/RAMESES/>

Meinhard Hoffmann, 63486 Bruchköbel, Scheelbergstr. 18

## Leserbriefe und Diverses

**Otto Ernst** ergänzend zu seinem letzten Artikel [ZS 3/2003, 662-674]:

In dieser Zeitschrift [3/2003, 662-674] erschien mein Artikel *Wann entstanden Ägyptens große Pyramiden?*, in dem ich auch auf das Rätsel beim Pyramiden-Komplex Djosers in Sakkara einging. Konkret ging es dabei um die Bauten, bei denen eine wohl ursprünglichere Bauweise aus Holz oder Pflanzenmaterial in Stein nachgeahmt wurde. Dabei wurden sogar Holzbalken und andere pflanzliche Elemente exakt in Stein kopiert [vgl. 3/03, 669].

Die etablierte Ägyptologie deutet den Befund in der Regel so, dass dabei von Djoser und seinem Architekten Imhotep zum ersten Mal Bauten in Stein errichtet wurden, die man in früheren Zeiten aus Pflanzenmaterial baute, dass derartige Bauten jetzt also in Stein kopiert wurden. Am 22. April 2004 hörte ich jedoch in dem Kölner Ägyptologie-Verein *Uschepti* einen Vortrag, in dem diese Thesen in baugeschichtlicher Hinsicht widerlegt wurden. Der Vortragende, Prof. Dr. Martin Ziermann von der Universität zu Köln, der allerdings kein Ägyptologe ist, sondern Architekt und Baugeschichtler, sagte dazu, dass die neueren Ausgrabungen von Gräbern aus der Frühzeit, konkret der 1. und vor allem der 2. Dynastie, sich schon längst von der primitiven früheren Bauweise entfernt hatten, dass vor Djoser schon mit Lehmziegeln und Steinen gebaut wurde, dass längst Bauten mit rechtwinkliger Anordnung der Mauern entstanden waren, dass man sich also schon Generationen vorher vom Bauen mit ursprünglich pflanzlichen Elementen entfernt hätte.

Ziermann erwähnte in seinem Vortrag auch, dass – mit Ausnahme des Eingangstores – diese merkwürdigen Gebäude, die meist als Kapellen bezeichnet werden, im Gegensatz zu anderen Bauten keine eigentliche Funktion hatten, weil sie massiv waren und damit nicht zugänglich. Daneben gab es aber auch echte Zweckbauten wie den Totentempel und in unmittelbarer Nähe der Kapellen einen weiteren, meist als Tempel bezeichneten Bau, der z.B. als Empfangsgebäude hätte dienen können. Somit gibt es im Djoser-Komplex also zweierlei Bauten, neben denen mit einer echten Funktion auch 'Scheingebäude', die zusätzlich noch in einer urtümlichen Form erbaut wurden.

Warum Djoser jetzt wieder darauf zurückgriff, dazu äußerte sich Ziermann nicht. Auch auf Fragen von mir, ob dort vielleicht ursprünglich Bauten mit pflanzlichen Elementen gestanden hätten, ob sich dort eventuell ein Kultplatz mit alten Bauten aus der Zeit vor Djoser befunden hätte, ging er nicht ein bzw. antwortete lediglich, dass ihm darüber keine Informationen vorlägen. Und auf den Hinweis, dass die blau-grünen Kacheln in den Gängen und in der Grabkammer des Djoser wohl eher in die Saiten- bzw. Perserzeit passen wür-

den als in die des Alten Reiches, ging er mit einer spöttischen Antwort hinweg.

Der Sinn dieser Scheingebäude ist nach den Erläuterungen Ziermanns noch unklarer geworden, denn sie müssten nach dessen Ansicht bewusst im archaisierenden Stil erbaut worden sein, waren also keine erstmals in Stein übertragene ehemalige funktionelle Gebäude. Eine mögliche Erklärung deutete allerdings Erwin Wedemann in seinem Buch *Pechvogel Pyramide* [Hamburg, 1995] an. Seiner Ansicht nach diene der gesamte Komplex nicht nur dem Begräbnis und der möglichen Wiederauferstehung oder Wiederkehr Djosers, sondern dieser wollte auch seinen Vorgängern diese Möglichkeit verschaffen. Dazu wurde die Grabanlage seines Vorgängers Nebka in die Gesamtanlage einbezogen, wurden – neben der Grabkammer für Djoser – für andere Vorgänger elf zusätzliche Grabschächte angelegt, in denen man ca. 40.000 Gefäße mit den Namen der Pharaonen aus der 1. und 2. Dynastie fand, die Wedemann als Vorratsgefäße deutete. Die Scheingebäude können dann nachgebaute Kultkammern, Totentempel oder ähnliches für diese pharaonischen Vorgänger sein, wobei Djoser bzw. sein Architekt Imhotep dafür bewusst die alten Bauten, die früher aus pflanzlichen Elemente erbaut worden waren, jetzt in der alten bzw. archaischen Form in Stein nachahmten.

Zu den Leserbrief-Ergänzungen von Andreas Birken zu meinem Artikel ist meinerseits zumindest entgegenzuhalten, dass die Königsliste von Abydos nicht aus dem Grab Sethos' I. stammt – dieses befindet sich ja in Theben-West im Tal der Könige –, sondern aus dem Tempel, den dieser Pharao in Abydos errichten ließ und der dann schließlich von seinem Sohn und Nachfolger Ramses II. fertiggestellt wurde.

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmer-Str. 23

\*

### Entgegnung durch *Heribert Illig*

Martin Ziermann hatte mit seinen Ausführungen innerhalb herkömmlicher Chronologie sicher recht. Da findet bekanntlich fast der gesamte kulturelle und zivilisatorische Aufschwung des alten Ägyptens in der 1. Dynastie statt. Demnach käme Djoser in der 3. Dynastie einfach zu spät, so dass gerätselt werden muss, warum unter Djoser veraltete Charakteristika an Bauten auftreten. Nun haben Heinsohn und ich in *Wann lebten die Pharaonen?* gezeigt, dass die 1. Dynastie ein Konglomerat aus verschiedenen Epochen ist, das Sir Flinders Petrie nach seinem Gutdünken zusammengehäufelt hat [ab 1997 ebd., 48-58]. Da die meisten Zuordnungen beibehalten worden sind, stolpern die Ägyptologen andauernd über falsche Bezüge und Anachronismen, ohne sich der Ursache bewusst zu werden. Mangels auch nur leidlich richtiger Chronologie müssen diese Forscher auch hinnehmen, dass noch lange Zeit nach Djo-

ser (3. Dyn.) der Übergang vom Holz- zum Steinbau mit Nachformungen von Holzteilen in Stein wiederholt nachgewiesen ist: unter Sesostri I. (12. Dyn.), von Tuthmosis I. (der noch Holzsäulen errichten ließ) zu Tuthmosis III. (beide 18. Dyn.), während denselben Übergang die Griechen 'erst' kurz vor -600 bewältigten. In allen drei Epochen wurden auch protodorische Säulen errichtet, von den Griechen natürlich wirkliche dorische Säulen. Unser Vorschlag war, diese vier Zeiten auf eine zu reduzieren, womit sich die rätselhaften Vervielfachungen erledigen [ebd., 180-184, 451-457].

Dasselbe Erklärungsmodell ist auch geeignet, die meisten jener Probleme zu lösen, mit denen O. Ernst früher gerungen hat, ohne sie einer Lösung zuführen zu können [ZS 3/2003, 662-674]. Da er die radikale Kürzung ägyptischer Chronologie nicht mittragen kann, musste er vorschlagen, inmitten von Nebengebäuden aus dem Alten Reich die drei Giseh-Pyramiden in der Saitenzeit emporwachsen lassen, was argumentativ nicht durchhaltbar war. Ebenso wollte er einige – aber eben nur einige – der Bauten auf Djosers Pyramiden Gelände der frühgriechischen Zeit, also ca. -600, zuschlagen. Auch dieser Kompromiss ist gut gemeint, aber nicht möglich. Sein Hinweis auf frühe Granitbearbeitung und sein daraus resultierender Vorschlag, Eisenwerkzeug vor dem -1. Jtsd. 'zuzulassen', ist bereits vor 77 Jahren von Ägyptologen (Garland/Bannister) gemacht und von anderen gründlich verworfen worden [ebd., 196 ff]. Gerade weil die Eisenzeit nicht beliebig in die Vergangenheit gestreckt werden kann, haben Heinsohn und ich die Pyramiden verjüngt. Insofern sind die Überlegungen von O. Ernst geeignet, genau für jene Ideen zu werben, denen er selbst nicht zustimmen kann.

\*

*Sebastian Münster* hat 1544 seine *Cosmographia. Das ist: Beschreibung der gantzen Welt [samt weiterem, seitenfüllendem Titel]* verfasst. Aus der ersten deutschen Ausgabe von 1628 hat *Hans-Georg Huber*, 58095 Hagen, Prentzelstr. 11, zwei Passagen über Besançon und Ellwangen ausgewählt. Die Bischofsliste enthält eine markante Lücke (spätere Jahreszahlen nur noch aufgereiht), die Abtsliste Jahreszahlen erst ab dem 10. Jh.

Bisantz. Cap. xlix.

Vom Ursprung Bisantz [Besançon]/ der Hauptstadt in Hoch Burgund/ findet man nichts/ wie dann von vielen andern Stätten mehr. Jedoch ist jr älte dabey abzunehmen/ daß Julius Caesar im ersten Buch dieser gedenckt/ vermeldende/ daß Ariovistus ein Teutscher König/ nach Bisantz/ einer grossen Statt in Sequanis/ dieselbige eynzunehmen gezogen sey/ te. [...] Diese Statt hat ein Erstbischofflichen Sitz/ welchem auß Bäpstlicher Anordnung/ der zu Basel/ Losannen und Belley zugethan seyn. Man find daß zu der Zeit/

da das Hauß Burgund und noch seine eygne König gehabt/ etliche diß Bistumb verwesen haben/ so auß derselbigem Geschlecht gewesen seyn sollen/ Anthidius/ Nicetius/ Claudius/ Desideratus.

Desiderato ist nachgetreten Donatus/ ein eyferiger und ernsthafter Mann/ auch ein strenger Widerfechter der Arianischen Ketzerey/ soll gemartert worden seyn umb das Jahr Christi 350.

Annianus/ umb das Jahr 373. unter Keyser Valentiniano und Valente.

Chelidonius/ ungefehr umb das Jahr 418. / Prothadius 502. / Felix **630**.

Hugo von Chalon **1050**. / Diesem trat nach seines Bruders Sohn Johannes von Chalon. / Ansericus 1120. / Humbertus 1136. / N. Hertzog zu Schwaben/ Keyser Friderichs Barbarossae Sohn/ starb zu Acon Anno 1190. ... / 1280 / 1395 / 1442 / 1477 / 1500 / 1515 /

#### Elbwangen [Ellwangen] . Cap. ccl.

Diß Kloster ist gestiftet worden Anno 764. von Bischoff Horiolfo genannt. Den hatt Keyser Carlen also lieb als sein eygen Vatter/ er war Bischof von Langres in Franckreich. Sein Nachfahr in dieser Abtey ist gewesen Victerbus/ der war postuliert gen Augspurg zu einem Bischoff: Auff ihn sind nacheinander kommen diese Aebt:

|                             |     |             |             |
|-----------------------------|-----|-------------|-------------|
| Grimothus                   |     | Hardobert   | 956         |
| Othardus                    |     | Winitarius  | 964         |
| Adelgers                    |     | Gebhard     | 990         |
| Ganderadus                  |     | Hartman     | 996         |
| Ermenricus                  |     | Berengarius | 1011        |
| Berno                       |     | Odenbert    | 1026        |
| Astericus                   |     | Reichhard   | 1035        |
| Lindbertus                  |     | Aaron       | 1040        |
| Hatto                       |     | Regniger    | 1060        |
| Adelbert Graff zu Dillingen |     | Udo         | 1076        |
| Hirnbert                    | 922 | Isenbert    | 1090        |
| Herman                      | 944 | Adelger     | 1094 u.s.w. |

\*

**Walter Klier** zu: Nikolai Wandruszka, Der erste Hufschmied [ZS 1/04, 104-124]

Man sollte bei der Fokussierung auf die fiktiven 297 Jahre nicht aus den Augen verlieren, dass auch für lange Zeit nachher die Überlieferung nicht gerade als sehr zuverlässig betrachtet werden kann. So würde ich vorschlagen, aus der Belegliste für das Datum "vor 1066" König Eduard den Bekenner zu streichen.

Über die berühmte *Bayeux Tapestry* schreibt F. F. Arbutnot in seinem hochinteressanten Werk *The Mysteries of Chronology* [London 1900] u.a.:

“Wenn diese Stickerei tatsächlich die selbe ist, von der man sagt, daß sie nach der Schlacht von Hastings angefertigt wurde, dann verdiente sie als eines der Weltwunder angesehen zu werden. Während alle alten Kathedralen und Burgen der Normandie von den Grundmauern auf renoviert oder oft vollkommen neu gebaut werden mußten, gilt dieses Stück Leinen als originales Erzeugnis jener Zeit. Es soll zum erstenmal in einem Inventar der Schätze der Kathedrale von Bayeux 1476 auftauchen, also 400 Jahre nach seiner angeblichen Verfertigung; es werde im Kirchenschiff am Tage der Ausstellung der Reliquien, also am 1. Juli jedes Jahres aufgehängt. Danach verschwand es bis ins 18. Jahrhundert wieder aus dem Blickfeld. Der Abbé de la Rue, Chanoine Honorable der Kathedrale von Bayeux, teilt 1821 mit, daß der Bildteppich erstmals in einem Inventar der Kirchenschätze von 1639 auftaucht, das allerdings verloren scheint. Der Abbé erklärt weiter, daß er in der umfangreichen Sammlung über kirchliche und literarische Altertümer der Normandie, die von du Moustier (gest. 1662) zusammengestellt wurde, keine Erwähnung des Bildteppichs findet. Hermant, Curé von Maltot, referiert 1705 den Inhalt eines Inventars von 1475, worin sich keine Erwähnung des Bildteppichs findet. Sichere Hinweise über dessen Existenz gibt es erst ab ungefähr 1720. 1842 mußte er bereits repariert werden. Zwischen 1476 und 1724 findet sich keine Erwähnung; es ist also leicht möglich, daß jene von 1476 später eingefügt wurde; schließlich scheint der Teppich 1475 unbekannt zu sein.”

Die aktuelle Website zur *Bayeux Tapestry* äußert sich zu dieser Problematik nicht, sondern stellt nur fest, dass die Geschichte der Kommissionierung durch Bischof Odo kurz nach 1066 “über jeden Zweifel erhaben” (“without any shadow of doubt”!) sei, und dass das Interesse an der *Tapestry* bis ungefähr 1750 sehr gering war. Schon aus dieser Feststellung folgt zwingend, dass sie im Verlauf von gut 600 Jahren den Motten zum Opfer gefallen wäre, wenn sie da existiert hätte.

Walter Klier, Innsbruck

\*

Kurz vor Redaktionsschluss erreicht uns eine bemerkenswerte Nachricht aus Magdeburg. **Gerald Schmidt** hat in Heft 2/2003 einen Beitrag unter dem Titel *Neues vom Magdeburger Domhügel oder Wo wurde Kaiser Otto I. begraben?* veröffentlicht. Einige der von ihm aufgestellten Hypothesen erhielten nun überraschend schnell ihre Bestätigung. So hat er gefolgert, dass die “aula regia” Ottos I. in Wahrheit den Überrest des ottonischen Domes darstellt [Schmidt 394]. Explizit leisteten nun einige Wissenschaftler unabhängig von Schmidts Hypothesen gewissermaßen einen ‘Offenbarungseid’. Ein aktueller Beitrag des Kultur- und Heimatvereins Magdeburg, mit Unterstützung der



Landesregierung, Referat Kultur, geschrieben von Helmut Menzel und veröffentlicht im *Magdeburger Stadtzeugen* [Heft 3/2004], beginnt wie folgt:

“2003 hatten die Archäologen des Landesamtes die sensationelle Nachricht verkündet, dass bei Ausgrabungen auf dem Domplatz, unter der östlichen Straßenführung, die Ausgrabungsergebnisse Dr. Nickels aus den 60er/70er Jahren nun ergänzt werden konnten. Bislang hielt man die Nickelschen Befunde für den ottonischen Pfalzpalast. *Doch nun muss wohl die Baugeschichte der Stadt Magdeburg für das 10. und 11. Jh., für Domplatz und Dom, umgeschrieben werden. Die erfolgte Neubefundung scheint unzweifelhaft den ottonischen Dom und nicht den Palast zu bestätigen. Bislang gingen Bau- und Baukunstwissenschaftler davon aus, dass der ottonische Dom auf den Grundmauern des Vorgängers, der Kirche des Moritzklosters, errichtet wurde, und der heutige gotische Dom auf den Grundmauern des ottonischen Domes, mit einer Achsverschiebung, entstand. Deshalb bestand zur Annahme, dass die auf der Ostseite des Domplatzes ergrabenen Baureste zum Palast Otto des Großen gehörten, kein Zweifel. Nun ist aber alles anders. ...*” [Hvhg. der Red.]

\*

Der *C.H. Beck Verlag* ediert eine Reihe *Wissen*, in der nicht zuletzt Biographien erscheinen. Sie werden in einem Faltblatt proper vorgestellt. *Walter Klier*, Innsbruck, stellt dazu die nicht besonders höfliche Frage, wie viele der dort vorgestellten Personen eigentlich real gewesen sein mögen (ausgeklammert werden fünf plausibel klingende Namen der Zeitgeschichte):

Alexander der Große / Augustus / Bonifatius / Caesar / Franziskus von Assisi / Hannibal / Hildegard von Bingen / Homer / Jesus / Justinian / Karl der Große / Karl V. / Kleopatra / Konstantin der Große / Königin Luise / Marco Polo / Maria / Mohammed / Nero / Paulus.

\*

Von *Hans-Joachim Zillmer* ist in der Redaktion kurz vor Abschluss dieser Nummer ein neues Buch eingetroffen: *Kolumbus kam als Letzter. Als Grönland grün war: Wie Kelten und Wikinger Amerika besiedelten. Fakten, Funde, neue Theorien*; Langen Müller, 366 S.

\*

Wenn *Arbogast Schmitts* Buch *Die Moderne und Platon* in zweiter Auflage bei der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft, Darmstadt, erscheint, dann wird wie selbstverständlich die Rezension von Franz Siepe als “Zeitensprünge” und damit wie eine Belobigung zitiert [WBG Mitglieder express 3/04]. Sind wir doch schon ehrenwert geworden?

\*

Endlich erschienen: Von **Günter Lüling** *A Challenge to Islam for Reformation*, Verlag Motilal Banarsidass, Delhi (lieferbar per Seepost, Telefax-Nr. 0091/011/23930689; mlbd@vsnl.com). Lüling hat sein Buch von 1974: *Über den Ur-Qurān* vollständig umgearbeitet, erweitert und nunmehr auf Englisch herausgebracht. Das Werk ist nicht wie das ihm zugrundeliegende totgeschwiegen worden, sondern bekam von Wolfgang Günter Lerch eine positive Rezension in der F.A.Z. [*Über christliche Strophen im Koran. Günter Lüling fordert mit seinem Lebenswerk den Islam zu einer Reformation heraus*; 1. 6. 2004], der hier kurz gefolgt wird. Es handelt sich um nichts Geringeres als eine Koran-Exegese mit den historisch-kritischen Methoden der westlichen Wissenschaft. Wenn es im Titel um die unvermeidbare Reformierung des Islam geht, so bedeutet dies: auf der Grundlage eines kritisch geprüften Korantextes. Im Gegensatz zu Christoph Luxenberg, der von einer ursprünglich aramäischen, nicht von einer voll ausgebildeten hocharabischen Sprachgestalt des Korans ausgeht, legt Lüling ein Substrat christlicher Hymnen- und Strophendichtung frei. Demnach hätten wesentliche Teile des Korans schon vor Mohammed existiert. Beide Ansätze müssten sich nicht ausschließen, doch wird die Synthese wohl erst einem dritten gelingen.

\*

Von **Walter Klier** erscheint noch im Sommer die erweiterte Neuauflage des einstigen *Shakespeare-Komplott* unter dem Titel: *Der Fall Shakespeare. Die Autorschaftsdebatte und der 17. Graf von Oxford als der wahre Shakespeare*. Verlag Uwe Laugwitz, Matthias-Claudius-Weg 11B, D-21244 Buchholz i.d.N.;

### Mantis Verlag

Wie auf S. 400 bereits angekündigt, erscheint der vollständige Artikel von Prof. Dr. **Volker Friedrich** im August als selbständige Arbeit:

*Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451*. Ca. 75 S., brosch.

Das Buch von **Specht K. Heidrich**:

*Mykenische Geschichten. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand*

ist ca. zwei Wochen nach Auslieferung dieses Zeitensprünge-Heftes (2/2004) lieferbar. 416 S. und 15 beigelegte, genealogische Karten.

Von **Franz Siepe** ist in Vorbereitung:

*Die Farben des Eros. Marginalien zur Kulturgeschichte der Liebes- und Schönheitswahrnehmungen in Antike und Abendland*.

**Specht K. Heidrich (2004): Mykenische Geschichten:** *Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand;* 416 S., 24,50 €, für Abonnenten (= f. Abo.) 21,50 €

**Volker Friedrich (2004): Irgendwo in Gallien.** Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451. Ca. 75 S., Brosch., 7,50 €, f. Abo. 7,- €

**Andreas Birken (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients**  
Karten und Regentenlisten. CD, f. Abo. 17,50 €

**Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte**  
Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken  
325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, f. Abo. 17,50 €

**Heribert Illig · Franz Löhner (<sup>6</sup>2003): Der Bau der Cheopspyramide**  
270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

**Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (<sup>5</sup>2003): Wann lebten die Pharaonen?**  
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, f. Abo. 24,- €

**Gunnar Heinsohn (<sup>4</sup>2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?**  
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit  
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, f. Abo. 12,- €

**Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes**  
Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte  
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, f. Abo. 13,- €

**Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit**  
Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände  
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 49,80 €, f. Abo. 45,- €

**Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung**  
240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, f. Abo. 15,- €

**Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung  
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, f. Abo. 18,- €

**Gunnar Heinsohn (<sup>3</sup>1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!**  
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich  
276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

**Gunnar Heinsohn (<sup>2</sup>1997): Wer herrschte im Indusal?**  
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser  
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, f. Abo. 10,- €

**Heribert Illig (<sup>1</sup>1996): Hat Karl der Große je gelebt?**  
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfindenen Mittelalters‘, f. Abo. 5,- €

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 11,- €

# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 16, Heft 2, August 2004

- 251 Editorial
- 252 Andreas Otte: <http://www.chrono-rekonstruktion.de>  
Ein Statusbericht
- 258 Heribert Illig: Die Tyrannei des Trivialen. Zum Mittel-  
alterdiskurs
- 272 H.-U. Niemitz / H. Illig: Aachen: alt, ganz alt oder noch  
älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann
- 279 Werner Benecken: Der so genannte Karlsgraben
- 309 Franz Siepe: Frankenausstellung in Forchheim
- 315 John Spillmann: Das frühmittelalterliche Zürich im Lichte  
der Phantomzeitthese
- 347 Fabian Fritzsche: Wikinger am Rhein - oder doch nicht?
- 350 Gerhard Anwander / H. Illig: Schwedens ausgemusterte  
Karle, Polens noch früherer Königsverlust
- 358 Andreas Birken: Aegidius – ein seltsamer Heiliger
- 364 Herwig Brätz: Die Weisheit des Esels
- 369 Klaus Weissgerber: Zur indischen Chronologie 2. Teil
- 400 Volker Friedrich: Irgendwo in Gallien. (Schlacht auf den  
Katalaunischen Feldern)
- 432 Jan Beaufort: Richtigstellung zu Lukas
- 436 Armin Wirsching: Das Himmelsgewölbe auf der Himmels-  
scheibe von Nebra
- 444 Heribert Illig: Vinci – Horken – Velikovskij – Heidrich  
Streifzüge zwischen Skandinavien und Griechenland
- 462 Meinhard Hoffmann: Nofretete und Eje identifiziert!  
Forensische Medizin und die Pharaonenmumien
- 271 Fortsetzung der Mittelalter-Debatte
- 484 Leserbriefe und Diverses
- 491 Verlagsnachrichten

ISSN 0947-7233